Henri Lefebvre

Sprache und Gesellschaft

Schwann

Lefebvre

Sprache und Gesellschaft

Sprache und Lernen

Internationale Studien
zur pädagogischen Anthropologie

Herausgegeben von
Professor Dr. Werner Loch
Professor Dr. Harm Paschen
und Professor Dr. Gerhard Priesemann

Band 23

Henri Lefebvre

Sprache und Gesellschaft

Pädagogischer Verlag Schwann Düsseldorf

Die französische Originalausgabe erschien bei
Éditions Gallimard, Paris 1966
unter dem Titel
Le langage et la société
Die deutsche Übersetzung besorgte Erwin Stegentritt
Redaktion: Wolfgang Altenhoff

© 1973 Pädagogischer Verlag Schwann Düsseldorf
Alle Rechte vorbehalten. 1. Auflage 1973
Umschlaggestaltung Paul A. Wohlrab
Herstellung Wagner, Nördlingen
ISBN 37895-0223-5

»The mind is its own place, and in itself can make Heaven of Hell, a Hell of Heaven.« (Milton, *Paradise Lost*)

INHALT

Vorwort von W. Altenhoff 9

I. Fragen zur Sprache und in Frage gestellte Sprache. Erster Überblick 16
Die Wissenschaft allgemein – Die Sozialwissenschaften – Die Philosophie im allgemeinen – Die Literatur – Die Kunst

II. Ein neues Verständnis? 30
Intelligibilität und Philosophie – Artikulationsniveau und Intelligibilität – Stabilität und Intelligibilität

III. Theoretische Situation und kulturelle Situation 71
Gesellschaftswandel und Sprachkrise – Auflösung der Sprache

IV. Die Reduktion 87
Die Reduktion und ihre Modalitäten – Die dialektische Reduktion (Marx) – Die phänomenologische Reduktion (Husserl) – Die linguistische Reduktion – Anspruch und Kriterien der gerechtfertigten Reduktion

V. Die Dimensionen der Sprache 110
Das Problem der Dimensionen – These der Eindimensionalität – Theorie der Zweidimensionalität – Dreidimensionalität der Sprache – Über die Leerstelle und den Satz – Die dimensionale Analyse

VI. Der dreidimensionale Kode.
Entwurf einer Formentheorie 156
Das dreidimensionale Schema. Seine Grenzen und seine Anwendung – Theorie der Formen – Funktionen der Sprache in der Gesellschaft

VII. Die Warenform und die Rede 207
Die Ware als Form – Vom Sprechen zum Gerede (zur Rede)

Register 237

VORWORT

Um nicht Themen und Probleme zu behandeln, die im vorliegenden Buch selbst ausgiebig diskutiert werden, um also nicht eine »Interpretation« vorzuschalten, sollen an dieser Stelle einige Überlegungen (die eher Fragen aufwerfen als beantworten) vorgebracht werden, die ausgehend von der »Leseerfahrung« bei diesem Buch – wie auch bei anderen Werken desselben Autors[1] – von Interesse sein könnten. »Leseerfahrung«, die Rezeption geschriebener Sprache ist zweifellos *auch* ein sprachsoziologisches Thema, das Anlaß gibt, auf einen Zusammenhang hinzuweisen, in dem die Thematik dieses Buches (sei sie auch nur durch den Titel »signalisiert«) zur Anwendung gelangen könnte, d. h. sozusagen die »Probe aufs Exempel«. Zu diesem Zweck läßt sich ein von Lefebvre an anderer Stelle entworfenes allgemeines Schema[2] in spezifizierter Form verwenden und könnte folgendermaßen lauten:

1. Aufbau (Kennzeichen) dieser Wissenschaftssprache: Wodurch, in Abhebung von anderen, ist Lefebvres Schreibstil charakterisiert? (Linguistische Dimension.)

2. Reflexion über diesen Schreibstil: Welchen »Sinn« hat er und in welchem Rahmen spielt er die Rolle, die er spielt? (Sozialwissenschaftliche Dimension.)

3. Umwandlung dieser Reflexion zum Prototyp einer Sprachsoziolo-

[1] Von Lefebvres umfangreichem Werk gibt es inzwischen folgende deutsche Ausgaben: Probleme des Marxismus, heute, Frankfurt [1]1965, [6]1971. – Der dialektische Materialismus, Frankfurt [1]1966, [5]1971. – Zum Begriff der ›Erklärung‹ in der politischen Ökonomie und in der Soziologie; und: Perspektiven der Agrarsoziologie, in: A. Schmidt (Hrsg.), Beiträge zur marxistischen Erkenntnistheorie, Frankfurt [1]1969, [4]1972. – Das Alltagsleben in der modernen Welt, Frankfurt 1972. – Biographische und bibliographische Angaben zu Lefebvre sind jetzt leicht zugänglich bei: Kurt Meyer, Henri Lefebvre. Ein romantischer Revolutionär, Wien 1973.

[2] Vgl. Alltagsleben . . ., a.a.O., S. 176.

gie: Welches systematische Erkenntnismodell liegt zugrunde/steht infrage/wird entworfen? (Wissenschaftstheoretische Dimension.)

1. Die sprachlichen Verfahren, die Lefebvre verwendet, können einen Leser, der gewisse wissenschaftliche Schreibstile gewöhnt ist, bestimmte Arten wissenschaftlichen Sprachgebrauchs oder verbalisierter »Wissenschaftlichkeit« und die darin implizierten Normen internalisiert hat, zumindest verwirren, wenn nicht provozieren; denn offensichtlich ist hier »Wissenschaftlichkeit« anders, zumal weniger nüchtern verbalisiert. Es handelt sich um eine Schreibweise, die, grob charakterisiert, von den »Spezialisten« (den professionellen Soziologen, Philosophen etc.) etwa als eigenwillig, unpräzise, rhetorisch, unseriös, »unwissenschaftlich« etc. bezeichnet werden mag, die häufig auf sanktionierte Mittel und Konventionen des (wissenschaftlichen) Schreibens verzichtet und vielmehr ein oft spielerisches, auch redundantes Hinundher von Wörtern, »Einfällen«, Fragen, Fragen-Fallenlassen und Fragen-Offenlassen bevorzugt. Kritisch ließe sich leicht ein Diktum Lefebvres auf ihn selbst anwenden, nämlich: »Derjenige, der dem Verbalismus mißtraut, begibt sich allein durch die Aufmerksamkeit, die er der Sprache entgegenbringt, in die Gefahr, selbst in einen Verbalismus zu fallen« (S. 27), und es ließe sich sagen, daß er dieser Gefahr häufig erliegt oder zu erliegen scheint, so daß auch auf ihn selbst seine Bemerkung über Heidegger zuträfe: »Diese brillanten Kommentare rufen Bewunderung hervor; der Leser bleibt unbefriedigt. Was beweisen sie?« (S. 34)[2a]

Ob diese groben Hinweise korrekt sind, wäre durch sorgfältige Lektüre und Analysen zu überprüfen; hier begnüge ich mich damit und konstatiere (hypothetisch), daß sich ein Wissenschaftler schon auf der verbalen Ebene *nicht* an den »üblichen«, »ernsthaften« Sprachgebrauch einer bestimmten gesellschaftlichen Institution, an das verbale »Gehabe« von »Wissenschaft« (ohne die Notwendigkeit sprachlicher-fachsprachlicher Präzision etc. als wissenschaftlichem Instrument zu bestreiten) hält und *nicht* die Art der verbalen Produkte der Hochschulen, Universitäten etc. »mit ihrer Pseudo-Strenge, der der Dissertationen« (S. 170) imitiert – ein Thema von nicht eben geringer pädagogischer, hochschuldidaktischer Relevanz und, auf dem Hintergrund allgemeiner akademischer Frustration, sogar Brisanz.[3]

[2a] Natürlich zielen diese und ähnliche Fragen nicht nur auf die »äußerlichen« sprachlichen Formen, sondern auf »Ideologie als Sprache«. Vgl. dazu die berühmte Schrift von Th. W. Adorno, Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie, Frankfurt [1]1964.

[3] Es ist nicht uninteressant zu erwähnen, daß Lefebvre zu den »geistigen Vätern«

Mögen auch die Ausführungen Lefebvres nicht immer leicht verständlich sein, so bleiben sie doch insgesamt auf einer verbalen Ebene, die zumindest stilistisches Vergnügen bereiten kann, zum Durch- und Weiterdenken des Geschriebenen herausfordert, weil mehr angedeutet, eher perspektivische Zusammenhänge entdeckt werden, als daß kunstvoll ein systematisches, von Überflüssigem gereinigtes Konstrukt durchgeführt wäre. Der Reichtum an Aspekten, die Vielzahl unterschiedlichster konkreter Phänomene, die sprachlich »eingefangen« und in den Argumentationsfluß eingeschmolzen werden, erscheinen wichtiger als verbal dokumentiertes Spezialistentum, dem die Sprache einerseits als bloßes Vehikel wissenschaftlichen, emotionslosen Denkens gilt, dem andererseits das »geschriebene Wort, das feste Zeichen ... einen Status«[4] verkörpern, der auf dem Wege der Rezeption vermittelt werden soll.

2. Eine Reflexion über wissenschaftlichen Sprachgebrauch stößt damit unausweichlich auf die Frage nach der gesellschaftlichen Funktion akademischer Sprech- und Schreibweisen, d. h. ihrer Produktions- und Rezeptionsbedingungen und -folgen; denn: »Das Geschriebene manifestiert sich als ein von Vorschriften beladener Signifikant, der das Individuum und die Gruppen in diesen Kontext taucht, der eine gesellschaftliche und geistige Ordnung auf den Boden projiziert.«[5] In bezug auf den Schreibstil Lefebvres wäre zu fragen, von welcher verbalen Praxis er sich abhebt (oder abheben und unterscheiden könnte) und welchen Rezeptionstyp er erfordert bzw. impliziert.

Eine wissenschaftliche Rigorosität und ihr Ausdruck in einer disziplinierten bzw. sterilen und puristischen Wissenschaftssprache, die von Lefebvre nicht übernommen wird, könnte einem gesellschaftlichen Zustand entsprechen, in dem Schreiben und Geschriebenes *vorschreibt*, indoktriniert, Herrschaft ausübt, unter dem Deckmantel wissenschaftlicher Seriosität soziale Kontrollfunktionen erfüllt; denn: »Eine Ideologie kann es sich heute nicht mehr erlauben, als Ideologie zu erscheinen ... Sie muß wissenschaftlichen Stil annehmen.«[6] Sich nicht an solchen Stil halten zu wollen, nimmt Lefebvre ausdrücklich für sich in Anspruch: »Nun tut jedoch nach unserer Meinung der polemische Charakter der ›Wissenschaftlichkeit‹ keinen Abbruch. Im Gegenteil. Die Erkenntnis ernährt sich von Ironie und Auseinandersetzung.«[7] Und

des »Pariser Mai 1968« gezählt wird und daß die wohl bekannteste Parole lautete: »Die Phantasie an die Macht!«

[4] Alltagsleben ..., a.a.O., S. 214.

[5] Ibid., S. 240.

[6] Ibid., S. 136.

[7] Ibid., S. 99.

Lefebvre hält sich an diese Maxime, wie man mit zahllosen Zitaten belegen könnte. Diese (erkenntnistheoretische und wissenschaftspolitische) Position hat soziologische Gründe und Erkenntnisse für sich, weil die *Institutionalisierung der Wissenschaft* mit der Funktion des Schreibens und »Schrifttums« in der Gesellschaft zusammenhängt, eine wesentliche Bedingung darin hat: »Die Geschichte des Schreibens (für und durch die Gesellschaft) würde im Geschriebenen den Prototyp und die ›conditio sine qua non‹ der *Institutionen* zeigen.«[8] Ein Dilemma entsteht dann, wenn (sanktionierte) Formen des Schreibens und Geschriebenen zu Konsolidierungs- und Erhaltungsfunktionen der Institutionen degenerieren, das Schreiben aber trotz dieser Einsicht nicht aufgegeben wird; von daher (zumindest der Tendenz nach) rührt die Aufhebung des sanktionierten Schreibstils bei Lefebvre, um sich nicht zum Komplizen zu machen, nachdem er die Gefahr entdeckt hat. (»Eine auf den Schriften und der geschriebenen Sache gegründete Gesellschaft tendiert zum Terrorismus.«[9])
Weiterhin hängt das Phänomen des Schreibens und die gesellschaftliche Funktion des Geschriebenen eng zusammen mit dem Charakter der »Rede« (discours), wie sie Lefebvre analysiert (und kritisiert), nämlich der verselbständigten, entfremdeten Form der Sprache, der Sprache als »Ware«, die auch als solche rezipiert, d. h. konsumiert wird. Wiederum tendiert die Schreibweise Lefebvres dahin, sich innerhalb dieser Marktsphäre »Wissenschaft« den Mechanismen dieses Marktes zu verweigern, sich der Konsumption zu entziehen, indem er das »Sprechen« (parole) in sie einbringt; denn: »Die Rigorosität des Geschriebenen tendiert zur frostigen, dem Wunsch fremden, immer sich selbst ähnlichen Reinheit. Das Sprechen, die Gegenwart, den Wunsch zu restituieren, das heißt das Eis in Flammen setzen . . .«[10] Es wird daher – für den Leser – eine Funktion der Sprache aktiviert, in der sie nicht produzierte (und fragwürdige) Bedürfnisse befriedigt, etwa das Interesse an bestimmten Erkenntnissen mit fertigem Wissen »bedient«, sondern sozialen »Sinn« gewinnt, zur Erzeugung einer »neuen Intelligibilität« (vgl. S. 53) beiträgt, ohne deren Formen abgeschlossen vorzulegen, d. h. ohne Formen des Denkens zur »Ware« zu machen. Das »Sprechen«, von dem Lefebvre sagt, es entgehe den Ideologien (vgl. S. 231), wird hier fast zum Ideologem; denn wenn Europa »nur noch ein Feld

[8] Ibid., S. 213.
[9] Ibid., S. 214.
[10] Ibid., S. 242.

philosophischer, theoretischer Ruinen«[11] ist, welchen »Sinn« hat dann noch das »Sprechen«?
Eine Antwort auf diese Frage, angewendet auf die Schreibweise Lefebvres, könnte lauten, daß sie menschliche Spontaneität (die des Lesers) an ihrem kritischen Punkt, dem der Sprache, zur Realisierung auffordert, damit der Mensch selbst nicht mit der Auflösung der Sprache in der »Rede«, im »Geschriebenen« verloren geht. In diesem »Sinn« läge ein eminent pädagogisches Anliegen, über dessen Erfolg die jeweilige Lektüre (dieses Buches) zu entscheiden hätte. »Das Moment des Gelingens am kreativen Sprachgebrauch ist eines der Emanzipation.«[12] Wenn aber das »Sprechen«, wie es überall in diesem Buch thematisiert wird, so wichtig ist, dann bleibt auch die Utopie, zumindest als Frage: »Ist es möglich, das Recht auf Sprechen neben das Recht auf Arbeit, auf Bildung, auf Gesundheit, auf Wohnung, auf Urbanität zu setzen?«[13]
3. Mit dem in den letzten Abschnitten aufgegriffenen Terminus »Sinn« ordnen sich die sprachsoziologischen Untersuchungen in einen größeren Zusammenhang ein, und zwar sowohl im Gesamtwerk Lefebvres als auch innerhalb bestimmter wissenschaftstheoretischer Diskussionen über die methodologische Problematik einer Sprachsoziologie oder Soziologie der Sprache und einer verstehenden Soziologie.
Bei Lefebvre sind die Untersuchungen zur Sprache eingebettet in die Analysen der »Alltäglichkeit« und des »modernen Lebens«, vergleichbar mit denen von A. V. Cicourel, H. Garfinkel und E. Goffman. Ausgangspunkt ist der »soziale Text« (vgl. S. 177), der das gesamte semantische Feld umfaßt, das sich jedermann im alltäglichen Leben darbietet und ihn als »Netz« umgibt, und in dem die Sprache eine besondere Rolle spielt: »Ohne sich zu entwerten, macht die Sprache die Werte. Gleichzeitig macht sie das Alltägliche; sie ist das Alltägliche; sie ist das Alltägliche und weicht ihm aus; sie verschleiert es dadurch, daß sie sich weigert, es zu entschleiern. Im Gegenteil: sie verschleiert es, indem sie es mit Rhetorik und Imaginärem schmückt.«[14] Diese »Praxis«, ein-

[11] Ibid., S. 136. – Man vergleiche hierzu das Buch von Thomas Molnar in dieser Reihe (Die Zukunft der Bildung, Düsseldorf 1971), der von einer ideologisch völlig verschiedenen Position her die Situation in den USA analog kennzeichnet.
[12] J. Habermas in: Hermeneutik und Ideologiekritik, Frankfurt 1971, S. 147.
[13] Alltagsleben . . ., a.a.O., S. 221.
[14] Ibid., S. 169. – Es wurde mit Absicht so häufig aus diesem Werk zitiert, obwohl sich identische Textstellen oder Varianten leicht auch aus vorliegendem Buch zitieren ließen, um den hier behandelten Rahmen deutlicher hervortreten zu lassen. Innerhalb der Analysen zur »Modernität« ist im »Alltagsleben . . .« ein besonderes Ka-

schließlich der Sprache, ist Gegenstand der Sozialwissenschaften, und charakteristisches Merkmal der »Praxis« ist ihre Sinndimension; denn alle sozialwissenschaftlichen Gegenstände haben eine Bedeutung, und es geht um das Verstehen dieser Dimension. Dafür wird ein erkenntnistheoretisches Modell entworfen. Ansätze zu einem solchen Modell findet Lefebvre in der Philosophie, Linguistik und im Strukturalismus, denen jedoch eine entscheidende Schwäche vorgeworfen wird: ihr exzessiver Reduktionismus, d. h. sie reduzieren die (gesellschaftliche) Wirklichkeit auf reine Formalstrukturen, ihre syntagmatischen (oder kombinatorischen) und paradigmatischen (oder systematischen) Aspekte, während die Bedeutungsdimension (die Dimension des Symbolischen und die Ebene der sinngebenden »Praxis«) ausgeklammert wird.
Ein Modell, das die Sinndimension einbezieht, erzeugt notgedrungen eine umfassendere Sprachsoziologie, als es eine eng verstandene oder unkritisch rezipierte »Soziolinguistik«[15] darstellt, der man einen Vorwurf wie den folgenden aufgrund ihrer konzeptuellen Mängel oder »restringierten Wissenschaftlichkeit« nicht ersparen kann: »Die Soziolinguistik kann es sich einfach nicht leisten, weiterhin ziellos herumzutreiben, hübsche Schmetterlinge und seltsame Wortlisten zu sammeln, in selbst auferlegter Isolierung von den aufregenden Dingen, die sich in der allgemeinen theoretischen Linguistik ereignen«[16] und auch in der sozialwissenschaftlichen Theoriebildung, wäre zu ergänzen. Das methodologische Problem einer Vermittlung linguistischer und soziologischer Dimensionen dürfte nur lösbar sein, wenn auch Sprache und Sprechen als soziale Handlungen begriffen werden, deren »Sinn« innerhalb des »sozialen Textes« entziffert werden muß. »Aber der objektive Zusammenhang sozialen Handelns geht nicht in der Dimension intersubjektiv vermeinten und überlieferten Sinnes auf. Die sprachliche Infrastruktur der Gesellschaft ist Moment eines Zusammenhangs, der sich auch, wie immer symbolisch vermittelt, durch Realitätszwänge konstituiert ... *Der objektive Zusammenhang, aus dem soziale Handlungen allein begriffen werden können, konstituiert sich aus Sprache, Arbeit und Herrschaft zumal.*«[17]

pitel den »Spracherscheinungen« (S. 155 ff.) gewidmet, das den Stellenwert von »Sprache und Gesellschaft« in der Gesamtproblematik bestimmt.

[15] Häufig allein mit dem Namen Basil Bernstein assoziiert, sowie auch mit dessen »Schule«. Vgl. dazu die Bernstein-Ausgabe in dieser Reihe (Studien zur sprachlichen Sozialisation, Düsseldorf ²1973) und darin besonders das Vorwort der Herausgeber zur Rezeptionsgeschichte (S. 21 ff.).

[16] D. De Camp, Ist eine soziolinguistische Theorie möglich?, in: W. Klein/D. Wunderlich (Hrsg.), Aspekte der Soziolinguistik, Frankfurt 1971, S. 243.

[17] J. Habermas, Zur Logik der Sozialwissenschaften, Frankfurt ²1971, S. 289.

Weil sich »Sinn« durch kommunikatives Handeln bildet, konstituiert er sich im Rahmen von *Bildungsprozessen*[18], und eine Soziologie, »die Sinn als Grundbegriff akzeptiert, kann daher das soziale System von den Persönlichkeitsstrukturen nicht abstrahieren; sie ist stets auch Sozialpsychologie.«[19] Die Rolle der Sprache bei diesen Prozessen wird von Lefebvre mit semantischen Kategorien (einer Semantik, die aus historischen Gründen noch kaum optimal sein kann, weshalb wenigstens hingewiesen sei auf neuere Entwicklungen dieser Wissenschaft, besonders im Rahmen einer »generativen Semantik«[19a]) auf einer mehr »makrostrukturellen« Ebene analysiert und wird ergänzt durch die intensiven Bemühungen des sogenannten Symbolic Interactionism, der ebenfalls in den Rahmen einer sprachverstehenden Soziologie gehört.[20]

W. Altenhoff

[18] Vgl. ibid., S. 301.
[19] J. Habermas/N. Luhmann, Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?, Frankfurt [1]1971, S. 217.
[19a] Vgl. z. B. P. A. M. Seuren (Hrsg.), Generative Semantik: Semantische Syntax, Düsseldorf 1973.
[20] Vgl. in dieser Reihe A. R. Lindesmith/A. L. Strauss, Symbolische Bedingungen der Sozialisation. Eine Sozialpsychologie, Düsseldorf 1973.

I. FRAGEN ZUR SPRACHE UND IN FRAGE GESTELLTE SPRACHE ERSTER ÜBERBLICK

Die Fragen bezüglich der Sprache haben im gegenwärtigen Denken eine überragende Bedeutung erlangt. Es bleibt zu fragen, ob diese Bedeutung nicht übertrieben ist. Zu dieser Frage müssen wir uns äußern und das wird auch eins der Ziele dieses Buches sein.

Es bietet sich zunächst an, einen schnellen Überblick zu geben. Wir werden das Terrain erkunden (im Sinne von erforschen), auf dem wir uns bewegen werden. Danach werden wir für eine tiefergehende Untersuchung zu den in dieser ersten Erkundung gefundenen Punkten zurückkehren müssen. Von welcher theoretischen (ideologischen und wissenschaftlichen) Situation ist jene Wichtigkeit der Fragen zur Sprache die Folge oder die Ursache oder das Symptom? Warum und auf welche Weise steht die Sprache im Mittelpunkt vieler Untersuchungen in den verschiedensten Bereichen? Was bedeutet diese Konvergenz oder worauf deutet sie hin?

Es wäre zwar richtig, aber trivial, daran zu erinnern, daß die oft heftigen Zusammenstöße zwischen Kulturen, sozialen und politischen Systemen, zwischen unterschiedlich entwickelten Bereichen (ebenso in bezug auf das wirtschaftliche Wachstum als auch in bezug auf die soziale und kulturelle Entwicklung im eigentlichen Sinn) die Aufmerksamkeit auf die Sprache lenken. Es wäre weniger trivial und doch ebenso richtig, darauf hinzuweisen, auf welche Weise die »Parzellierung« und die Spezialisierung der am weitesten fortgeschrittenen Arbeiten, Kenntnisse, sozialen Aktivitäten in erster Linie in jedem Land und in jedem Bereich die Erfordernis der Übereinstimmung, der Kommunikation und der Sprache mit sich bringen. Die Sprache differiert nicht nur zwischen den Völkern, sondern auch gerade zwischen den »Disziplinen«, den Wissenschaftsgebieten und den Wissenschaftlern. In »interdisziplinärer« Zusammenkunft, in jedem »Kolloquium« muß jeder Teilneh-

mer seine ihm eigene Sprache, seinen spezialisierten Jargon hinter sich lassen. Was als »Mosaik-Kultur« bezeichnet werden konnte, bringt das allgemeine und permanente Problem der Übersetzung mit sich. In diesem Sinn taucht der antike philosophische Begriff der »Totalität« aus der Zersplitterung der Erkenntnisse auf.
Unser Überblick über die »theoretische Situation«, so summarisch er auch sein mag, kann sich nicht mit diesen Beobachtungen begnügen. Versuchen wir, es genauer zu fassen.

Die Wissenschaft allgemein

Es wurde oft gesagt und wiederholt, daß jede Wissenschaft in einer wohl ausgebildeten Sprache besteht. Dem wurde hinzugefügt, die wissenschaftliche Sprache habe eine doppelte Funktion: eine deskriptive und eine explikative. Ein entscheidender Schritt in der Erkenntnis wird getan, wenn der Wissenschaftler von einem expressiven Terminus seiner Forschung und seiner Überlegung zu einem Terminus gelangt, der einen Begriff bedeutet, der innerhalb einer Menge von Begriffen seinen Platz hat. Die Worte »dienen dazu, Ideen zu repräsentieren und sogar zu erklären«, schrieb Leibniz.[1] Begriffe enthalten die Nomenklatur und führen zu theoretischen Konstruktionen.
Jeder Wissenschaftler ist also ständig darauf bedacht, bei jedem Schritt seiner Untersuchung seine Terminologie zu definieren, indem er sie einerseits (wenn möglich) der Umgangssprache und andererseits dem bereits anerkannten Vokabular seines Wissenschaftszweiges angleicht.

[1] Nouveaux Essais sur l'entendement humain (deutsche Ausgabe: Philosophische Werke, Bd. III: Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand, 3. Buch: Von den Worten, Leipzig 1926, S. 295–410). Diese bemerkenswerte Abhandlung enthält in einer philosophischen Systematisierung mehrere Begriffe, die die modernen Linguisten (seit F. de Saussure) mit Präzisierungen wiederentdeckt haben. Wenn N. Chomsky in der Zeitschrift Diogène (31/1965, S. 14 ff.: De quelques constantes de la théorie linguistique) seine »Cartesian Linguistics« (deutsche Ausgabe: Cartesianische Linguistik, Tübingen 1971) zusammenfaßt, ist man verwundert, daß er auf der Grammatik und Logik von Port-Royal, auf den Arbeiten von G. de Cordemay und Du Marsais insistiert, das Werk von Leibniz, mit Spinoza der bedeutendste der (kritischen) Nachfolger Descartes', schweigend übergeht. Es ist richtig, daß Leibniz die Arbeiten von Port-Royal genau kannte. Vgl. besonders seine Ausführungen (op. cit.) über die Willkürlichkeit der Zeichen und die Sprache als Institution, über die formalen Verbindungen der Zeichen, über die Rolle der Unterschiede und Dichotomien; den gesamten Text über die Funktion der Metaphern und Vergleiche, die Metonymien und Assoziationen usw. Die Unruhe über die Sprache, ihre In-Frage-Stellung – die für die Reflexion und die Erkenntnis unentbehrlich sind – tauchen bei Leibniz anhand des »Nominalismus« und in der Diskussion darüber auf.

So macht er in der Konstruktion seines Objektes – sei es »Modell« oder »Theorie« – Fortschritte und hört nicht auf, dieses Objekt mit der menschlichen Erfahrung im allgemeinen und ganz besonders mit den Tatsachen, die er interpretieren und erklären will, zu vergleichen. So schreitet er fort von dem Einsichtigen, das er niemals verlassen darf, zum Unterschiedlichen und Exakten. Sein Blick verläßt niemals die Fakten noch die Begriffe, derer er sich bedient, um die Fakten zu beherrschen. Für die Methoden der sogenannten exakten Wissenschaften werden die Fragen der Terminologie als wesentlich anerkannt. Die Nomenklatur bereitet die Begriffe vor und resümiert sie.

Genauer gesagt: Diese Wissenschaften erforschen ihr Gebiet, indem sie es »mit Leitzeichen versehen«, den Stellen, Augenblicken und Ereignissen Namen geben. Der Mikrophysiker und Astronom gehen, jeder nach seinem Maßstab, nicht verschieden vor. Sie inventarisieren, sie stellen eine summarische »Kartographie« und eine Nomenklatur auf. Danach erst kommen das Messen und das Rechnen, die schon in der Erforschung des Terrains einbegriffen und durch die einleitenden Operationen angestrebt waren.[2]

Noch genauer: Ein Problem taucht für die Wissenschaften im allgemeinen auf: die Schaffung einer *Metasprache* oder einer universellen Sprache der Wissenschaft. Diese Schaffung wird durch die Maschinen (Elektronengehirne, Übersetzungs- und Rechenmaschinen) erforderlich. Der Wissenschaftler stößt auf solche Probleme, sobald er die verhältnismäßig elementaren Fragen der Nomenklatur und der Klassifizierung erhellen will. So ist es zum Beispiel äußerst schwierig, wenn nicht sogar unmöglich, die Dokumente, Werke und Artikel einer großen, modernen wissenschaftlichen Bibliothek ohne die Verwendung einer Metasprache, mit geeigneten Maschinen, zu ordnen. Nur eine solche Prozedur erlaubt auf der sehr einfachen Ebene der Bibliographie das Wechseln von einem Spezialgebiet zu einem anderen, von einer Sprache zu einer anderen.

Es ist interessant festzuhalten, daß die Mathematik nicht die Metasprache liefern kann, obwohl ihre Methoden in alle Bereiche hineinreichen. Warum? Weil sich die Mathematik beträchtlich spezialisiert hat und auf der Suche nach einem einigenden Prinzip ist. Das geht so weit, daß man die Mathematik nicht mehr als die Sprache der Wis-

[2] Zur Erkennung und Kennzeichnung vgl. K. Kourganoff, Initiation à la théorie de la rélativité, Paris 1954, Kap. I. Wir werden weiter unten auf die Operationen zurückkommen, sofern sie der Wissenschaft im allgemeinen oder der allgemeinen Sprachwissenschaft (Linguistik, Semantik, Semiologie) angehören.

senschaft betrachtet, sondern sie selbst wiederum untersucht, versteht, herausstellt und ihre Beziehungen zur »Wirklichkeit« im Verhältnis zur Sprache[3] determiniert. Und dies vermittels Untersuchungen zur Kohärenz der Rede und der Logik, die den menschlichen Sprachen inhärent sind, obgleich die Sprachen, sogar die historisch entwickelter Gesellschaften, sich nicht allein durch die logische Exaktheit definieren lassen.

In dieser Situation erwacht die Idee eines »Wissenschaftscorpus« (corpus scientiarum), die aufgrund der Spezialisierung aufgegeben oder den Philosophen allein überlassen worden war, zu neuem Leben. Die Sprachtheorie würde es so ermöglichen, eine Art »Wissenschaft der Wissenschaften« aufzustellen, die keine Philosophie und folglich keine idealistische oder materialistische Spekulation mehr wäre. Um diesen Kern würde sich eine einheitliche Wissenschaft ohne verfälschende Synthesen und ohne übertriebene Systematisierung organisieren. Daraus würde sich die langsame, aber unvermeidliche Einsetzung einer sehr modernen Institution ableiten: die Internationale der Wissenschaftler und der Wissenschaft, die wissenschaftliche Stadt der Zukunft.

Der Begriff der Information (message) gewinnt eine neue Tragweite. Die Naturphänomene sind demnach auf ihre Art (spezifisch: nicht intentional) Informationen, die nicht nur an den Menschen, sondern von einer Phänomengruppe an eine andere gerichtet sind. Die Interaktionen und Interdependenzen in der »Natur« könnten in ihrem Verhältnis zu diesem Begriff verstanden werden. In der menschlichen Realität, in der menschlichen Gesellschaft gäbe es neben den bewußten und intentionalen Informationen, die sich die Individuen senden oder übermitteln, eine Vielzahl halb-intentionaler, halb-bewußter Informationen. Eine Information wird allerdings nur verstanden und dechiffriert mit einem *Kode*. Die Entschlüsselung der aufgefangenen, aber unverständlichen oder schwer verständlichen Sendungen (Informationen) setzt die Ausarbeitung eines Kodes voraus. Die Begriffe *Kode* und *Information* erreichen hier eine große Verallgemeinerung. Könnten sie nicht die Grundsteine des Wissenschaftsgebäudes sein? Das bestätigten die Theoretiker der neuesten unter den großen wissenschaftlichen Entdeckungen, der *Informationstheorie*. Sie verallgemeinern die Ergebnisse der Studien der Information, der Kodierung und Dekodierung –

[3] Einige Wissenschaftler sind der Meinung, die Mengenlehre sei der Schlüssel zur Mathematik (in Frankreich die sogenannte »bourbakistische« Schule), und es sei angebracht, die *Grammatik*, die *Syntax* der Mengen darzustellen.

Telegraf, Telefon, Radio, Fernsehen – Informationsträger, die von jenen Wissenschaftlern quantifiziert (gemessen) werden könnten.
Es ist evident, daß die vollkommene Sprache der Wissenschaft – die Metasprache – keiner der wirklich gesprochenen Sprachen der existierenden Gesellschaften entspricht. Die Metasprache, die sozusagen von den Maschinen gesprochen wird, würde von den Menschen nur im Ausnahmefall verwendet werden. Sie würde auch nicht mit den Lippen, dem menschlichen Atem »gesprochen«. Sie wäre eine »reine« Konstruktion, einer bis zum Ende vorangetriebenen logischen Elaboration näher als dem natürlichen spontanen »Ausdruck« von Gefühlen, Emotionen, Leidenschaften, Bildern. Es wäre zum Beispiel möglich (die Grundlage dieser Hypothese werden wir später erfahren), daß sich diese völlig rationale Sprache durch die Verschiebung oder die Eliminierung der »Stops«, der »Leerstellen«, der Schnitte, Pausen, die die gesprochene oder geschriebene Sprache markieren, auszeichnet. Diese Markierung segmentiert und zerschneidet unsere »Äußerung« in der Sprache. Sie führt Artikulationen und Haltepunkte ein, ebenso Unsicherheiten, zweifellos mehr oder weniger willkürliche Wahlmöglichkeiten (zwischen den Wörtern, den Wendungen, der Art, eine Rede zu formulieren). Einige dieser Schritte, einige dieser Haltepunkte rühren eher von der Physiologie her (Voraussetzung für das Auge und das Gehör, um zu unterscheiden, für den »Sprecher«, um Atem zu schöpfen, usw.) als vom Intellekt und mentalen Operationen. Ein mathematischer Beweis ist zweifellos nicht wie eine Rede unterteilt und angeordnet. Die Beweisführung erfolgt lückenlos und kontinuierlich, obgleich es auch Wiederholungen und Einführung von (genau definierten) verschiedenen Elementen gibt.
So erschüttert die Suche nach der vollkommenen Sprache, die der (wissenschaftlichen) Gewißheit, das Vertrauen in die (gesprochene, Umgangs-) Sprache.

Die Sozialwissenschaften

Der Ausgangspunkt der Wissenschaft von der menschlichen Wirklichkeit ist wohl das Studium der Sprache, ihr Inventar, indem die Sprache als Depot (oder wenn man einen edleren Ausdruck gebrauchen will, als der Schatz) der Kenntnisse angesehen wird, die die Menschen besitzen. Die Psychoanalyse hat diesen Weg geebnet. Er besteht in der Frage nach der Sprache im allgemeinen und nach dem »Ausdruck«

eines jeden Individuums, nach deren Konfrontation, insofern sie gleichzeitig Bedürfnisse und Wünsche, »Normalitäten« und »Abweichungen« aufdecken und verbergen. Das Gespräch des »Kranken« mit seinem »Arzt« vermittels der Sprache, ohne einen materiellen Eingriff und ohne andere Mittel oder Hilfe als die Kommunikation, ist durch Freud zur Therapie erhoben worden.

Nehmen wir einen anderen Fall, der diesem letzten sehr nahe liegt: die Psychiatrie. Die Psychiater haben bis heute noch keine genaue Entsprechung zwischen anatomischen und klinischen Beschreibungen der Geisteskrankheiten herstellen können. Sie bemühen sich nun um einen neuen Zugang: durch die Sprache und die Sprachstörungen.[4]

Die »social scientists« müssen also gleichzeitig ihre Sprache konstituieren in den Bereichen, mit denen sich die Wissenschaft nur zögernd und mit Schwierigkeit beschäftigt, – und sie müssen die Sprachen der Gruppen, Völker, Klassen, Nationen, Zivilisationen und Gesellschaften studieren, die sie begreifen wollen.

Seitdem die Linguistik bemerkenswerte Fortschritte gemacht hat, auf die wir in den späteren Kapiteln zurückkommen werden, steht sie also im Zentrum der Forschung und der Entdeckungen. Die Sprache ist auch ein Kern, aber auf doppelte Weise (als Methode und als Objekt, als Form und als Inhalt) und sie wird das Geheimnis der verschiedensten Gesellschaftsformen zugänglich machen und zwar gerade in ihrer Verschiedenartigkeit, von den sogenannten »archaischen« Gesellschaften zu den modernen, sogenannten »Industriegesellschaften«. Dieser »Kern« ist explizit als solcher von Cl. Lévi-Strauss[5] so bezeichnet worden, eine vielversprechende, aber vielleicht auch kompromittierende Metapher.

Einige beschränkten die Eigentümlichkeit der Sozialwissenschaften auf diese Ausrichtung. Sie bewahren die menschliche Freiheit, weil es die Wahlmöglichkeit innerhalb der »Expression« durch die Sprache gibt. Andere richten die Erkenntnis der menschlichen Wirklichkeit auf die sogenannten exakten Wissenschaften aus, auf eine mathematische Kombinatorik, und lassen sich dabei von der *Phonologie* (Wissenschaft vom Gebrauch der Laute in der Sprache und deren Kombinationen[6]) in-

[4] Vgl. die Theorie der Aphasie bei R. Jakobson, Essais de linguistique générale, Paris 1963, S. 43 ff.; deutsch: Kindersprache, Aphasie und allgemeine Lautgesetze, Frankfurt 1969.

[5] Le Cru et le Cuit 1964, Ouverture; deutsch: Mythologica, Bd. I: Das Rohe und das Gekochte, Frankfurt 1971.

[6] L. Sébag, Structuralisme et marxisme, Paris 1964, S. 260; deutsch: Strukturalismus und Marxismus, Frankfurt 1967.

spirieren. Wir wollen diese Divergenz beiseite lassen. Sie ist nicht ohne Interesse, denn sie verweist von der Wissenschaft auf eine »Ideologie«: Freiheit oder Automatismus. Außerhalb dieser schmerzlichen Alternative wollen wir das Verfahren der Sozialwissenschaften und des Forschers betrachten, wie sie von der Sprache ausgehen und sich mit ihr befassen. Wir stellen fest, daß es ein doppeltes Verfahren ist. Einerseits zielt es auf die Konstitution einer der Sozialwissenschaft eigenen und spezifischen Sprache ab. Diese Sprache kann nicht mit der Umgangssprache, der täglichen, banalen und trivialen Rede zusammenfallen. Wie die Naturwissenschaften, seien sie nun exakt oder nicht, müssen die Sozialwissenschaften ihr Vokabular, ihre Nomenklatur, ihre Begriffe, ihre theoretischen Modelle ausarbeiten. Andererseits haben sie die Sprache der untersuchten Gesellschaften zum »Objekt«. Wir stellen fest, daß diese Verfahrensweise eine doppelte Fragestellung mit sich bringt. Von der letztgenannten Seite aus betrachtet birgt die Sprache, selbst wenn sie als »Depot« und »Schatzkammer« betrachtet und als solche untersucht wird, keine Sicherheit der Erkenntnis in sich. An ihre Stelle muß die Sprache der Wissenschaft gesetzt werden. Aber andererseits unterscheidet sich die Sprache der Wissenschaft von der wirklichen Rede, von der gesprochenen Sprache. Sie wagt sich also in die Ungewißheit vor. Sie kann sich nur schwerlich von der Festigkeit des Bereichs überzeugen, in dem sie sich bewegt.

Die Philosophie im allgemeinen

Mehrere zeitgenössische Philosophen fühlen sich in Übereinstimmung mit ihrer Berufung und der traditionellen Aufgabe der Philosophie, indem sie über die Sprache nachdenken und dabei jede unkritische Spekulation vermeiden. »Erkennen, was man weiß« – dieses Motto entspricht den ältesten Imperativen der philosophischen Reflexion: »erkenne dich selbst«, als menschliches Wesen; – »werde was du bist«. Bilanz, Inventar, Klassifizierung der Sprachinhalte, einschließlich derjenigen der Philosophen, könnten so die philosophische Reflexion erneuern. Diese Philosophen wissen undeutlich oder genau, daß sie das Risiko eingehen, zu wiederholen, was schon gesagt worden ist. Die Gefahren einer solchen Reflexion heißen: Logologie, Tautologie, Pleonasmus, circulum vitiosus und gewöhnlich »Teufelskreis« einer Reflexion über die Wörter und das Vokabular, die sich damit begnügt, sie zu inventarisieren. Diese Philosophen gehen auf das Risiko ein und ver-

sichern, die Gefahr zu vermeiden. So wird das in der Sprache eingeschlossene *Wissen* auf empirischem Weg *Erkenntnis* durch die Reflexion, die sich darauf bezieht und es expliziert. Das berühmte Problem des Anfangs (der philosophischen Reflexion) wäre damit anders gelöst als durch ein spekulatives Postulat, durch eine das »Sein« betreffende Feststellung (so das cartesianische *cogito*, das »ich denke, also bin ich«). Desgleichen das Problem des Endpunktes, des Ziels des philosophischen Denkens. Streng geführt, würde diese Reflexion den Zirkel vermeiden, in den mehr als einmal die Philosophen gerieten, als sie die Folgen ihrer eigenen philosophischen Haltung diskutierten, als sie Ende mit Anfang verwechselten und als sie unter dem Begriff des *Systems* ihren Zirkel als identifizierte Realität und Erkenntnis setzten und darstellten (Hegel). Bei der Analyse der Sprache und der Charakterisierung menschlichen Seins als *»homo loquens«* vermeidet die Philosophie gleichermaßen Dramatisierungen (spekulative Romantik, sich vom Menschlichen zum Absoluten entfernender Idealismus) und Entdramatisierungen (der reine, abstrakte Blick, Indifferenz, vorgetäuschte Heiterkeit des Denkers, objektive Beschreibung und Analyse). Das Geheimnis einer Erfindung, die nicht auf Exaktheit verzichtet, liegt in der Analyse des »logos«, die den ungenauen, unvorsichtigen Gebrauch dieses »logos« oder dieser Rede ersetzen würde. Diese Untersuchung vermeidet zwei Gefahren, zwei ausweglose Situationen: die willkürliche Metaphysik und den kalten Positivismus.

Was ist Philosophie? Es ist die Anstrengung, die man macht, um zu wissen, worüber man spricht, schrieb Yvon Belaval.[7] Es ist der Kampf zwischen Ausdruck und Ausgedrücktem, sagte Merleau-Ponty. Jede andere philosophische Reflexion stößt auf die Sprache. An dieser Stelle gerät der Philosoph ins Schwanken. »Das Problem der Sprache ist dem Problem des Körpers genau parallel«, versichert J. P. Sartre.[8] Was bedeutet diese Aussage? Die Sprache verkörpert ein Bewußtsein, das vor der Sprache und ohne die Sprache begreifbar und definierbar ist, oder *drückt es aus*. Ist das nicht unmöglich? Eine philosophische Absurdität? Die Untersuchung der Beziehung zwischen Denken und Sprechen wird uns auf das Problem der Beziehung zwischen Seele und Körper verweisen. Es sind zweifellos unlösbare und vielleicht von der philosophischen Spekulation schlecht gestellte Probleme. Die geringste konkrete Kenntnis menschlicher Handlungen verbietet, die Aktivität

[7] Les Philosophes et leur langage, Paris 1952, S. 141.

[8] L'Etre et le Néant, Paris 1943, S. 442; deutsch: Das Sein und das Nichts (Auswahl), Hamburg 1952.

selbst von dem zu trennen, dessen sie sich bedient, um zu erschaffen: die Wörter und ihre gegenseitige Zuordnung. M. Merleau-Ponty untersuchte die Sprache nicht als Zeichen eines präexistenten Denkens oder Bewußtseins, sondern nur als *Zeichen*.[9]

Diese Thesen hatte Merleau-Ponty seit 1949 in seinen Vorlesungen an der Sorbonne, die kürzlich publiziert wurden, vertreten. Nach seiner Ansicht verschob sich das Zentrum der philosophischen Reflexion (oder Meditation) zu den Fragen der Sprache. Er warf J. P. Sartre vor, diese notwendige Verschiebung nicht einzusehen und an der Philosophie des Bewußtseins, an der cartesianischen Tradition festzuhalten: »In dieser Betrachtungsweise gehört die Sprache in den Bereich der Dinge, nicht der Subjekte ... Diese Betrachtungsweise führt dazu, die Sprache abzuwerten, indem man sie nur als Umkleidung des Denkens auffaßt. Sogar für einen Autor wie Sartre, der doch genau das Problem des *anderen* kennt, ist es unmöglich, daß die Sprache dem Denken etwas hinuzfügt; die ›Macht‹ des Wortes existiert nicht; das Wort universalisiert, resümiert das, was schon existent ist. Das Denken verdankt dem Wort nichts.« Eine unhaltbare Position, die von der Psychologie, der Linguistik, der literarischen Erfahrung verworfen wird, die aber auch das Postulat verneinen, wonach die Sprache schon in den Dingen liegt. Den Philosophen fällt die Aufgabe zu, den Status der Sprache zu finden: »Sprache ist weder Sache noch Geist, gleichzeitig immanent und transzendent, ihr Status ist noch zu suchen ...«[10]

Einst suchten der Philosoph und die Philosophie sich eine Sprache. Heute begreifen sie das menschliche Denken in der Form der Sprache. Rückzug? Neuer Ehrgeiz? Sofort taucht eine Divergenz auf. Für die einen besteht die philosophische Reflexion in der Fragestellung über die Sprache, die mit der Welt, mit dem »Sein«, den existierenden Dingen, mit dem lebenden, handelnden und denkenden Menschen verbunden ist. Für andere ist die Philosophie mit der Analyse von (logischen) Aussagen, mit der Ausarbeitung eines Lexikons verbunden, das zufriedenstellender als die gewöhnlichen Wörterbücher ist, oder die Philosophie ist sogar mit der Genesis der Sprache, der Erklärung der Begriffe, ihrer Bedeutung und der Bedeutungsveränderung (allgemeine Semantik) verbunden.

Anders ausgedrückt heißt das, daß sich auf dieser neuen Basis oder diesem neuen Fundament entgegengesetzte philosophische Tendenzen ma-

[9] Signes, Paris 1960; vgl. besonders das Vorwort, S. 25 ff.
[10] Forschungsgruppe Psychologie der Universität Paris, Bulletin 1964, S. 226 f.

nifestieren.[11] Jeder Philosoph erarbeitet sich seine eigene Sprachtheorie und Theorie seiner Sprache. In jedem Fall geben die Linguistik, die Semantik, die Allgemeinen Sprachwissenschaften dem Philosophen ein Mittel der Reflexion in die Hand und vielleicht sogar einen Abschluß dieser Reflexion. Mit mehr technischen Begriffen können wir sagen, daß der Philosoph auf diesem Weg zunächst bestimmte Schlüsselwörter mit ihren *Konnotationen* (affektive oder intellektuelle Resonanzen) gebraucht, um dann diese Näherungswerte auszuschließen und zu den Bezeichnungen, den exakten und folglich richtigen *Denotationen* zu gelangen. Er geht dabei wie der Wissenschaftler, allerdings auf einem anderen, reflektierten Weg vor. Diese Bewegung kann Überraschungen mit sich bringen. Gebraucht der Philosoph ein wenig auf kritische Weise diese Untersuchungsinstrumente, wird er feststellen, daß dieser oder jener Terminus, von dem angenommen wurde, er bezeichne etwas – Begriff oder Realität –, keinen Inhalt besitzt und folglich keinen Sinn hat. Da sich das Hauptinteresse der philosophischen Reflexion oder Meditation verlagert, hat diese Verlagerung Konsequenzen. Sie stellt gleichzeitig die Sprache der Philosophen und die Philosophie als eine von den Philosophen erarbeitete Sprache in Frage. Das ist nicht alles. Diese Verlagerung stellt im Namen der Philosophie auch die Umgangssprache in Frage und mit ihr die Begriffe, die von ihr transportiert werden, und sie erhebt das aus der Antike stammende Fortschreiten der Philosophen auf die Höhe der Reflexion aber auch der Unsicherheit.

Die Literatur

Der Schriftsteller erhielt einst, d. h. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, ohne weitere Prozeduren sein Arbeitsinstrument: die Sprache, d. h. das Vokabular (Lexikon), die Grammatik (Morphologie), die Syntax (Formen der Verbindungen), die um ihn herum in Gebrauch waren. Er bediente sich dieses Instruments mehr oder weniger geschickt und mehr oder weniger ehrlich, aber immer handwerklich, genauso wie der

[11] Von der Fundamentalontologie oder Aufdeckung des »Seins« durch die Sprache (Heidegger) bis zum logischen Positivismus. Wir werden darauf zurückkommen. Wir erinnern daran, daß Brice Parain diese Perspektive eröffnete, als er seit 1942 seine »Recherches sur la nature et les fonctions du langage« veröffentlichte (deutsch: Untersuchungen über Natur und Funktion der Sprache, Stuttgart 1969). Parain verwirft mit ausgezeichneten Argumenten die Theorie, nach der Sprache »Ausdruck«

Schreiner mit seinen Werkzeugen sein Material, das Holz, bearbeitet. Die Schriftsteller begannen in Frankreich im Verlaufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihr Instrument, die Sprache, zu untersuchen. Sie folgten mit dieser kritischen Einstellung mit einigem Rückstand den Philosophen nach Kant, die ihr Instrument, das reflektierende Denken, die Urteilskraft, den Begriff untersucht haben. Zeitweise legt der Schriftsteller in die Sprache unendliche und maßlose Hoffnungen: Alchemie des Wortes, das absolute Buch, das totale Werk – Gedicht oder Roman. Zu anderen Zeiten betrachtet er sie mit Mißtrauen. Er zweifelt an ihrer Tragfähigkeit. Er stellt sich Fragen über ihre Rolle: Mittel oder Ziel, Kommunikation oder Vereinsamung, Prosaismus der Welt oder poetische Transzendenz, Trivialität oder Mysterium. Zwei Wege gehen hier auseinander: Sprachfetischismus und Verstummen. Es sind Wege, die sich kreuzen können. Das Ergebnis könnte man das Schweigen in der Tiefe nennen (Unfähigkeit vor dem »anderen« oder vor dem chaotischen Durcheinander des »Ich«) – und das Schweigen in der Höhe (Ekstase, Delirium, das Sprachlose, die Überwindung oder vorgetäuschte Überwindung des Sagens). In jedem Fall aber definiert sich der Schriftsteller in Relation zur Sprache, mehr als in Relation zu einer äußerlichen Einstellung, sei es Realität oder Ideologie. Obgleich diese Referenzen nicht fehlen, spezifizieren sie sich in Relation zu Sprache. Einige, Realisten oder Gläubiger einer ideologischen Gewißheit, glauben an die Sprache. Andere, skeptischer, beziehen sich auf den »Abgrund«, das »Selbstgespräch«, die »menschliche Komplexität« und verzweifeln daran.

Die Kunst

Den Künstlern und vor allem den Professionellen der Kunst-»kritik« ist es selbstverständlich, daß die Malerei eine Sprache oder eine »Schrift« – daß die Musik eine Sprache ist usw. Die anderen Bedeutungs- oder Sinnebenen (visuelle, auditive) werden somit auf mentale Operationen reduziert, wie sie in der artikulierten und gesprochenen Sprache auftreten. Man ist hierbei bestrebt, die spezifischen Merkmale und die besonderen Probleme dieser Künste beiseite zu schieben, indem

eines präexistenten Denkens sei (vgl. im Original S. 137 ff.). Er schreibt diese Auffassung jedoch Hegel zu und verwirft auf eine in unseren Augen fragwürdige Weise die von Hegel ausgehende dialektische Methode (S. 70 ff.), indem er die dialektische Vernunft auf ein analytisches Verstehen reduziert (S. 101 ff.).

man sie durch Analogie mit der Sprache in ihrer Eigenschaft als Menge von Festlegungen und erworbener Techniken begreift. Das erlaubt es, über Werke und Schulen zu reden. Man richtet ohne Bedenken die Künste nach der Sprache aus; sie werden als eine Sprache, also von der Sprache ausgehend definiert. Gleichzeitig betrachtet man jede Kunst und manchmal jedes Werk als eine »Welt« oder als ein »Universum« – das Universum oder die Welt eines Proust, Joyce, Picasso, Rembrandt, Beethoven usw. Dabei wird nicht erkannt, daß man von Allgemeinheiten und Gemeinplätzen zu ungenau definierten Besonderheiten überspringt und dadurch die der Sprache zugeschriebene Bestimmtheit erschüttert. Wie immer dem auch sei, akzeptiert man es, jeden Ausdruck von der Sprache her zu behandeln, wobei die Sprache als evidente und fundamentale Ausdrucksform betrachtet wird. Ironisch können wir nun fortfahren und die Situation beschreiben. Ist die Sprache nicht für das Denken ein nahes, zu nahes »Objekt«? Macht sie es der Reflexion nicht viel zu leicht? Geht diese Reflexion nicht nach rückwärts, wenn sie sich zunächst und vor allem mit der Sprache beschäftigt? Zieht sie sich nicht zurück, anstatt frei heraus und direkt auf die Dinge selbst zuzugehen? Deutet sie nicht vielmehr eine Krisensituation an als die Eröffnung neuer Horizonte? Derjenige, der dem Verbalismus mißtraut, begibt sich allein durch die Aufmerksamkeit, die er der Sprache entgegenbringt, in die Gefahr, selbst in einen Verbalismus zu fallen. Mißtrauen gegenüber den Wörtern und übertriebenes Vertrauen in sie entstehen in dem gleichen Bereich. Hat sich die klassische Philosophie in analoge Problemlosigkeiten, in vage und leicht zugängliche Bereiche verirrt? Wieviele junge Philosophen glaubten Descartes zu folgen und über ihn hinaus zu gelangen, indem sie ohne Ende ihr »Ich« durchforschten? Wieviele Denk-Lehrlinge haben über die Substanz und die Sache oder über das »Sein« geredet? Haben nicht einige wenige Sätze der begabtesten Denker diese Richtungen und Sackgassen angedeutet und ausgeschöpft? Wieviele Seiten, wieviele Bücher sind nicht geschrieben worden, die nichts anderes als den Fehlschlag dieser Philosophen des reinen »Ich« oder der reinen »Substanz« bedeuteten, ein Fehlschlag, den die Beteiligten nicht erkannten. Sie legten sich ohne Gedanken an einen Rückzug und ohne Kritik auf ihre Ausrichtung fest, wo nichts fruchtbarer gewesen wäre, als aus den Fehlern zu lernen.

Sicherlich ist die oben beschriebene Situation verwirrend und verwirrt. Es ist unmöglich, die Rede über die Rede, die Logologie oder Logographie zu vermeiden. Unmöglich ist es, das inhaltlose oder inhaltsbeladene Gerede, den Formalismus einer Reflexion zu vermeiden, die von

den Zwängen des Inhalts befreit ist und die sich in den Äther der Sprache wirft, wie der Kantische Vogel, der glaubt, besser im Leeren fliegen zu können, weil ihn dort der Luftwiderstand nicht mehr behindern würde.

Wir können uns jedoch nicht weiter in dieser Ironie gefallen. Solche Situationen erweisen sich als sehr komplex und bis zum Widerspruch paradox. Begriffe und Ideologie, Entdeckungen und Überflüssiges überlagern sich; entartete Moden und Dekadenzerscheinungen können desgleichen Fortschritte der Erkenntnis begleiten. Und umgekehrt. Diese paradoxen, d. h. widersprüchlichen Umstände sind nicht neu, obwohl sie kaum untersucht wurden. Wir zitieren ein Beispiel einer solchen Situation: Wien um 1910. In der bevorstehenden Auflösung des österreichisch-ungarischen Reiches, in jener den Snobismen von Aristokratie und Bürgertum ausgelieferten Metropole erfand eine außergewöhnlich glänzende »Intelligentsia« die Psychoanalyse, die Moderne Musik, die Perfektionen der Logik. Sie entdeckte die konkreten Probleme der marxistischen Dialektik (u. a. das Nationalitätenproblem). Ein außerordentliches Zusammentreffen, das im übrigen von seiner Zeit nicht wahrgenommen wurde, zugedeckt von dem Tumult des Hofes und der Wiener Walzer spielenden Orchester. Vor einer um so unerbittlicheren Kritik, als sie ignoriert und ihre Reichweite nicht erkannt wird, fallen gleichzeitig die Begriffe: der gesunde Menschenverstand, die gewöhnliche Wahrnehmung, die Familie, das Vaterland. Daß diese Entdeckungen sozial auflösend wirken und auch mit Auflösungserscheinungen verknüpft sind, hindert sie nicht, Neues zur Erkenntnis beigetragen zu haben. Die Psychoanalyse stellt die Familie, die Vaterfigur, die Rolle der Mutter in Frage. Schönbergs Harmonie erschüttert im musikalischen Bereich die angenommene Tonalität und die Hörgewohnheiten. Die Logik (Carnap) stellt den gesunden Menschenverstand, der an eine äußere Welt und an die Wörter als »Spiegelungen« der Objekte glaubt, in Zweifel.

Wir müssen also näher an die Gründe, Ursachen und Folgen der Bedeutung herangehen, die der Sprache zugeschrieben wird. Wir unterscheiden dabei den Anteil der wirklichen Entdeckungen, den Anteil von blinder Begeisterung, die Fortschritte in Wissenschaft und Bewußtsein und den Anteil der Degradation der Sprache selbst. Zuerst werden wir versuchen, das zu erreichen, was sich hinter der schon beschriebenen und in großen Zügen charakterisierten Situation versteckt, und wir werden Argumente aufzählen, die methodisch einer ungerechtfertigten Bewertung der Sprache entgegenstehen. Wir werden von unserer

grundsätzlichen Feststellung ausgehen und sie dabei vertiefen und überprüfen: *Die Vorrangstellung der Fragen zur Sprache wird von der In-Frage-Stellung der Sprache begleitet.* Für das Kind, den Erwachsenen, für den denkenden Menschen enthält die Sprache die ersten Gewißheiten. Die Reflexion über die Sprache erschüttert sie. Sie entsteht mit der Ungewißheit und dem Zweifel. Das eine kommt nicht ohne das andere vor. Wie kann man aber die »Probleme der Sprache« stellen, ohne die Sprache selbst zu problematisieren? – oder ohne daß sie problematisch geworden ist? Es genügt schon, die spezialisierten Linguisten oder die Schriftsteller zu lesen, die die Sprache befragen und die sich selbst Fragen über ihre Sprache stellen, um sich ein Bild davon zu machen. Die »Formen«, die »Funktionen«, die »Strukturen« der Sprache sind in Frage gestellt – oder werden es, sobald gefragt und weil gefragt wird. Sie werden undeutlich. Was ist ein Wort? fragen sich unentwegt die Linguisten (nach den Philosophen). Sie finden keine Antwort und glauben schließlich, das Wort sei lediglich ein Schirm, hinter dem die wirkliche Bewegung der Sprache verborgen ist. Wichtig für uns ist, daß diese Situation nicht nur einer Spezialwissenschaft, der Linguistik eigen ist. Sie reicht viel weiter und deckt noch anderes auf. Wir werden fortlaufend auf das folgende Paradox hinweisen müssen: In dem Augenblick, in dem die Kommunikationsmittel (die mass-media) im Überfluß vorhanden sind, beginnen die einsichtigsten Menschen an der Kommunikation zu zweifeln. Während sich über uns eine Flut von Zeichen (von *Signifikanten*) ergießt, sucht die Reflexion nach den *Signifikaten* oder mehr noch nach den *Bedeutungen.* Unruhiges Suchen. Warum?

Das der Sprache in der modernen Zeit eingeräumte Privileg überrascht uns immer mehr und vermittelt uns immer mehr Einsichten. Ebensoviel oder mehr als die Erforschung der Sprache selbst.

Für dieses Privileg haben wir zwei Gruppen von Ursachen gefunden, die eine philosophischer, die andere soziologischer (oder wenn man will: kultureller) Art. Wir werden diese beiden Gruppen näher untersuchen.

II. EIN NEUES VERSTÄNDNIS?

Intelligibilität und Philosophie

Während der langen Periode, die von der klassischen Philosophie gekennzeichnet wurde, befragten die »Denker« die Welt und den Menschen, ohne die Voraussetzungen und Postulate, die Konflikte und Widersprüche zu kennen, die ihre Fragen und Antworten motivierten. Für die im eigentlichen Sinn philosophischen Fragen, die sich nur wenig änderten, hatten sie schon die Antworten, da sie in den Fragen impliziert waren. Diese Antworten bestanden in Entitäten: die Natur, der Geist, später das Ich; uns zeitlich näher: das Bewußte und Unterbewußte, das individuelle Genie oder das Genie eines Volkes oder des Menschen im allgemeinen.

Als für das Studium der menschlichen Seinsweisen die komparative Methode entstand, begannen die Wissenschaftler, die zuerst bescheidene Handwerker im Bereich der Wissenschaft von der menschlichen Realität waren, die folgenden Themen zu behandeln: die Sprache und die Gesellschaft, den Wortschatz und die Grammatik, den »Stil« verschiedener Künste bei verschiedenen Völkern. Sie gelangten nicht ohne Mühe zu Entdeckungen: die Unmöglichkeit, eine Sprache von der Gesellschaft zu trennen, in der sie entstanden ist, von dem Volk oder der Nation, die sie ausdrückt. Wie soll man die griechische Sprache ohne die griechische Gesellschaft verstehen, das Latein ohne Rom, ohne das Römische und ohne die Latinität? Ohne diese ständige Annäherung keine Lehre, kein Humanismus. Diese ersten Ergebnisse der komparativen Methode wurden das tägliche Brot der Pädagogik, der Textinterpretation und der »Literaturkritik«. Man nahm dabei nicht wahr, daß man sehr schnell wieder in die Tautologie zurückfiel oder eine neue vage Entität entstehen ließ, da man die Unterschiede aus den Augen verlor, die man gerade glaubte herauszustellen und sogar zu erklären. Das Genie eines Volkes? Es liegt in seiner Sprache, es drückt

sich darin aus. Oder das Volk ist die mysteriöse und mystische Quelle des Genies der Sprache. Das Genie der Sprache? Das ist das Genie des Volkes. Das Genie des Volkes, sein Geist oder seine Natur, das ist eben das Genie der Sprache. Wenn man aber annehmen muß, daß die Sprache das Werk eines Volkes oder einer Nation ist, besteht dann nicht zwischen dem Volk (oder der Nation) und der Sprache ein Unterschied, der demjenigen analog ist, der die Aktivität von dem Resultat, das Bewußtsein von einem seiner Produkte unterscheidet? Jedes Bewußtsein »ist« in dem und durch das, was es tut und erschafft, »ist jedoch nicht« dieses oder jenes seiner Produkte. Wenn sich das Bewußtsein in einem Werk verliert, dann nur, weil es erstarrt. Das Werk ist von nun an nur noch ein lebloses Produkt, ein totes Resultat, kurz gesagt, eine Sache. Würde das nicht auch mit der Sprache geschehen?

Heute werden die betrachteten Entitäten als Modalitäten der Sprache aufgefaßt. Die Reflexion über die Verwendung der Wörter zerstört den Fetischismus, der bestimmten Termini anhaftet. Die Reflexion relativiert sie, Natur und Geist, Genie des Volkes oder der Nation, Sein und Bewußtsein eingeschlossen. Unter bestimmten Umständen erhalten einige Termini aus oft unbekannten Gründen Privilegien, eine besondere Auszeichnung. Sie werden besonders »expressiv«. Sie sind mit Sinn überladen. Sie steigen auf zu Würde und zur Illusion von höchsten oder tiefgründigen Symbolen. Der philosophische und ideologische Gebrauch dieser Wörter wird eher bewertet als einfache Tatsache eines Ausdrucks (ein zu klärender, undeutlicher, mehrdeutiger Begriff), denn als die Aussage ontologischer Prinzipien oder absoluter Werte. Daher rührt eine neue »Problematik« mit neuen Fragen und neuen Antworten im Bereich der Sprache.

Betrachten wir zum Beispiel den Gebrauch und den Mißbrauch des kleinen Wortes »sein« in einer Sprache, in der dieses kleine Wort eine bedeutende Rolle spielt (im Französischen). Der Gebrauch des Verbs, das die philosophische Reflexion erst erlaubt oder unterstützt, beinhaltet immer Extrapolationen. Wenn ich sage: »Paul ist dumm«, determiniert das Wort »ist« Paul. Es fügt ihm eine Determination bei. Das Denken, das sich als präzises Denken versteht, kann nicht anders vorgehen. Es kann sich nicht im Unentschiedenen, Undefinierten bewegen. Jeder Determination entsprechen Wörter, zu denen implizit oder explizit das Wort »sein« mit den diesem »sein« zugeordneten Attributen gehört. Von einer allgemeinen Determination geht man weiter zu präzisen und dennoch verwirrten Determinationen: die Ursachen und

Folgen dessen, was ist, der Determinismus oder die Determinismen. Diese Methode kann jedoch das Denken, das reflektiert, nicht zufrieden stellen. Es ist möglich, daß Paul einen Fehler oder eine Dummheit gemacht hat. Es ist auch möglich, daß er »etwas anderes« als dumm ist. Mit einem einzigen Satz, mit einer unumstößlichen Formel habe ich ihn beurteilt; ich habe ihn ein für allemal definiert. Ich habe ihn in eine Kategorie klassifiziert und fixiert mit einem Attribut, das ich für wahr halte (oder von dem ich aus Bösartigkeit oder Eigensinn vorgebe, es für wahr zu halten). Ich schließe Paul – ein zufälliges, widersprüchliches, menschliches »Sein« – in einer »Essenz« ein. Weshalb? Weil es mir entspricht. Ein solcher Satz drückt mich mehr aus, als daß er Paul bezeichnet.

Die kritische Analyse der Sprache beginnt damit, den »ontologischen« Sinn des Verbs *sein* und den anderer Begriffe wie *Geist, Bewußtsein, Ich, Natur* usw. auszuschließen. Dadurch wird ihnen ein Privileg genommen, das ihnen die traditionelle Philosophie (Metaphysik) und auch die Ideologien zugestanden haben.

Das Wort »ist«? Es schließt nicht von Rechts wegen die Zuordnung einer Eigenschaft oder einer Eigenart zu einem »Sein« ein. Es formuliert die Verbindung eines Sinns oder einer Bedeutung mit einem Objekt.

In jedem Fall muß bemerkt werden, daß diese Verbindung in der Umgangssprache durch eine substantielle Attribution vollzogen wird. Die gewöhnliche, tägliche Rede ist ebenso »substantialistisch« wie die philosophische Rede. Obwohl beide sich sehr unterscheiden. Man kann leicht feststellen, welche Rolle die »es«, »das ist«, »es ist«, »es sind« in der täglichen Rede spielen. Die tägliche Rede ist in Entitäten erstarrt, ebenso wie das Sprechen der Ideologen und Philosophen. Wenn man also auf kritische Weise die »Essenzen« untersuchen und ihre metaphysische Zuordnung zur »Existenz« verwerfen will, muß man sich auch daran erinnern, daß Sinn und Bedeutung in der Umgangssprache als Entitäten auftauchen, die einer »Sache« zugeordnet sind, als Qualitäten, die Menschen oder Dingen inhärent sind. Diese Tatsache muß erklärt werden.

Der falsche Gebrauch rührt von einer bestimmten Betonung her, die auf dem Begriff »Sein« liegt und der Paul – ein Individuum, ein einzelnes »Sein« – zu einer Entität werden läßt. Kommt dieser Mißbrauch häufig vor? Ermöglicht es die kritische Untersuchung der Wörter (Semantik), diese mißbräuchliche Verwendung herauszufinden, die Extrapolationen aufzuspüren, die Begriffe zu beleuchten, ihnen eine genaue

Bedeutung zu geben, die Sprache zu reinigen, indem man diese Überladung ausschaltet? So würde der naiven Gewißheit, dem spontanen Vertrauen in die Wörter ein Erkennen folgen. Das überkommene Verständnis der Sprache würde durch ein höheres Verständnis, als Ergebnis der Erkenntnis von der Sprache, ersetzt werden.

Wo Leibniz sich mit Sprache beschäftigt[1], gibt er in seiner Systematisierung eingeschlossen eine Theorie. Als in der Mitte des 20. Jahrhunderts Brice Parain seine »Recherches« veröffentlicht, denkt er die Sprache und ihre Probleme noch in Abhängigkeit von den philosophischen Doktrinen: von Platon bis Hegel. Er betrachtet jedoch die Sprache schon als eine spezifische Realität. »Man muß sich dazu entschließen, in der Sprache die Grundlage der Objektivität zu sehen ... Die wichtigste Bedingung der Wahrheit ist, daß die Wörter einen Sinn besitzen.«[2]

Wir haben gesehen, daß dieser Wandel im Leben des Philosophen M. Merleau-Ponty spürbarer und sogar entscheidend wird, angefangen bei den Vorlesungen zu Anfang seiner Laufbahn bis zu den letzten Schriften, darunter *Signes*. Der Philosoph unterwirft die Sprache nicht mehr den Kriterien und Forderungen des philosophischen Denkens. Er untersucht und befragt sie für die Sprache selbst. Im Vergleich zur Sprachwissenschaft und zum Sprachwissenschaftler wird der Philosoph Ankläger. Gewiß, er verspricht viel und beginnt ein schwieriges Unternehmen: den Status der Sprache fixieren. Er ist der Überzeugung, daß der Linguist das nicht leisten kann, weil er in seiner Spezialwissenschaft eingeschlossen ist. Gleichzeitig und durch diese Tatsache bedingt, erschüttert und stellt er den Status der Philosophie als souveräne Reflexion, die die Wirklichkeit und die Spezialwissenschaften beherrscht, in Frage. Er schickt sich an, unter den menschlichen Realitäten jener genau bezeichneten, aber schlecht lokalisierten Aktivität einen Vorrang einzuräumen: dem Sprechen, dem Sprechakt.

Im übrigen ist es nicht evident, daß der Philosoph besser ausgerüstet sei als der Linguist, um zum Ziel zu gelangen. Hätten der Psychologe, der Soziologe, der Anthropologe, der Historiker nicht auch ihr Wort mitzureden?

Unter diesem Blickwinkel und in diesem Licht bleibt die Haltung der meisten Philosophen zweideutig. Sie sind mit dem »Logos«, mit der

[1] In den »Nouveaux Essais«, den »Méditations«, im »Discours de métaphysique«, im Fragment »De linguarum origine« und in zahlreichen anderen Texten. Was hier über Leibniz gesagt wird, gilt für Descartes, z. B. für den »Discours de la méthode«, V. Teil.

[2] Recherches ..., a.a.O., S. 7 und 11.

durch die Sprache verkörperten Vernunft beschäftigt und versuchen noch, sie in ihrem Verhältnis zur Philosophie (zu ihrer Philosophie) zu interpretieren. Sie bedienen sich ihrer, anstatt sie in der Sprache allein und durch sie selbst zu untersuchen. Sie hegen Abscheu vor der Linguistik als Wissenschaft[3] und vor der Sprache als sozialem Phänomen. Sie gehen soweit, diese oder jene Sprache – die griechische, die deutsche, die französische – philosophisch (ontologisch) zu privilegieren, und führen somit die mystische These vom »Genie der Sprache« weiter. Weshalb aber jene Sprachen und nicht jene anderen – die englische oder die russische – die (so scheint es) für die reine Spekulation wenig fruchtbar sind? In der erwählten Sprache genießen bestimmte Ausdrücke Privilegien, das Wort »Sein« unter anderen, während wir hingegen einigen Grund haben, mißtrauisch zu sein . . .

Die komplexe Beschaffenheit der »Welt«, die sich um uns herum entfaltet, stellt an die klassischen Begriffe der Philosophie neue Anforderungen. Genauer in einer wissenschaftlichen Terminologie ausgedrückt heißt das, daß die zunehmende Komplexität der Gesellschaft eine neue konzeptuelle Ausrüstung erfordert. Die Begriffe der Philosophie genügten zu einer relativ einfachen Gesellschaft. Was kann man vor der »Objektwelt«, ihrer Komplexität und ihren Widersprüchen (das Quantitative und das Qualitative, die Produkte und die Werte usw.) durch den klassischen Begriff des »Subjekts« angesichts der Probleme, die sich den Individuen stellen, während wir nicht einmal wissen, ob das »Individuum« die Vernichtung oder die Entfaltung zum Schicksal hat, und angesichts der neuen Aktivitäten und Situationen, erreichen? Muß man nicht zunächst die Sprache untersuchen, wenn man wissen will, welcher Art die gegenwärtigen Beziehungen zwischen den Menschen (Individuen, Gruppen) und den Objekten sind? Dennoch ist die ganze philosophische Tradition zweifellos unentbehrlich, um die »Objektwelt« zu untersuchen, um sich zu fragen, welchem Schicksal das Individuum, der Mensch in der Gesellschaft, der Mensch in allen seinen Eigenschaften entgegen geht.

Wie auch immer das Einzelschicksal des Philosophen aussehen mag, können wir feststellen, daß allgemein die Reflexion heute einen neuen Typ (oder Modell) der *Intelligibilität* sucht und vorschlägt. Dieses Verständnis wird nicht mehr von einer Art willkürlicher Entscheidung

[3] Zum Beispiel Heidegger, wenn er mit außerordentlicher Virtuosität griechische Wörter paraphrasiert (logos, aletheia, moira – vgl. besonders: Vorträge und Aufsätze, Pfullingen 1954). Diese brillanten Kommentare rufen Bewunderung hervor; der Leser bleibt unbefriedigt. Was beweisen sie?

der Philosophen herrühren; es wird sich kohärent (rational) mit der menschlichen Wirklichkeit verbinden, und vielleicht wird es sich mit einem Teil dieser Realität identifizieren: mit der Sprache. Ging M. Merleau-Ponty in seinen der Sprache gewidmeten Schriften weit genug? Gelangte er in seiner Reflexion zu deren Schlußpunkt? Als Ziel für die Philosophie gab er die Untersuchung der Sprache, die Bestimmung ihres Status an. Ersetzt aber vielleicht die Sprachuntersuchung die Philosophie? Erneuert sie sie so stark, daß sie dadurch transformiert wird?

Die klassische (europäische) Philosophie hat zwei Typen (oder »Modelle«) der Intelligibilität und der Wirklichkeit vorgeschlagen:

a) der eine ist der Sache, der Substanz, also der objektiven, sinnlich wahrnehmbaren (oder so verstandenen), materiellen (oder angeblich materiellen) Wirklichkeit, also dem Objekt und der objektiven Determination entliehen;

b) der andere Typ ist dem Bewußtsein, dem »Ich«, also dem Geist (mehr oder weniger abgeklärt, mehr oder weniger »rein«), also der (mutmaßlichen oder bestätigten) Freiheit der subjektiven Aktivität entliehen.

Die sogenannten philosophischen Probleme entstanden aus diesem Widerspruch, der selbst von der traditionellen philosophischen Haltung (spekulativ, systematisch) herrührte.

Die Philosophie hat nie die Schwierigkeiten überwinden können, die durch eine allem Anschein nach außerhalb des Systems (aus dem dessen Urheber sein Prinzip ausgewählt hat), in Wirklichkeit der Philosophie inhärente Opposition, entstanden. Wenn sie das Objekt als wahr kennzeichnete, verwies sie auf das Subjekt zurück, und umgekehrt. Wenn sie von der Freiheit ausging, glitt sie in die Determination, zum Determinismus, und umgekehrt.

Es ist jetzt ein Jahrhundert her, daß Marx die Philosophen schonungslos widerlegte. Er kritisierte ihre Vorstellungen der Substanz, der Materie, er kritisierte, daß sie das, was sie sagen, in Abstraktionen resümieren, die aus dem sinnlich Wahrnehmbaren entnommen und dann zum Absoluten erhoben worden sind. Er denunzierte im »Bewußtsein« und im »Geist« ausgetrocknete Entitäten, die bestimmte Aspekte des Menschen zu metaphysischen Wahrheiten emporhoben. Er verwarf gleichzeitig die »idealistische« und die »materialistische« Linie, von Platon bis Hegel (einschließlich). Der Materialismus? Das ist der Spiritualismus der Materialität. Die Spiritualität? Das ist die Materialität (die abstrakte Sache) des Bewußtseins. So drücken sich die Philosophen

aus. Die philosophischen Probleme sind unlösbar, weil sie falsch gestellt sind.[4]

Die klassische Philosophie, das haben wir gesehen, begegnete der Sprache wie einem unlösbaren Problem, wie einem Prellbock. Die Philosophen des Bewußtseins und des Geistes setzten ihr ontologisches Prinzip zeitlich vor dem Objekt, also vor der Sprache, die es behandelt. Diese Philosophie verwies die Sprache also zurück auf die Seite des Objekts; sie machte sich unfähig, ihren Gebrauch zu rechtfertigen. Das Bewußtsein (das des Philosophen) ist sehr rein und muß sich in Worten ausdrücken, kann es aber nicht. Der Geist erwies sich als unausdrückbar, unaussprechlich. Was die Philosophie der Substanz und der Materie betrifft, postulierte sie eine enge Verbindung zwischen der Sprache und den Dingen. Die Sprache war somit auf das Vokabular reduziert, auf eine vermutlich exakte Nomenklatur der Sachen und Dinge, da jedes Wort eine Sache oder eine Gruppe von Tatsachen bezeichnet. Das ist eine Theorie, die dem gewöhnlichen Verständnis entspricht und die die Sprachwissenschaft von Anfang an verworfen hat. Aber der Philosoph mußte bald seine Unfähigkeit einsehen, eine solche Entsprechung zu rechtfertigen. Daher rührt das »Problem des Bewußtseins«.

Im übrigen erfand der Philosoph entweder eine Sprache, deren Privileg sich als unhaltbar erwies, oder er bediente sich der normalen Sprache, derjenigen der allgemein gültigen Meinung und des gesunden Menschenverstandes, und sein eigenes Privileg wurde damit hinfällig.

Als Modell des Rationalen und des Realen zugleich aufgefaßt, ist die Sprache außerhalb der oder über den widersprüchlichen Äußerungen, die von den Philosophen vorgebracht werden, situiert. Sie ist weder subjektiv noch objektiv und umschließt dennoch Subjekt und Objekt. Könnte sie nicht so den unauflösbaren Widerspruch der Philosophen lösen? Sie hätte eine Objektivität, die nicht diejenige der Sache, einer (relativen oder absoluten) Substanz wäre. Sie besäße eine subjektive Realität, die nicht auf diejenige eines vom Objekt losgelösten und getrennten »Bewußtseins« rückführbar wäre (ob man es sich nun als »existentielles« oder als »transzendentales« Bewußtsein vorstellt, um wie die Philosophen selbst zu sprechen).

Von ihren ersten Schritten an hat die gegenwärtige Sprachwissenschaft die Philosophen ins Herz getroffen. Sie zerstört ihre Illusionen. Die Sprache kann nicht mehr als ein Sammelbecken für Wörter, als ein

[4] Vgl. J. Hyppolite, Etude sur Marx et Hegel, Paris 1955, S. 111, und die Publikationen verschiedener »marxistischer« Richtungen.

Sack mit bösen Überraschungen aufgefaßt werden. Sie setzt sich nicht aus Begriffen zusammen, deren jeder eine Sache oder eine »Idee« bezeichnet. Dieser Begriff der Repertoire-Sprache fußt auf der sehr vereinfachenden These, daß die ganze Welt »sich ordne, noch ehe sie der Mensch wahrnimmt, in wohlunterschiedene Gegenstandskategorien, deren jede in jeder Sprache notwendig eine Bezeichnung erhalte.«[5] Was bis zu einem bestimmten Punkt wahr ist, wenn es sich um Lebewesen handelt, ist nicht mehr wahr, wenn es sich um Erfahrungen der Sinne handelt, die dennoch selbstverständlich erscheinen: zum Beispiel die Bezeichnungen der Farben. Die Farbenbezeichnungen bilden einen echten *Kode*, der es ermöglicht, diese *Information* zu entziffern: die zahllosen Nuancen. Er klassifiziert sie. Dieser Kode hat sich in den verschiedenen Gesellschaften geändert, ebenso wie die Werte und Bedeutungen der Farben (Trauer oder Freude usw.).[6] In unserer Gesellschaft hat sich dieser Kode mit den wissenschaftlichen Erkenntnissen (Spektralanalyse des weißen Lichts, Komplementärfarben), mit den Farbtechniken der Textilien usw. verändert. Die Sprache hat ihre eigenen Gesetze, die nicht diejenigen der Natur sind (obwohl ihre Ausarbeitung es erlaubt, Querverbindungen und Regelmäßigkeiten im Fluß der objektiven Phänomene zu formulieren). Die Dinge (die deutlich oder vielmehr verschieden begriffen werden) hängen ab von den Wörtern, Substantiven und anderen, ebenso wie die Wörter und ihre Beziehungen von den Tatsachen und der Erfahrung abhängen. Diese Bemerkungen richten sich gegen die Philosophie der Substanz, gegen die philosophische Theorie, durch die die Sprache als Kopie oder unmittelbare Spiegelung der »Realität« definiert wird. Was das Bewußtsein betrifft, kann es sich ausbreiten und sich erfassen ohne Sprache, außerhalb und zeitlich vor der Sprache? Die Sprachwissenschaft bestreitet das. Es gibt keine Aktivität ohne »Materie«, ohne Inhalt, den diese Aktivität sich aneignet in einem Kampf, der entweder von Erfolg gekrönt ist oder in dem sie daran scheitert, den Widerstand zu überwinden. Es gibt keine Handlung ohne Resultat, ohne Produkt, ohne Werk. Also gibt es kein individuelles oder soziales Bewußtsein ohne Wörter und Sätze. Wenn das individuelle Bewußtsein sich über den Wörtern stehend glaubt, dann deshalb, weil es sie von der Gesellschaft erhalten hat, als es ihre Sprache assimilierte. Wenn das menschliche Bewußtsein in den Philosophien und bei den Philosophen versucht

[5] Vgl. A. Martinet, Eléments de linguistique générale, Paris 1960, S. 1–6; deutsch: Grundzüge der allgemeinen Sprachwissenschaft, Stuttgart [5]1971.
[6] Zum Wahrnehmungsfeld der Farben vgl. O. Paz, L'Arc et la Lyre, Paris 1965.

hat, sich in sich selbst (für sich) zu erfassen, so deshalb, weil es unablässig hin- und herspringt, indem es sich dabei auf die Sprache stützt. Die Reflexion hat sich ihre Sprache geschaffen, diejenige der Philosophie und der Erkenntnis, ohne die sie nichts wäre. Das ist es, was die Suche der Philosophen legitimiert, sie aber auch begrenzt, indem sie zugleich die substanzialistische Illusion des »reinen« Bewußtseins (das diesseits der Sprache erfaßt wird) beiseite räumt. Wenn es dem Bewußtsein gelingt, die Formen des Rigorosen (die Logik) oder die Ziele des denkenden, auf sich selbst Zurückziehens der Aktivitäten zu definieren, liefert die Sprache Hilfen und Material. Der Untersuchung erscheint die Sprache von höchst komplexer Beschaffenheit. Sie überschreitet das Bewußtsein der Individuen, nacheinander, »ut singuli«. Die Sprache verbindet das eine Bewußtsein mit dem anderen. Sie ermöglicht es ihnen, zu entstehen und sich zu manifestieren, untereinander und mit den »Dingen« in Verbindung zu treten. Neben den Denotationen, deren Liste der Philosoph aufstellen und abschließen möchte, gibt es die Konnotationen: feine Resonanzen, schlecht definierbare Harmonien. Von welcher Disziplin hängen sie ab? Von der Sprachwissenschaft? Von einer spezifischen Erkenntnis, die von der alten Rhetorik ausgehen würde? Von der Soziologie? Von der Psychologie, der Tiefenpsychologie oder der Verhaltenslehre? Darüber wird mit Eifer diskutiert. Die Konnotationen weisen auf die Reichtümer des Bewußtseins hin, besser als die Philosophie des Bewußtseins, die sie in ontologische Prinzipien umwandelt, sie substantiviert und folglich erstarren läßt. Das cartesianische »Cogito«? Ein geschlossener Kreis, an dem sich die Philosophen des Bewußtseins erschöpften und erschöpfen, um ihn aufzubrechen.

Das »Modell« der Sprache bietet einen weiteren Vorteil. Wenn es über die Philosophie hinausragt, wenn es die internen Konflikte der Philosophie löst, dann geschieht das im Namen einer oder mehrerer Wissenschaften. Die Disziplinen, die sich mit Sprache beschäftigen, sind bekannt: Linguistik (Allgemeine, Vergleichende, Historische, Strukturelle Sprachwissenschaft) – Semantik (Untersuchung der Wortbedeutung und der Veränderung der Wortbedeutung) – Semiologie (Untersuchung der nicht-linguistischen Zeichen und Zeichensysteme) – Phonologie (Untersuchung der Laute, die Wörter bilden). Die neue Intelligibilität, die die philosophischen Begriffe umfaßt (z. B. Subjekt-Objekt) würde sich auf diese Weise eng mit dem wissenschaftlichen Denken, mit den bestehenden Wissenschaften verbinden. Es stimmt, daß die Wissenschaftsdisziplinen, die sich mit der Sprache beschäftigen, zahl-

reich und zersplittert sind. Streben sie aufeinander zu? Decken sie das »Feld«, das sie erforschen, vollständig ab? Gibt es keine Leerstellen, keine Lücken? Haben sie nicht in sich selbst Lücken? Es ist nicht sicher, ob eine einfache »interdisziplinäre« Zusammenarbeit diese Lücken ausfüllen würde. Ohne Zweifel findet eine Untersuchung, die diejenige der Philosophen weiterführt, die jedoch von der klassischen philosophischen Systematisierung abweicht, hier Ort und Gelegenheit ihrer Durchführung. In jedem Fall hat die Existenz der Sprache nichts Hypothetisches noch Spekulatives. Sie ist sozial und praxisbezogen. Wenn einerseits ihre innere Struktur es erlaubt, die Rationalität besser zu definieren, besitzt sie andererseits eine Realität. Es ist die menschliche Realität oder wenigstens ein wichtiger und vielleicht charakteristischer (oder »wesentlicher«) Teil davon. Muß sich der Mensch nicht hauptsächlich als *homo loquens* definieren? So vollzieht sich die Artikulation zwischen den trotz aller Bemühungen getrennten Begriffen (die Wissenschaft und die Philosophie, das Intelligible, das Rationale, das Wirkliche – die Erkenntnis im allgemeinen und die Erkenntnis des Menschen) auf bemerkenswerte Weise.

Historisch taucht dieser Vorschlag (die Sprache erhöhen, daraus den Typ der Intelligibilität gewinnen) mit Hegel auf, ohne daß dieser Philosoph, eingeschlossen in der systematischen Philosophie, bis zu den Folgerungen gelangte. Dieser Hegelianismus ist ein seltsames Gemisch: Krönung und Ende der klassischen Philosophie, Starrheit, Entdeckung unerforschter Horizonte, Einführung neuer und geschmeidiger Formen des Denkens *(die Dialektik)*, übersehene Widersprüche innerhalb einer Theorie des Widerspruchs.

Hegel versucht die Schwierigkeiten der vorangegangenen Philosophie dadurch zu lösen, daß er den Widerspruch von Subjekt und Objekt überwindet. Nach ihm deckt das *Subjekt* (das Bewußtsein, das Denken) durch das *Sagen* das auf und macht es deutlich, von dem es getrennt ist, nämlich das Objekt. Die Operation des Logos (Sprache und Rede) ist nicht in sich schöpferisch. Sie erzeugt nicht das, was ist. Sie drückt aus. Die Aufgabe des Bewußtseins ist es im allgemeinen, die Undurchsichtigkeit des unmittelbar gegebenen Objektes aufzulösen, seine »Kompaktheit« zu lösen und es durch die Sprache zur Transparenz des Denkens zu erheben. So wird *das, was ist, das, was es ist:* gehalten, bewahrt, zu Wahrheit umgewandelt. Der Sprache einen dunklen Inhalt geben heißt, ihn auf den Begriff zu bringen, ihn also aufdecken. Dennoch beschränkt sich die Operation des Logos nicht auf das Enthüllen. Er organisiert und systematisiert. Das Wahre denkt sich und begreift

sich durch das Wahrnehmen seiner Fragmente, die verbunden werden. Erkennen ist folglich Wiedererkennung. Die Reflexion erscheint mit der Transparenz des Denkens, aber diese Transparenz hat nur dadurch einen Sinn, daß sie das Objekt verändert, indem sie es von seiner lichtlosen Existenz zur Klarheit der reflektierten Bestimmtheit überführt. Es gibt nichts Wahres, was unaussprechlich ist und was nicht Wahrheit wird durch den Sprechakt. Die Sprache ist die wesentliche *Vermittlung*, durch die das Reale (das Gegebene) wahr wird, und das Wahre ist im Realen erkennbar, indem die Erscheinung beiseite geschoben wird. Der Logos (rationale Sprache) bringt also den Sinn, d. h. die Wahrheit. Unter einer Bedingung: der vollkommenen Elaboration der Begriffe, ihrer Totalität.[7]

Der hegelsche Logos versucht also die Philosophie und ihre begrenzten Kategorien, nicht nur Subjekt und Objekt, sondern auch Bewußtsein und Substanz, Reflexion und Spontaneität usw. hinter sich zu lassen. Und dennoch bleibt er davon gefangen. Die wirklich menschliche Aktivität reduziert sich auf den Reflexionsakt: auf die philosophische Aktivität. Der Logos? Das ist der Name, den die philosophierende Haltung annimmt, es ist die Rede des Philosophen. Der Mensch erschafft nicht. Er muß sich damit begnügen, »zu reflektieren«, indem er reflektiert, das Licht der Begriffe auf das zu projizieren, was existiert, und dessen Fragmente in einer philosophischen Totalität zu vereinigen.

Dennoch transportiert die Sprache Begriffe. Sie trägt und transportiert sie, sie erlaubt das Verstehen (das Begreifen) des nicht-transparenten Objekts. Bei Hegel tendiert die Reflexion über die Sprache dazu, die einfache Reflexion und sogar die Reflexion über die Sprache, die Rede über die Rede zu überschreiten. Er versucht über den Logos die Einheit (Identität) des Rationalen und des Realen zu begründen; er gründet sie nicht auf der Sprachuntersuchung noch auf der Sprachwissenschaft, sondern auf seiner eigenen Sprachtheorie und Theorie vom Logos. Er bleibt spekulativer Philosoph. Das Intelligible ist für ihn der Begriff. Nicht der Begriff von diesem oder jenem, nicht dieser oder jener Begriff, sondern der Begriff an sich, die Form der absoluten Idee. Er akzeptiert die Koinzidenz zwischen der Sprache der Begriffe und dem Begreifen der Sprache unter dem Zeichen der absoluten Idee.

Betrachten wir die hegelsche Theorie vom Logos ein wenig mehr unter einem anderen Blickwinkel, der jedoch historisch ebenso fundiert ist.

[7] Über die Sprache vgl.: Phänomenologie des Geistes (Ausgabe von Lasson), S. 228 und 458 und Morceaux choisis de Hegel, Paris, S. 188.

In der Umgangssprache begreift und versteht sich der *Verstand*. Die Sprache des gewöhnlichen Verstehens (sens commun) ist schon ein Werk des Geistes, aber auf einer tieferen Ebene, wo der Geist lediglich unterscheidende Analyse ist, die die Unterschiede unterstreicht, sie trennt und in Wörtern fixiert. Die Sprache ist der *»Leib des Denkens«*[8], die Verkörperung des Geistes und sein Fall. Die dialektische Vernunft setzt das wieder in Bewegung, was in den Wörtern erstarrt. Der Logos gerät in Trance und beginnt zu tanzen. Die Vernunft verläßt die Unmittelbarkeit der getrennten Objekte, der distinkten Wörter, die durch den Verstand getrennten Determinationen. Sie erhebt den Inhalt zum Begriff. Indem die Vernunft das Erstarrte und Getrennte, das Endliche überwindet, findet sie sich wieder. Sie erkennt sich selbst durch die Worte hindurch, indem sie sich in sie versenkt. Hegel wollte auf seine Art eine Universalsprache schaffen, die Sprache seiner Philosophie: seines vollendeten Systems. In der Umgangssprache bleiben die Wörter und ihre Beziehung zum Sinn – die Totalität, das Wahre, die Idee – zufällig, ungewiß; sie erfassen nicht die Dinge in sich selbst, nicht das »Sein« dieser Dinge. Die Umgangssprache, die dem Inhalt gegenüber indifferent oder vielmehr außerhalb davon steht, unfähig die Form vom Inhalt her zu bilden, kann nicht bis zum Wahren vordringen. Sie enthält es nicht. Nur die Vernunft des Philosophen, die dialektische Vernunft verwandelt den Logos zum Absoluten, zur Totalität.

Der »Augenblick«, in dem das Innere zum Äußeren wird (Ausdruck, Entäußerung, Objektivierung) muß Hegel zufolge mit dem Augenblick zusammenfallen, in dem das Äußere zum Inneren wird (Verinnerlichung, Subjektivierung). Diese Koinzidenz, diese Identität definieren philosophisch den »Augenblick«. Das An-sich verwandelt sich in das Für-sich, während das Für-uns zum Für-andere wird. Der Mensch wird zu dem, was er bereits war: durch und in der Welt. Die Welt wird menschlich. Ist es die *Praxis* (gesellschaftliche Praxis), die Hegel so definierte? Nein, es ist immer noch der Logos. Alles geschieht und vollzieht sich nur in der Rede.

Hegels Schriften quellen trotz dieser Rechtfertigung der philosophischen Sprache über von genau treffenden Bemerkungen zur Sprache. Es ist gut, es zu unterstreichen: Die Kritik an der Philosophie darf nicht die Werke der Philosophen diskreditieren. Im Gegenteil. Sie soll-

[8] Diese Formulierung wurde von J.-P. Sartre in »L'Etre et le Néant« aufgegriffen. Wir unterstreichen sie hier, weil diese unglückliche Analogie den spekulativen Idealismus kompromittiert.

te es ermöglichen, deren Tragweite besser zu erkennen, ihre Begriffe und deren Inhalt herauszuziehen.

»In der Sprache jedoch ist das Mitteilungsmittel nichts als ein Zeichen und daher eine ganz willkürliche Äußerlichkeit. Die Kunst dagegen darf sich nicht nur bloßer Zeichen bedienen, sie muß im Gegenteil den Bedeutungen eine entsprechende sinnliche Gegenwart geben ... Sehe ich z. B. einen wirklichen lebendigen Löwen, so gibt mir die einzelne Gestalt desselben die Vorstellung ›Löwe‹ ganz ebenso wie ein abgebildeter. In der Abbildung liegt jedoch mehr: sie zeigt, daß die Gestalt in der Vorstellung gewesen sei und den Ursprung ihres Daseins im Menschengeist und dessen produktiver Tätigkeit gefunden habe, so daß wir nun nicht mehr die Vorstellung von einem Gegenstande, sondern die Vorstellung von einer menschlichen Vorstellung erhalten. Daß nun aber ein Löwe, ein Baum als solcher oder irgend ein anderes einzelnes Objekt zu dieser Reproduktion gelange, [danach] ist kein ursprüngliches Bedürfnis für die Kunst vorhanden; im Gegenteil haben wir gesehen, daß die Kunst, und vornehmlich die bildende Kunst, gerade mit Darstellung solcher Gegenstände, um an ihnen die subjektive Geschicklichkeit des Scheinenmachens zu bekunden, schließt. Das ursprüngliche Interesse geht darauf, die ursprünglichen objektiven Anschauungen, die *allgemeinen* wesentlichen Gedanken sich und anderen vor Augen zu bringen. Dergleichen Völkeranschauungen jedoch sind zunächst abstrakt und in sich selber unbestimmt, so daß nun der Mensch, um sie sich vorstellig zu machen, nach dem in sich ebenso Abstrakten, dem Materiellen als solchem, dem Massenhaften und Schweren greift, das zwar einer bestimmten, aber nicht einer in sich konkreten und wahrhaft geistigen Gestalt fähig ist. Das Verhältnis des Inhalts und der sinnlichen Realität ... wird hierdurch bloß symbolischer Art sein können. Zugleich aber steht nun ein Bauwerk, das eine allgemeine Bedeutung für andere kundtun soll, aus keinem anderen Zwecke da, als um dies Höhere in sich auszudrücken, und ist deshalb ein selbständiges Symbol eines schlechthin wesentlichen, allgemeingültigen Gedankens, eine um ihrer selbst willen vorhandene, wenn auch lautlose Sprache für die Geister.«[9]

Das ganze Kapitel verdiente zitiert und kommentiert zu werden. Hegel zeigt, wie die *Zeichen,* die der Architekt gebraucht (die griechische Säule, der romanische Bogen, der gotische Spitzbogen usw.), *keine Bedeutung in sich selbst haben,* sondern von der Architektur in den Gebäuden, den Monumenten benutzt werden, die einen *Sinn* besitzen, der zur Universalität tendiert. Die bedeutungstragenden Elemente sind Teil von Einheiten, die bedeuten, und dennoch haben sie, für sich allein genommen, keinen Sinn. Das sind bemerkenswerte Hinweise, die unseren Weg abstecken.

Auf dem von Hegel eröffneten Weg geht das heutige Denken weiter, ohne sich dessen immer zu erinnern, und deshalb mit der Chance, des-

[9] G. W. F. Hegel, Werke in zwanzig Bänden, Bd. 14: Vorlesungen über die Ästhetik II, Frankfurt 1970, S. 272 f.

sen spekulative Seite abzulehnen. Das heutige Denken will mit der klassischen Opposition von Subjekt und Objekt, von Rationalem und Realem diejenige von Intelligiblem und Sinnlichem, von Nominalismus (die Wörter, unter anderen die Substantive; die nur »flatus vocis«, inhaltslose Laute sind) und Realismus (die Wörter bezeichnen die Essenz, die Idee, und besitzen sie als Inhalte, als Signifikate) überwinden.[10] Diese Anstrengung der *Überschreitung* kann uns nicht vorrangig interessieren. Die alten »Modelle« der Intelligibilität überwinden, heißt das nicht, eine neue Intelligibilität vorschlagen? Wir wollen die Argumente untersuchen.

Die wissenschaftliche Sprachanalyse hat überraschende, unerwartete Eigenschaften unter der Trivialität von jahrhundertealten Feststellungen entdeckt. Die Rede geschieht in der Zeit. Die Griechen bezeichneten sie als beflügelt. Nichts Flüchtigeres als dieses zeitliche Phänomen. Kaum ausgesprochen, stirbt die Rede. Kaum geäußert, verschwindet der Gedanke, wenn er nicht durch einen anderen Gedanken oder das Gedächtnis wieder aufgenommen wird. Und dennoch schreibt sich dieses flüchtige Phänomen, dieses reine Ereignis ein in die *Schrift*. Die Schrift hat ihre eigene Geschichte und gliedert sich in die Geschichte ein. Sie hat ungeheure Folgen soziologischer Art mit sich gebracht. In der ideogrammatischen Schrift bezeichnen die Laute (Wörter) Zeichen, die eine Verbindung mit den Dingen besitzen, weil es mehr oder weniger graphisch veränderte Zeichnungen sind. Die Zahl der Zeichen ist ungeheuer groß. Die Beziehung von Signifikant zum Signifikat, die das Zeichen konstituiert, bleibt dem »Inhalt«, dem Objekt verhaftet. Die Sprache bleibt so nah wie möglich der Nomenklatur, dem »Sammelbecken für Wörter«. Die Formalisierung und die formalen Konnexionen tauchen kaum auf. Das rationelle Prinzip der geringsten Mühe scheint aufgehoben. Graphisch schwer darzustellende Elemente nehmen einen wichtigen Platz ein, zum Beispiel die Höhe der ausgesandten Töne.

»Ferner muß man in Betracht ziehen, daß man *sprechen*, d. h. durch die Laute des Mundes sich vernehmlich machen könnte, auch ohne artikulierte Laute zu bilden, wie man sich z. B. der *Töne der Musik* zu diesem Zweck bedienen könnte. Um indessen eine *Sprache der Töne* zu erfinden, würde es mehr Kunst bedürfen, während die Sprache der *Worte* nach und nach durch Menschen, die sich in der natürlichen Einfachheit befinden, gebildet und vervollkommnet

[10] Vgl. Cl. Lévi-Strauss, op. cit., Ouverture, S. 19, zum »objektiven Denken«; S. 22 zur Anstrengung, um »die Opposition des Sensiblen und Intelligiblen zu transzendieren«.

werden konnte. Doch gibt es Völker, wie die Chinesen, welche mittels der Töne und Akzente ihre Worte ... variieren«[11],

bemerkt Leibniz' Theophil, für den das ökonomische Prinzip integrierender Bestandteil seines Optimismus war. Kultur und Zivilisation nahmen mit der von den Ideogrammen gelösten Schrift eine rationelle Orientierung an, wobei die Schrift auf einer Oberfläche eine phonetische, formale Folge (konsonantisch-vokalisch) fixiert, die in sich keine unmittelbare Verbindung mit dem Inhalt, mit den Dingen trägt. Durch diese Tatsache entzog sich die Schrift virtuell den Kasten von Schriftgelehrten und Priestern. Durch diese Tatsache mußte die Rationalität der Sprache, d. h. ihre Formalisierung wachsen, ihr kultureller Gebrauch mußte sich entwickeln, d. h. daß eine Demokratisierung der Kultur möglich wurde.

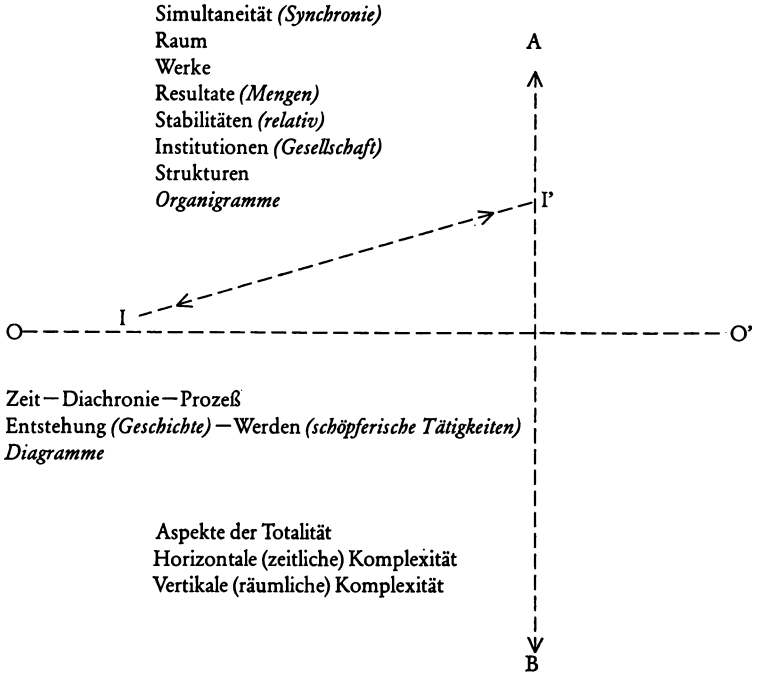
Außerhalb dieser sozialen Entwicklung besitzt die Schrift bemerkenswerte Eigenschaften, im wissenschaftlichen Sinn dieses Begriffs. Das Temporale (d. h. die Rede, der Sprechakt) projiziert sich in eine Simultaneität: den geschriebenen Satz, die Seite, das Buch. Es besetzt einen Raum, den es orientiert, indem es sich dort hinein projiziert; man muß eine Richtung im Raum, eine Symmetrie wählen. Man schreibt von rechts nach links oder von links nach rechts, von oben nach unten oder von unten nach oben, je nach Kultur und Zivilisation aus noch wenig bekannten Gründen. Der Melodie und dem Rhythmus der gesprochenen Sätze entspricht von nun an die Kombinatorik der geschriebenen Zeichen: die Buchstaben des Alphabets, die Silben, deren Aussprache vom überlieferten Gebrauch fixiert ist.

Diese Projektion der Zeit in den Raum läßt indes etwas verschwinden. Der Leser bemerkt es, wenn er einen Text laut lesen will. Der Schauspielschüler verspürt noch besser als der Durchschnittsleser die Schwierigkeiten beim Wiederherstellen des gesprochenen Wortes mit seiner Begleitung an expressiven Gesten und Mimik. Das gesprochene, Objekt gewordene Wort, das in der Schrift aufgezeichnet ist, ist vielleicht verstümmelt, ist vielleicht »reduziert«, vielleicht modifiziert. Die Sprachgeschichte, d. h. die Geschichte der Sprachen, trägt vielleicht die Merkmale der Schrift, der verschiedenen Schriften und Graphismen, seit sie erfunden wurden. Dennoch kann man – allerdings nicht ohne Mühe – das gesprochene Wort durch die Schrift wiederfinden, es darin wiedererkennen, indem man darin Atem, Rhythmus, Gesang, Gebärden reaktiviert, indem man die ursprüngliche Inspiration von neuem

[11] Neue Abhandlungen . . ., a.a.O., S. 296.

erfindet, indem man das gesprochene Wort von neuem erschafft. Manchmal ist das gesprochene Wort verschwunden. Wer vermag in der Hl. Schrift das »biblische Wort« zu entdecken?
Die perfektionierte Aufnahmetechnik (Schallplatte, Tonband) hat die Lehren der Schrift bestätigt oder hat vielmehr diese Lehren enthüllt, indem sie sie in die soziale Praxis eingeführt hat. Ebenso die folgende Tatsache, deren Bekanntheit die Paradoxien versteckt: die Musik – die bei den Philosophen als reine Temporalität galt – wird ebenso high fidelity auf Schallplatten oder Magnetbändern festgehalten.
Derjenige, der von der Philosophie ihr Bemühen um das Universelle bewahrt, jedoch mit neuen Begriffen die alten Probleme stellt, kann sich zu Recht fragen, ob das kein bemerkenswertes Schema ist. Zeit und Raum sind bisher von den Philosophen immer isoliert betrachtet worden. Wenn sie versuchten, sie zu vereinen, dann geschah das im Abstrakten, ausgehend von ihrer Trennung, wie bei Objekt und Subjekt, Geist und Natur, Seele und Körper. Hier sind Zeit und Raum in einer definierten Beziehung impliziert, und diese Beziehung liefert die Stelle für operationelle Techniken. Wenn man nun aber um sich blickt, stößt man nicht selten auf simultane Zusammenfügungen, die von einem zeitlichen Prozeß abhängen oder daraus resultieren. Zum Beispiel eine (ländliche oder urbane) Landschaft, eine architekturale Einheit, ein (pikturales) Bild, oder auch die Sprache und vielleicht die Gesellschaft selbst mir ihren Institutionen, die sie stützen, und den Werken, die sie spürbar werden lassen. Das Verfahren, mit dem der Toningenieur auf einer Schallplatte eine Symphonie festhält (und die Umkehrbarkeit dieser Operation, wenn die Schallplatte die Symphonie in ihrem zeitlichen Verlauf wieder herstellt), oder das Studium der Schriften und Graphismen, ermöglichen sie es nicht, bestimmte Aspekte der schöpferischen Aktivität zu überraschen, wenn nicht gar die Geheimnisse der Schöpfung selbst zu enthüllen? Wir würden so das Überschreiten der philosophischen Intelligibilität wirksamer machen, denn die Philosophen wählten als ihr Prinzip entweder die Zeit (die »Welt«, zeitliche Aufeinanderfolge, dramatisches Werden) – oder den Raum (den »Kosmos«, Ausbreitung oder Hierarchie der »Wesen« in ihrer simultanen Koexistenz).
Könnte sich das dargelegte Schema, das produktiven Handlungen und präzisen Techniken entspricht, legitim in ein allgemeingültiges »Modell« verwandeln? Zu einem Typ des Verstehens? Wir wollen es versuchen. Dieses abstrakte Modell, das jedoch hypothetisch einem »Konkretum« entspricht und erlaubt, es zu erreichen, können wir selbst auf

ein Stück Papier projizieren. Wir stellen in der Vertikalen das Räumliche, das resultierende Bild, das auf dem Terrain Gegebene, – und in der Horizontalen den Prozeß, die Entstehung, das Temporale, die Aktivität, die sich in aufeinanderfolgenden Etappen vollzieht, dar.



Erläuterung: Die beiden Komplexitäten oder Interaktionen müssen verstanden werden als Kreuzlinien. Es ist verständlich, daß in diesem Modell *Ereignis* und *Struktur* nicht getrennt werden können. Die durch I' markierte Stelle ist Teil der Synchronie AB, verweist auf das Ereignis I auf der Zeitachse OO' (die der Geschichte). Die Geschichte als Wissenschaft erfordert das *rekurrierende* Vorgehen von I' nach I. Die Geschichte als Prozeß wird nur erreicht durch ein Abmessen, das eine kohärente Folge von Rekurrenzen voraussetzt. Die Geschichtsphilosophie setzte voraus, daß das Denken sich auf der Zeitachse einrichte und der Entstehung (Genesis) folgt. Sie unterließ die Rekurrenzen, die des Historikers und die der wissenschaftlichen Strenge. Dennoch hat die Rekurrenz nur eine Tragweite und einen Sinn, wenn die Entstehung existiert, wenn das Abmessen es erlaubt, nicht willkürliche Schnitte in der Zukunft, sondern die Zukunft selbst zu erreichen.

Dieses Modell (Darstellung einer Darstellung, Projektion eines bereits abstrakten Schemas) muß mit Vorsicht verwendet werden und muß sich noch bewähren. Es besitzt zwei »Dimensionen«, ohne daß man diesen Begriff so streng definieren könnte, wie es die Mathematiker tun. Nichts erlaubt die Behauptung, daß sich alle menschlichen Gegebenheiten (soziale und historische) in zwei Dimensionen darstellen lassen. Wahrscheinlich haben wir lediglich ein »vereinfachtes Modell« vor uns. Es gibt sicherlich nicht alle Reichtümer des menschlichen Werdens und dessen, was daraus entsteht, wieder. Wir haben nicht das Recht, es als erschöpfend und als explizit zu betrachten. Es stellt eine Frage: Was geschieht wirklich an dem Punkt (oder vielmehr an den verschiedenen Punkten) von Intersektion und Interferenz zwischen der Horizontalen und der Vertikalen, zwischen dem Zeitlichen und dem Räumlichen? Wo und wie vollzieht sich die schöpferische Tätigkeit? Wenn wir einer Schallplattenaufnahme beiwohnen oder wenn wir sie auf den Schallplattenapparat legen, wissen wir nicht durch diese Tatsache, wie sich der Übergang vom Zeitlichen zum Simultanen vollzieht und warum er umkehrbar ist. Das müssen wir uns fragen. Ebenso ist hier das Objekt der Untersuchung, der Ort der Intelligibilität (wenn sich diese Hypothese bestätigt), weder die isoliert betrachtete Zeit (die These eines Teils der klassischen Idealisten) noch der Raum (allgemein angenommene These, sie war die These des cartesianischen Geometrismus und des materialistischen Mechanismus) noch die für sich genommenen Aktivitäten, die Werke, weder die isolierte Horizontale (Diachronie) noch die isolierte Vertikale (Synchronie). Ihr Zusammentreffen ist es, ihre Artikulation: der Übergang, der Weg von der Aktivität zum Resultat.

Es ist nicht erlaubt, ohne die größte Vorsicht horizontale »Schnitte« in der Vertikalen oder vertikale »Schnitte« in der zeitlichen Dimension durchzuführen. Mehr noch als in der Physiologie können solche »Schnitte« das untersuchte Objekt töten. Wer so vorgeht, läßt aus seiner Operation (seiner Technik, die beim ersten Hinsehen epistemologisch gerechtfertigt scheint) ein »Artefakt« hervorgehen, ein künstliches Produkt, das als Wissenschaftsobjekt für die Erkenntnis eine zufriedenstellende Konstruktion zu sein scheint. Setzen wir demnach voraus, daß wir in I' eine Tatsache oder ein markiertes Element finden, das wir datieren können: ein Monument, eine Institution, ein Gesetz, ein Werk. Wir müssen nun versuchen herauszufinden, woher dieses Merkmal rührt, was zu der gekennzeichneten Zeit geschehen ist. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß es uns nicht gelingt, die Achse OO' abzumessen und

Korrespondenzen zwischen den Mengen der Punkte I und I' herzustellen. Die Erkenntnis kann ebenso rückwärts schreiten (von 0' zu 0, von I' zu I) wie vorwärts (von 0 zu 0', von I zu I'). In I könnten wir unter Umständen eine Vertikale konstruieren, die nicht ein willkürlich gelegter Schnitt in einem hypothetischen Prozeß einer einfachen Projektion des gegenwärtigen AB in die Vergangenheit wäre.
Eine letzte Beobachtung. Von der Tatsache, daß das gesprochene Wort und die Musik fast integral aufgezeichnet werden können, können wir nicht auf irgendetwas schließen, ohne Gefahr zu laufen zu extrapolieren. Selbst wenn uns diese bemerkenswerte Tatsache ein Modell zur Hand gibt, kann es durchaus möglich sein, daß es sich in beiden Fällen um Grenzfälle handelt. Ein Modell besitzt nur einen Wert in der Konfrontation mit anderen Modellen und mit Tatsachen. In jedem Bereich müssen wir feststellen, was es erlaubt, und was es verbietet, das jeweilige Modell anzuwenden, was sich ihm annähert und was sich von ihm entfernt.[12]
Lassen wir nun die epistemologischen (methodologischen) Betrachtungen und kommen zu den neuesten Erkenntnissen der wissenschaftlichen Linguistik. Eine davon scheint ganz besonders wichtig und vielversprechend.

Artikulationsniveau und Intelligibilität

Die gesprochene (und geschriebene) Sprache bietet der Analyse eine ständige Vermischung und enge Verschachtelung von wenigstens drei verschiedenen Ebenen. Zunächst lassen wir die dritte Ebene beiseite: den *Satz* (Aufgliederung und Zuordnung der Rede in distinktive Einheiten, die Sätze). Wir betrachten zuerst nur die beiden ersten Ebenen.

[12] Dieses Modell wurde erstmals in bezug auf ein konkretes soziologisches Objekt in einem Sonderbereich der Soziologie vorgeschlagen (Perspectives de la sociologie rurale, Cahiers internationaux de sociologie, 1953). Es wurde von J.-P. Sartre aufgegriffen (Critique de la raison dialectique, S. 41 f.; deutsch: Kritik der dialektischen Vernunft, Reinbek 1967). Wie Sartre ausdrücklich feststellt, handelt es sich hierbei um eine Methode, die analytisch-regressive Methode, die eine historisch-genetische Untersuchungsweise anwendet. Das »Modell« präzisiert die Methode, weist aber darauf zurück. Es scheint nicht so, daß Sartre diese Methode – und dieses Modell, nachdem er es aufgegriffen hatte – als Leitfaden für seine Forschungen genommen hat. Der Feldzug von Cl. Lévi-Strauss gegen die Geschichte und Geschichtlichkeit (vgl. La pensée sauvage, Kap. IX, S. 324 ff.; deutsch: Das wilde Denken, Frankfurt 1968) kann nur durch eine starke Voreingenommenheit zugunsten der Synchronie und gegen die Diachronie verstanden werden, die unserer Meinung nach nicht zwingend ist. Das ist strukturalistischer Dogmatismus.

Ihre Unterscheidung ist nicht das Resultat einer Analyse; der Linguist begnügt sich, die Unterschiede zu vermerken, die ständig erlebt, wenn nicht wahrgenommen werden von den Teilnehmenden (der »Sender«, derjenige, der spricht – der »Empfänger«, derjenige, der hört) in einer gerade durch die Unterschiede konstituierten Einheit. Die menschliche Sprache ist *artikuliert* (im Vergleich zu den Tierschreien, dem Stöhnen aus Schmerz oder Lust, dem Geplapper der kleinen Kinder, kurz im Vergleich zu allen natürlichen »Expressionen«). Das ist jedem bekannt. Die Linguisten haben eine *doppelte Artikulation* entdeckt. Die erste besteht aus signifizierenden Einheiten, die jedes Mitglied der Gesellschaft (einer sprachlichen Gemeinschaft) anwenden kann, um seine persönliche Erfahrung zu formulieren. Diese Einheiten, die »Wörter«, sind genau unterschieden, genau gegliedert und werden so erfaßt. Das stellt sich auf dem Papier beim Schreiben durch einen Zwischenraum dar; er entspricht einem möglichen Halt in der Rede. Diese signifizierenden Einheiten sind analysierbar, aber die Einheiten, die die Analyse dadurch erhält, unterscheiden sich von den Einheiten der ersten Artikulation; sie sind nicht mehr Signifikanten: »Silben«, wie man sie gewöhnlich nennt, oder Laute, die beim Schreiben durch die Buchstaben des Alphabets bezeichnet werden.

»Jede dieser Einheiten der ersten Gliederungsebene (unités de première articulation) weist, wie wir gesehen haben, eine Bedeutung und eine lautliche Form auf. Sie läßt sich nicht in kleinere aufeinanderfolgende Einheiten mit einer Bedeutung zerlegen: *Weh* bedeutet als Ganzes »Weh«, und man kann nicht den Teilen *W-* und *-eh* verschiedene Bedeutungen zuschreiben, deren Summe »Weh« ergäbe. Die lautliche Form aber läßt sich in eine Folge von Einheiten zerlegen, deren jede dazu beiträgt, z. B. *Weh* von anderen Einheiten wie *See, wo* zu unterscheiden. Dies werden wir als *zweite Gliederung* der Sprache bezeichnen.«[13]

Verweilen wir einen Augenblick bei dieser Unterscheidung, um so gut wie möglich die Lehren daraus zu erklären. Der Linguist, der mit der Umgangssprache arbeitet und sich dabei bemüht, deren Elemente zu respektieren und nichts zu »notieren«, auf das in ihr nicht hingewiesen ist, stößt sofort auf kritisierbare Formulierungen, die er abändert. In der Umgangssprache sind die Buchstaben des Alphabetes *Zeichen*. Der Linguist entdeckt, daß es Zeichen ohne Signifikation sind. Eine

[13] A. Martinet, Grundzüge . . ., a.a.O., S. 22. Nicht alle Linguisten stimmen darin überein, daß eine Analyse von signifikanten Einheiten in noch kleinere Einheiten unmöglich ist. Vgl. weiter unten. [In unserer Übersetzung wird »articulation« nicht mit »Gliederung«, sondern mit »Artikulation« bzw. »Artikulationsebene« wiedergegeben. Anm. d. Übers.]

Aussage (ich gehe in die Stadt) oder ein Teil davon (ich – gehe – in – die – Stadt) enthält einen *Signifikanten* und eine Signifikation, das *Signifikat*. Die Zeichen betreffend wird der Linguist zwischen Anführungsstrichen (»ich gehe in die Stadt«) das Signifikat notieren und zwischen Schrägstrichen in konventioneller, international ausgearbeiteter, phonetischer Umschrift den Signifikant (iç für ich usw.). Man sieht übrigens deutlich, wie sich die Wortgruppen aus Zeichen zusammensetzen. Aber wie die Sätze und Satzgruppen? Wir schlagen vor, sie Superzeichen zu nennen.[14]

Der Linguist führt also einen wissenschaftlichen Begriff ein, um das zu bezeichnen, was er als bedeutungstragende Einheiten erkennt, d. h. als elementare linguistische Zeichen, die mit zwei Seiten versehen sind (Seite des Signifikats, Signifikation – Seite des Signifikanten, eine in nichtsignifikante Einheiten der zweiten Artikulation gliederbare Lautform). Er nennt sie *Moneme*. Die Einheiten der zweiten Artikulation heißen *Phoneme*. Unterscheidung und das Konzept der doppelten Artikulation besitzen eine solche Bedeutung, daß durch sie Sprache definiert werden kann.

»Eine Sprache ist ein Kommunikationsmittel, nach dem der Mensch, in jeder Gemeinschaft auf andere Weise, seine Erfahrung nach Einheiten analysiert, die einen semantischen Inhalt und einen lautlichen Ausdruck haben, nach den Monemen; dieser lautliche Ausdruck gliedert sich seinerseits in distinktive, aufeinanderfolgende Einheiten, die Phoneme, von bestimmter Anzahl in jeder Sprache, bei denen Art und wechselseitige Beziehung ebenfalls von Sprache zu Sprache verschieden sind.«[15]

Die doppelte Artikulation charakterisiert also zugleich die menschliche Sprache und das, was im eigentlichen Sinne in den »Expressionen« des Menschen linguistisch ist. Sie ist allen Sprachen gemeinsam. Außerhalb der doppelten Artikulation gibt es überhaupt keine Sprache, nichts, was zur Linguistik gehört.

Wir unterstreichen sogleich, daß die Einheiten der zweiten Artikulation zahlenmäßig begrenzt sind: die Buchstaben des Alphabets, die in den sehr unterschiedlichen Sprachen des Planeten Erde ausgesprochenen Laute. Diese Einheiten kombinieren sich miteinander und gehören zu einem Sonderbereich der Mathematik, der Berechnung von Kombinationsmöglichkeiten. Man kann diese Einheiten inventarisieren und jede von ihnen durch eine bestimmte Anzahl *distinktiver Merkmale* (den

[14] Von A. Moles übernommener Begriff.
[15] A. Martinet, Grundzüge . . ., a.a.O., S. 28.

distinctive features von R. Jakobson) charakterisieren, durch die sie sich voneinander unterscheiden und den anderen Einheiten gegenüberstehen. Eine Einheit darf nicht logisch aufgefaßt werden, obwohl sie formal begriffen werden muß. Jede Einheit enthält eine aktualisierte Vielfalt; sie ist eine Garbe, ein Bündel von Kennzeichen und gleichzeitigen Oppositionen. Die Einheiten der zweiten Artikulation fügen sich sozusagen von selbst in ein Oppositionsschema, deren bekanntestes dasjenige ist, das die vokalischen Laute (die Vokale in der Umgangssprache) den konsonantischen Lauten (den Konsonanten, denen immer wenigstens ein Vokal vorausgeht) gegenüberstellt. Zum Beispiel das Phonem (b) ist als stimmhaft in Opposition definiert zu (p), *nichtnasal* in Opposition zu (m), *labial* in Opposition zu (d) usw. Die wirklich benutzten Laute sind eher (sinnlich wahrnehmbare) Realisationen der so unterschiedenen Phoneme als die Phoneme selbst.[16] Das Inventar der Einheiten und ihrer distinktiven Merkmale (distinktiven Oppositionen) scheint für jede Sprache möglich und für jede Sprache begrenzt zu sein. Man versteht leicht, daß die *Phonologie,* die diese Einheiten untersucht, eine strenge Wissenschaft geworden ist, die mathematische Methoden anwendet (Kombinationen, geometrische Figuren, Schaubilder oder »Matrizen«, die Ketten von Markov, Wahrscheinlichkeitsrechnung usw.).[17]

Jede Sprache scheint charakterisiert zu sein durch ein *phonetisches System,* das das Kind erlernt, indem es aus allen möglichen Lauten – in der Kontinuität und dem melodischen Durcheinander seiner natürlichen Äußerungen (Baby-Geplapper) – diejenigen selektioniert, die seine Sprachgemeinschaft akzeptiert und filtert. Das Kind erwirbt sich, nach Troubetzkois Ausdruck, ein »phonologisches Sieb«.

Geschieht das auch mit den Einheiten der ersten Artikulation? Wahrscheinlich nicht. Der (soziale) Mensch verwendet aus ökonomischen Gründen, weil er spontan und natürlich dem Gesetz des geringsten Widerstandes folgt, eine begrenzte Anzahl elementarer Einheiten (Phoneme), um eine unbegrenzte Anzahl signifikanter Einheiten zu produzieren: Wörter (Moneme), Sätze.

Der Unterschied zwischen beiden Ebenen ist nur scheinbar einfach und leicht zu erfassen. Die Zahl der Kombinationen (zwischen den »Buchstaben« und den »Silben«) ist ungeheuer groß. Die Zahl der Wörter (Moneme), die zum Wörterbuch einer Sprache (Lexikon) gehören, ist nicht unendlich. Im Prinzip ist das lexikalische Inventar unbegrenzt

[16] Troubetzkoi, Principes de phonologie, S. 40.
[17] Vgl. z. B. R. Jakobson, Essais . . ., a.a.O., S. 137 ff. (Das ursprüngliche Dreieck.)

(unendlich) und die Zahl der Kombinationen der Signifikations-Atome (Elemente) ist endlich. In Wirklichkeit besitzt die Unterscheidung nicht die Heftigkeit, die man geneigt ist, ihr zuzuschreiben, wenn man von den alten philosophischen Kategorien ausgeht: endlich und unendlich. Es ist eine zusätzliche Schwierigkeit, die zeigt, wie sich Erkenntnis auf Unterscheidungen gründet, die sogleich wieder abgeschwächt, verleugnet, verfeinert, manchmal überschritten werden müssen: es gibt signifikante Einheiten, die diskrete (distinkte) Einheiten sind und dennoch nicht als Moneme betrachtet werden können. Sie tauchen nicht im Wörterbuch (dem Lexikon) auf, sondern in der Grammatik (Morphologie der Sprache). Untersuchen wir die »Endsilben« der Wörter: arbei*ten*, arbei*tet*, arbei*tete* usw. Der Linguist bezeichnet sie mit einem Spezialterminus, *Morpheme*, um sie von den *Lexemen* (sie treten im Wörterbuch auf, wie das Wort *Arbeit*) zu unterscheiden. Nun charakterisieren sich aber diese Morpheme durch distinktive Oppositionen: sie stehen sich gegenüber; stehen in Listen oder Aufstellungen, wo sie sich durch Gegensatz paarweise gegenüberstehen: Singular und Plural, Maskulin und Feminin. Sie bilden so *Paradigmata*. Konjugationen, Deklinationen mit den »Morphemen«, die sich an die Wurzeln, dem Lexikon entnommen, anhängen, um den Kasus und die Person zu bestimmen, sind Beispiele für Paradigmata. Ihr stets stark begrenztes und präzises Inventar ist seit langem von den Grammatikern aufgestellt. Die Liste der Oppositionen erstreckt sich aber auch auf die Lexeme: gut und schlecht, richtig und falsch, groß und klein, Licht und Schatten, Himmel und Erde usw. Man könnte behaupten, in dem Satz »Bier ist das beste Getränk« sei das Wort »beste« durch Opposition zu »schlecht« und »Bier« im Kontrast zu allen anderen wirklichen oder möglichen Wörtern des Satzes, zu »Wein«, zu »Cidre« oder gar durch eine Auswahl innerhalb der lexikalischen Gruppe der Getränke zu verstehen. Dennoch scheint sich der wichtige Unterschied zwischen *Kontrast* und *Opposition* manchmal zu verwischen. Wir erwähnen, daß es noch verworrenere Fälle gibt. Ist die Silbe (Diphthong) »ée« in den folgenden französischen Wörtern: bouch*ée*, becqu*ée*, cueiller*ée*, charret*ée*, ein Morphem? Bilden diese Wörter eine Gruppe, obwohl sie weder in Opposition zueinander stehen noch sich aneinanderketten, obwohl sie weder durch Gegensatz noch Kontrast verbunden sind? *Ée* deutet die Fülle an, es ist also eine signifikante Einheit, und trotzdem ist es nur ein Suffix, das keine Einheit besitzt und nur durch ein Wort (ein Lexem: bouche, bec, cuiller, charrette), an das es sich anhängt, Bedeutung trägt.

Von diesen Zwischenstufen können wir nicht im voraus sagen, sie seien nicht »klassifizierbar«, weil wir bei dem Versuch, die Einheiten (Elemente) der Sprache zu klassifizieren, auf sie stoßen. Sie untersagen es uns einfach, die verschiedenen Ebenen völlig zu trennen, radikal die Anwendung einer analytischen Methode auf etwas anderes zu untersagen. Wir würden in einen Dogmatismus verfallen, denn es gibt Übergänge zwischen den Ebenen.

Dennoch ist es sicher, daß das Projekt eines kompletten Inventars des Vokabulars, eines vollständigen und geschlossenen lexikalischen Systems die größten Widerstände hervorruft. Das Lexikon bleibt offen. Wofür offen? Für die Erfindung innerhalb des Vokabulars, für Entdeckungen in Praxis und Technik. Was kann man G. Mounin erwidern? »Die Bedeutung dieser Trennung – die in der Linguistik zwischen *begrenzten Inventaren* und *unbegrenzten Inventaren* verläuft – rührt daher, daß sie die Hauptprobleme der strukturellen Analyse berührt. Die begrenzten Inventare (der Phonologie, der Morphologie) kennzeichnen zutiefst, inwiefern die Sprache ein System *sui generis* ist, ein Signalisationskode, der möglichst viel Information mit möglichst wenig Signalen und möglichst wenig Fehlern zugleich übermitteln will.« Saussure wird dadurch bestätigt, der die Linguistik definiert als Wissenschaft, die als Untersuchungsobjekt die in sich und für sich betrachtete Sprache hat. Während die unbegrenzten Inventare die Trennung widerspiegeln »zwischen der Linguistik als einem Formensystem und der Bedeutung dieser Formen, die entscheidende Trennung von begrenzten Strukturen des Kode, der durch die Sprache konstituiert wird und den unbegrenzten Strukturen unserer stets unvollendeten Entdekkungen, unserer Erfahrung, unserer Kenntnisse von der Welt«.[18] Wir werden uns daran erinnern müssen.

Wir haben gesagt, es sei risikoreich, das Unbegrenzte vom Begrenzten her mit den kombinatorischen Techniken zu untersuchen, die den inventarisierbaren Elementen angepaßt sind. Diese Operation ist gewiß verführerisch wegen der strengen Behandlung der so betrachteten »Atome«. Linguistische Gegebenheiten (und durch sie soziale und menschliche) durch eine einzige *Ebene* definieren, heißt reduzieren. Diese Operation reduziert das untersuchte Faktum zu einem Element. Wir werden uns fragen, ob die Phonologie, die man – mit ihren Inventaren und ihrer Kombinatorik – für die neue Intelligibilität und für das Modell der Wissenschaften vom Menschen hält, dieser Absicht entspricht.

[18] G. Mounin, Problèmes théoretiques de la traduction, Paris 1963, S. 137 f.; deutsch: Die Übersetzung, Geschichte und Theorie, München 1967.

Wird nicht ein bestimmter Bereich der Erkenntnis mit dem der Realität verwechselt? »Es ist normal« – nach A. Martinet –, »daß die Beschreibung einer Sprache mit einer Darstellung ihrer Phonologie beginnt.«[19] Nun beschreibt die Phonologie aber das Funktionieren der Organe, die zur Produktion des Lautes beitragen. Sie ordnet die Laute ein (in okklusive, Hauch-, gerundete, gespreizte, hintere, vordere, kurze, lange, straffe, schlaffe Laute). Ist sie nicht eher, wie die Physiologie und die Akustik, eine Naturwissenschaft als eine Wissenschaft von der menschlichen Realität? Oder liegt sie nicht an dem Übergang beider Wissenschaftsgruppen? Aus dieser Perspektive wäre es sehr kritisierbar, sie an die Basis oder die Spitze der Wissenschaften von der menschlichen Realität zu setzen. Aus methodologischen Gründen kann man es nicht hinnehmen, das Modell der neuen Intelligibilität von *einer Ebene* zu entleihen. Wenn es eine Erneuerung der Intelligibilität gibt, muß dieser Beitrag durch die Artikulation selbst, d. h. durch die Existenz artikulierter Ebenen geschehen.

Jedenfalls laufen wir Gefahr, in der Kritik zu weit zu gehen und, ohne es wahrzunehmen, die Schwelle zu überschreiten, die eine radikale Kritik von der schlecht gerechtfertigten Hyperkritik trennt. Wenn wir die doppelte Artikulation als Kriterium aufstellen, setzen wir (vielleicht) dem Dogmatismus der Phonologie einen Dogmatismus der Linguistik entgegen. Wir verlieren (vielleicht) die Inspiration und Intuition von Saussure. Der Begründer der modernen Sprachwissenschaft versicherte, daß sich die Phonetik von der Phonologie unterscheidet. Die erste ist historisch, sagte er, die zweite nicht. Weiter sah er in der Linguistik vor allem einen Sonderfall einer allgemeineren Wissenschaft. Der Text ist berühmt geworden:

»Man kann sich also vorstellen eine Wissenschaft, welche das Leben der Zeichen im Rahmen des sozialen Lebens untersucht ... wir werden sie Semeologie ... nennen. Sie würde uns lehren, worin die Zeichen bestehen und welche Gesetze sie regieren. Da sie noch nicht existieren, kann man nicht sagen, was sie sein wird. Aber sie hat Anspruch darauf, zu bestehen; ihre Stellung ist von vornherein bestimmt. Die Sprachwissenschaft ist nur ein Teil dieser allgemeinen Wissenschaft, die Gesetze, welche die Semeologie entdecken wird, werden auf die Sprachwissenschaft anwendbar sein, und diese letztere wird auf diese Weise zu einem ganz bestimmten Gebiet in der Gesamtheit der menschlichen Verhältnisse gehören.«[20]

R. Jakobson kommentiert das so:

[19] A. Martinet, op. cit. S. 45.
[20] F. de Saussure, Cours de linguistique, Paris 1964, S. 33; deutsch: Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, Berlin ²1967, S. 19.

»Sprache und Kultur schließen sich gegenseitig ein, die Sprache muß als integrierender Bestandteil des sozialen Lebens aufgefaßt werden... Wenn wir das determinieren, was Sprache ist, müssen wir es mit den anderen Symbolsystemen vergleichen. Das System der Gebärden zum Beispiel... Dieses System der Gebärden bietet instruktive Ähnlichkeiten mit der Sprache und ebenso nicht weniger bemerkenswerte Unterschiede. Der immanenten Aufgabe gegenübergestellt, die verschiedenen semiologischen Systeme zu analysieren und zu vergleichen, müssen wir uns nicht nur Saussures Spruch in Erinnerung rufen – die Linguistik als integrierender Bestandteil der Wissenschaft von den Zeichen – sondern auch das monumentale Werk seines großen Zeitgenossen, einem der größten Vorläufer der strukturalen Analyse in der Linguistik, C. S. Peirce...«[21]

Gehört es zu unserer Aufgabe, hier die Kontroversen neu zu beleben, den Streit zu vergiften, die Diskussionen über Tendenzen und Schulen vor die Öffentlichkeit zu tragen? Bestimmt nicht. Und dennoch bleiben diese Konflikte latent vorhanden, sie arten oft in persönliche Rivalitäten aus, in stumme und hinterhältige Streitereien zwischen Cliquen, ohne daß die Kritik und die Konfrontation der Theorien offen zutage treten würden. So sind die Sitten und Gebräuche dieser sozialen Gruppe, der Wissenschaftler. Es ist weder das erste noch das letzte Mal, daß wir in diesem Sinn eingreifen, um die Widersprüche in helles Licht zu setzen.

Für A. Martinet, der durch die doppelte Artikulation das Wesen der menschlichen Sprache und das Untersuchungsobjekt einer strengen Wissenschaft determiniert, muß der Begriff der »Sprache« für folgende Objekte reserviert bleiben:

»Bereut man es, die Kommunikationssysteme, die die Informationen in aufeinanderfolgende Einheiten artikulieren, diese Einheiten aber nicht einer zusätzlichen Artikulation unterwerfen, aus der Linguistik auszuschließen? Das Verlangen, die Linguistik in den größeren Rahmen einer allgemeinen Semiologie eintreten zu lassen, ist legitim, es wird aber nicht verloren sein, wenn man genau kennzeichnet, was in diesen Zeichensystemen die Originalität der Sprachen ausmacht. Das, was die Besonderheit der Sprache ausmacht, ist gleichzeitig der Grund für die Strenge der Linguistik.« A. Martinet zögert dann nicht zu schließen: »Die anderen Verwendungsarten der Sprache sind metaphorisch. Die Tiersprache ist eine Erfindung von Märchenerzählern. Die Ameisensprache ist mehr eine Hypothese als ein Ergebnis von Beobachtung. Die Blumensprache ist ein Kode wie viele andere...«[22]

[21] R. Jakobson, Essais..., a.a.O., S. 27. – C. S. Peirce, Collected Papers, Harvard 1960; deutsch: Schriften, Frankfurt, Bd. 1, 1967, Bd. 2, 1970.
[22] Vgl. den ganzen Artikel, der der doppelten Artikulation gewidmet ist, in: Travaux du cercle linguistique de Copenhague, V, 1949.

Fast unmerklich entfernt der bedeutende Linguist die Verallgemeinerungen der Linguistik von der Wissenschaft. Auf wen zielt er ab? Allem Augenschein nach auf Cl. Lévi-Strauss und seine Schule. Cl. Lévi-Strauss ist von der von Troubetzkoi ausgearbeiteten Phonologie inspiriert, von den Inventaren und den kombinatorischen Tafeln. Von diesem Modell oder von diesem »Kern« ausgehend, stellt er seine berühmteste These auf: die Verkettung mentaler Operationen, die den menschlichen Beziehungen in den sogenannten primitiven Gesellschaften inhärent sind – oder, wenn man es anders ausdrücken will, die Inhärenz einer Logik in den sozialen Beziehungen. Er schreibt den Menschen, von ihrem »Ursprung« an, die kombinatorische Fähigkeit zu, wie sie in der Sprache erscheint und durch das phonologische Modell definiert ist, das aus der Sprache ein (geschlossenes) System macht. Die Ebene der limitativen Inventare verallgemeinert sich zu einem Schema vom menschlichen Verstehen und der operationellen Relationen (Kommunikation, Tausch). Cl. Lévi-Strauss untersucht auf die gleiche Weise die Verwandtschaftssysteme, genealogische Tafeln, den Tausch von Frauen und Gütern, die stereotypen Erzählungen, die in feste Sequenzen zu zerlegen sind (die Kombinationen der *Mytheme).*

Der aufmerksame Leser bemerkt mit belustigter Verwunderung, mit welcher Akrobatik Cl. Lévi-Strauss den Begriff der doppelten Artikulation in der schon zitierten *Ouverture* von *Le Cru et le Cuit* zu loben oder zu umschreiben versucht, wobei er gleichzeitig seine Thesen auf die Musik, die Malerei, auf alle Arten von »Sprachen« ausdehnt. Man müßte alle diese Seiten zitieren, deren Ziel (oder ironisch: deren latente Struktur) wir zu erkennen glauben: mit Extrapolationen unzulässige Reduktionen verdecken.

Der Leser kann ebenso feststellen, wie schnell R. Barthes über diese unbequeme Frage in dem Artikel hinweggeht, wo er die *Éléments de sémiologie*[23] vorstellt. Will er nicht oder kann er nicht auf den Einwurf von A. Martinet antworten? Das fragt man sich. Kann die Semiologie oder die allgemeine Wissenschaft der Zeichensysteme das Argument umgehen, indem sie eine weniger große wissenschaftliche Strenge annimmt? Indem sie sich der Literatur und der literarischen Kritik näher fühlt als der Wissenschaft? Man möchte gerne wissen, ob für R. Barthes die Kleidung eine doppelte Artikulation besitzt, da es nun elementare Einzelstücke (Slip, Hose oder Rock, Jacke oder Bluse usw., die sich einer Klassifizierung durch distinktive Merkmale wie die Pho-

[23] Communications, Nr. 4, S. 123.

neme anbieten) und signifikative Komplexe (vielleicht den Morphemen homolog) gibt. R. Barthes begnügt sich damit zu versichern, die Semiologie der Kleidung gehöre nicht in den Bereich des Lexikons, sondern in den der Syntax[24], was nicht ganz einleuchtend ist. Aber wie könnte man die Existenz von sinnlich wahrnehmbaren Feldern bestreiten, die voller Bedeutung, mit Sinn geladen sind – die Musik zum Beispiel –, so daß weder die Sprache noch die Sprachwissenschaft ausreichen, sie zu beschreiben, zu analysieren und zu erklären? Das Programm einer allgemeinen Untersuchung der Zeichenfelder und -systeme ist sehr verführerisch: die Gebärden (zumindest die ritualisierten Gebärden), die Kleidung und die Mode, Kodes wie die des Straßenverkehrs, Seemarkierung und Kennzeichnung, ohne die ein wenig veralteten Systeme aufzuzählen, wie die der Wappen und die Heraldik! Aber wie schwierig ist das! Semiologisch kann ich den Baum auf dem Dorfplatz beschreiben. Er hat einen Sinn. Er ist Teil eines Ganzen, vielleicht Teil eines Zeichensystems oder einer Gruppe von Gegenständen, die voller »Werte« stecken. Gibt es aber ein System? Ist dieser Baum ein Zeichen oder ein Symbol? Weiter unten werden wir die dieser Unterscheidung innewohnenden Schwierigkeiten erkennen. Ich kann weiter diesen Baum in der Synchronie beschreiben, in Beziehung zu dem, was ich sehe – dieses Dorf, andere Dörfer –, laufe aber Gefahr, etwas Wichtiges auszulassen, was übrigens in Vergessenheit geraten ist: dieser Baum der Freiheit wurde 1848 gepflanzt.

Was R. Jakobson betrifft, so verkennt er nicht die doppelte Artikulation. Er zieht sie auf seine Seite. Die wissenschaftliche Ebene ist diejenige der Phonologie, d. h. der (atomistischen) Elemente, die nach distinktiven Oppositionen (»distinctive features«) zu ordnen sind. Dennoch entfernt sich dieser Autor vom engen und sektiererischen »Phonologismus«. Man kann ihm nicht nachsagen, er verwende die reduzierende Operation ohne Vorsicht. Wenn er auch den Begriff der Artikulation und die doppelte Artikulation nicht voll ausschöpft (die von der rivalisierenden Schule A. Martinets ans Licht gefördert wurden), so hält er doch die Unterschiede der Ebenen und Dimensionen aufrecht. Nach ihm ist jeder Kode ein System. Er gruppiert auf kohärente Weise Distinktionen oder relevante Oppositionen, und die innere (immanente) Kohärenz ist für ihn notwendig. Was die Kombinatorik anbelangt, so wirkt sie auf der Ebene der Assoziationen (assoziative Verkettung in der Sprechkette). Beide Ebenen gehören zu Morphologie

[24] Critique, März 1959, S. 251.

(d. h. zu den begrenzten Inventaren). Dennoch gibt es nach Jakobson zwei klar geschiedene Ebenen. Und jedenfalls bestehen zwischen beiden Berührungen, Verschachtelungen, Interferenzen, Neutralisierungen, Projektionen der einen auf die andere Ebene. Das verleiht Jakobsons Analysen eine sehr bemerkenswerte Geschmeidigkeit, um sich dem Konkreten zu nähern. Wir werden noch Gelegenheit haben, das zu unterstreichen. Es scheint, daß sein Werk einen günstigen Einfluß auf die sogenannten strukturalistischen Analysen hat.[25] Semantik und Semiologie sind nach Jakobson Teil der Linguistik, insofern beide Disziplinen Kodes und Kombinationen, d. h. beide Ebenen (oder Dimensionen) mit ihren komplexen Interaktionen untersuchen.[26]

Zusammenfassend stellen wir fest, sobald wir die Probleme der modernen Sprachwissenschaft und ihre tatsächliche Leistung untersuchen, wie sehr die Tendenzen voneinander abweichen. Die eine Tendenz bemüht sich, die inhärente Intelligibilität und die inhärente Rationalität der Sprache zu bestimmen. Die andere Tendenz bemüht sich, diese als genau definiert angesehene Intelligibilität auszudehnen, anstatt sie auf ihren »Kern« zu beschränken. Sie will den gesamten sozialen Bereich in Abhängigkeit von der Sprache und umgekehrt die Sprache in Abhängigkeit vom sozialen Bereich, der als Zeichensystem oder besser als System von Systemen dargestellt wird, begreifen.

Müssen wir uns dazu äußern? Sicherlich. Aber nichts drängt uns. Wir gestehen unsere Verwirrung ein und beeilen uns nicht, sie loszuwerden. Geschieht das deshalb, um in der methodischen Fortsetzung der Reflexion das Verfahren der »Spannung« einzuführen? Nicht genau das. Es erscheint uns interessanter, in der Unsicherheit zu verweilen, die Argumente der verschiedenen Tendenzen und Schulen zu examinieren, sie nach Bedarf genauer zu fassen, und dann erst unsere eigene Argumentation einzuführen. Sie wird vielleicht unmerklich bis zum Zentrum der Unsicherheit vordringen. Die Verwirrung nimmt zu, wenn wir von neuem den Fall der Musik untersuchen. Wir kennen das Paradox. Obwohl ätherischer, flüchtiger als das gesprochene Wort läßt sich die Musik dennoch aufnehmen. Der zeitliche Vorgang wird räumlich fixiert, die Umkehrung der Fixierung in einem orientierten Raum wird

[25] Wenn es einem Soziologen erlaubt ist, das Werk eines Ethnographen zu schätzen, können wir sagen, daß dieser Einfluß bei Cl. Lévi-Strauss im Buch »Das Rohe und das Gekochte« spürbar wird, wo der Autor zugleich den Begriff des Kodes und der Kombination verwendet. Das Buch halten wir für besser als seine »Ouverture«, die einige Thesen verallgemeinern will. Extrapolationen kommen hier und da vor.

[26] Op. cit., S. 39 f.

möglich (das geht so weit, daß eine Technik zur Produktion lautlicher Produkte, wie sie von den zeitgenössischen Komponisten angewandt wird, darin besteht, einfach das Tonband rückwärts ablaufen zu lassen und so von hinten nach vorne zu gelangen und die Zeit umzukehren). Wir haben diese Tatsache untersucht, jedoch nicht erklärt. Weshalb Fixierung und Umkehrung? Weil sich beide Artikulationen in der Musik finden lassen. Die erste Artikulation definiert sich durch die Klangfarbe, d. h. durch die Harmonien, die die verschiedenen Instrumente aussenden und die die klassische Harmonie (die symphonische Musik) verwendet. Der Komponist, der für ein einziges Instrument schreibt (für das Piano zum Beispiel) wird nicht weniger der Harmonien – der Klangfarbe –, die jenes Instrument vorgibt, gewahr. Wenn es stimmt, daß die Einheiten nicht durch Leerstellen, Stille oder Pausen getrennt sind und daß folglich ihr »diskreter« Charakter sich nicht auf den ersten Blick ebenso aufzwingt wie in der (geschriebenen) Sprache, sind sie dennoch auf graphischen Darstellungen (Kurven) ablesbar. Physiker und Musiker untersuchen sie mittels besonderer Technik und spezifischer Berechnungen: Serien und Integrale von Fourier.[27] Die erste Artikulationsebene umfaßt die *Intervalle*, die seit einigen Jahrhunderten schon genau festgelegt sind, d. h. seit der allgemeinen Verbreitung von Musikinstrumenten mit festen Tönen und Klaviatur (Cembalo, Piano). Diese Instrumente haben in der musikalischen Technik und Komposition die Instrumente verdrängt, die der Stimme und der Melodie näher standen, wie zum Beispiel die Geige. Diese Entwicklung dauerte länger als ein Jahrtausend, von der Zither und der Lyra zum Piano über die Laute. Die Intervalle sind mit äußerster Genauigkeit von Mathematikern, Physikern, Musikern festgelegt worden. Ebenso wie die Kombinationen, Umkehrungen, Rückläufe. Der Übergang vom zeitlichen Vorgang (Notenfolge mit über Oktaven fixierten Intervallen) zur Gleichzeitigkeit (Akkorde) ist auf dieser Ebene abgesichert und vollkommen definiert. In seinen Abhandlungen entwickelte Rameau seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts den Begriff des *Akkordes*, der für seine Zeit neu war, obgleich die vertikale Simultaneität der Noten seit langem in Gebrauch war neben der horizontalen Folge (Stimme in der Fuge und der Kontrapunkt). Die Harmonie nähert sich einzigartig einer Logik, gerade wegen der Eigenschaften des Akkords

[27] Die Harmonieanalyse unterscheidet sich durch die mathematischen Formeln, die sie gebraucht, von der phonologischen Analyse. Es scheint nicht so, als habe Cl. Lévi-Strauss in der »Ouverture« von »Le Cru et le cuit« (a.a.O.) die Analogien und Unterschiede zwischen Musik, Linguistik, ästhetischer Erfindung usw. erfaßt.

(Simultaneität, Umkehrung) und der Intervalle (Rekurrenzen). Die Akkorde verketten sich, rufen sich gegenseitig, schließen sich aus gemäß bestimmten Zwängen, den Gesetzen und Regeln der klassischen Harmonie. Es ist etwas unverständlich, weshalb Cl. Lévi-Strauss den »Objektivismus Rameaus« angreift, indem er feststellt, daß die Musik ihre erste Artikulationsebene in der »hierarchisierten Struktur der Tonleiter« hat, während der zweite Grad vom Komponisten beigesteuert wird, der die »bedeutungstragende Funktion« einführt.[28] Unsere Analyse der Musik und der beiden Artikulationen unterscheidet sich ziemlich von derjenigen Cl. Lévi-Strauss' und ist weniger »subjektivistisch«. Sie wird zu zeigen ermöglichen, warum und auf welche Weise die Transformationen der Musik unvermeidlich waren. Die klassische Harmonie, diejenige Rameaus, diejenige, die die große Orchestermusik hervorbrachte, war ein weites, rationales System, einer Philosophie analog, und nicht einfach das Anheben einer Tonleiter in den Rang einer bedeutungstragenden Funktion. Die Harmonie enthielt eine Logik, eine immanente und im übrigen begrenzte Rationalität. Sie konnte sich nur erschöpfen und sich selbst überschreiten. Ein zunächst nicht wahrgenommener Widerspruch konnte sich nicht manifestieren zwischen der wohltemperierten Tonleiter (den zwölf gleichen Tönen), die für die Transpositionen, Modulationen, Umkehrungen und Rekurrenzen unabdingbar war, und andererseits dem exorbitanten, wirklich ontologischen und substantialistischen Privileg, das dem Grundton zugebilligt wurde. Die Rückkehr zum Grundton (Kadenzen) wurde mit affektiven Symbolen beladen: Spannung und Entspannung, Anstrengung und Ruhe. Als Schönberg die Serie definierte, nachdem er die zwölf chromatischen Töne eingesetzt hatte, ohne einen von ihnen zu privilegieren, erklärt er, daß die neue Harmonie »mit Lauten« komponiert, »die nur Beziehungen unter sich haben«, was seltsamerweise dem Begriff einer Menge entspricht, deren Teile sich durch Unterschiede und nicht durch Substantialität konstituieren. Die Serie in der neuen, Schönbergschen Harmonie nähert sich einem System distinktiver Merkmale, einer Struktur, und entfernt sich von der rationalistischen Metaphysik, die eine privilegierte und substantielle Referenz setzt und voraussetzt (in der Musik der Ton; anderswo der absolute Raum und die absolute Zeit usw.). Aber bald taucht aus dem so entwickelten Begriff der *Serie* derjenige der Klangfarbenmelodie auf, die die Opposition von Melodie und Harmonie überwindet. So gibt es gleichzeitig for-

[28] Vgl. Le Cru et le Cuit, a.a.O., S. 29 ff.

male Ausarbeitung und eine Dialektisierung der (musikalischen) Form.
Aus dem ontologischen Privileg, das dem Tonalen zugebilligt wird, aus seinen Symbolismen, seiner Absolutheit, müßte die gesamte Relativität der zwölf Töne der Tonleiter auftauchen. Es ist bekannt, daß ein Akkord von mehr als sechs Noten schon nicht mehr in die klassische Tonalität paßt. Sie bricht auseinander oder löst sich auf, von innen und von außen, durch ihre dem System interne wie auch externe Geschichte, diejenige der Kultur und der Zivilisation. Und dies gerade als System, als immanente Logik. Die dialektische Bewegung zieht die konstituierten und festgesetzten Formen mit sich fort. Wie kann man daher die strenge Wertung Cl. Lévi-Strauss' der modernen Musik akzeptieren, die dem »Elend der Zeit« angelastet wird? Ein solcher Neo-Klassizismus ist etwas überraschend. Von welchen Sehnsüchten ist er inspiriert? Wenn es ein Elend gibt, ist es tiefer als das Elend einer Kunst (Musik oder Malerei), deren Schicksal etwas anders ausdrückt als ihre eigene Situation.
Die Intervalle bringen nicht nur die Möglichkeit einer zeitlichen Zergliederung mit sich (die Folge der Noten, die das lautliche Kontinuum strukturieren); sie enthalten ein Kriterium der *Rekurrenz*. Die Umkehrbarkeit der zeitlichen Folge (Serie) scheint unentbehrlich für die Fixierung des Temporalen in Simultaneität und für die Reproduktion (Wiederholung) der Serie. In der Linguistik ist die erste Artikulationsebene (Wörter oder Moneme) der allgemeinen Erfahrung zugänglich; die zweite Ebene (Phoneme) wird erst durch die Analyse zugänglich. Mit der zweiten Artikulationsebene beginnt der Bereich der Kenntnisse. Ebenso in der Musik. Aber in dem feineren Bereich der (harmonischen) Klangform konnte die Analyse entscheidende Fortschritte erzielen. Die Definition der Proximitäten, Unterschiede, Distanzen, wiederholbarer periodischer Phänomene wurde fast bis zur Perfektion durchgeführt. Daher die »getreue Wiedergabe« dieser Reproduktionen, die uns ein objektives Abbild einer Menge von lautlichen, mit Sinn beladenen Ereignisse vermitteln: eine Oper, eine Symphonie. Wir lassen hier den musikalischen Satz und die Verknüpfung solcher Sätze außer acht, d. h. die »Komposition« im eigentlichen Sinn. Es handelt sich dabei immer noch um *Formen* (die Form der *Sonate* zum Beispiel). Diese Form und die Kunst der Komposition, der Gliederung und der Verknüpfung der Laute, um ein musikalisches Superzeichen oder Superobjekt zu schaffen, hängt vielleicht von einer besonderen Rhetorik ab. Wir insistieren jetzt auf der Tatsache, daß die Reproduktion es erlaubt,

ein solches Gebilde eher zu studieren, als es zu erklären. Wir verwechseln nicht eine grobe Analyse mit der genauen Untersuchung. Wir können nicht hinnehmen, daß die Synchronschaltung (Simultanschaltung) eines zeitlichen Gebildes durch diese Tatsache allein schon die Kenntnis von diesem Gebilde liefert. Ist es nicht eher eine Etappe auf dem Weg zur Erkenntnis, ein Mittel, die zeitliche Folge zu studieren, sie vor sich zu halten, sie mit Vergrößerungsinstrumenten (die Verlangsamung zum Beispiel) zu betrachten, sie beliebig oft zu wiederholen, um zu ihrem Ursprung zu gelangen? Jegliche andere Problemstellung enthält eine unzulässige *Reduktion.*

Unsere Situation – die Verwirrung – bestätigt sich. Wenn wir die doppelte Artikulation (oder sogar alle drei Artikulationsebenen) im musikalischen Bereich wiedererkennen, müssen wir dann nicht dieses Kriterium beibehalten? Wir können zweifellos dieses bemerkenswerte semiologische Feld, die Musik, von der Linguistik ausgehend, untersuchen. Aber die anderen Bereiche, die Gebärden, die Kleidung, die Möbel, die Monumente und ganz allgemein die »Objektwelt«? Schließen wir, sobald wir nicht die doppelte oder dreifache Artikulation entdecken, diese soziologisch höchst bedeutsamen Gegebenheiten aus einer Forschung aus, die von der Sprache herkommt? Werden wir schon anfangs die Tragweite des »Modells«, das wir suchen, einschränken? Beeilen wir uns wiederum nicht, Schlüsse zu ziehen.

Wir stoßen hier wieder auf das größere Problem der Intelligibilität, oder genauer, der neuerlichen Determination des Verständnisses. Die Theorie von der doppelten Artikulation zeigt uns, wie in einer fortdauernden Verknüpfung zwei in sich selbst unterschiedliche Ebenen koexistieren können. Der Fluß des Werdens wird in Ebenen aufgegliedert, deren Unterschied es nicht untersagt, sondern es voraussetzt, daß sie sich gegenseitig durchdringen (Artikulation). Nun gelang es aber der Philosophie und der Psychologie in der praktischen Erfahrung, Ebenen zu erkennen: sinnliche Wahrnehmung, Perzeption, Elemente der Objekte, die Objekte, Gruppierungen von Objekten. Die Sprachuntersuchung deckt die gegenseitige Durchdringung ohne Konfusion von Systemen (phonetisch, morphologisch) und von sonst schwer oder nicht zu systematisierenden Mengen auf. Sie zeigt die Überlagerung von Zeichen und Superzeichen: Buchstaben, Silben, d. h. nicht signifikante Zeichen – signifikante Einheiten, Wörter – Sätze und Satzgruppen – Phoneme, Moneme, Lexeme, Morpheme usw. Könnte uns der Begriff der Artikulation nicht helfen, das besser zu begreifen, was wahrgenommen wird, was gelesen wird: sinnliche Erfahrung, sozialer

Text? Ich spaziere auf der Straße. Die Schaufenster und die Waren in den Schaufenstern geben mir Zeichen. Es sind wirklich Zeichen, die sich da versammeln und mir vielversprechend und verführerisch zureden. Sind die Türen, die Fenster, die Fassaden, die Ornamente nicht auch Zeichen (»Semanteme«)? Ich nehme ihre Gruppierung und ihren Sinn wahr oder nicht wahr. Im Verhältnis zu diesen elementaren Zeichen sind die Häuser und die Straße Superzeichen und Superobjekte. Wenn das Haus (das Gebäude) ein Superzeichen, ein Superobjekt ist im Verhältnis zu den Details (signifikative oder nichtsignifikative), aus denen es gebildet ist, ist es Zeichen im Verhältnis zur Straße und zur Stadt. Diese letzte, größte Konfiguration ist ein Superzeichen und ein Superobjekt. In ihrer Totalität ist sie unsichtbar, wird spürbar und lesbar im Feld der Zeichen und Bedeutungen, die sie bereit hält. Wir haben vor uns zwei und sogar drei artikulierte Ebenen. Kann dieses Schema erweitert und verallgemeinert werden? Vielleicht. Wir wollen aber nicht übertreiben. Wir wollen nicht extrapolieren. Von dieser Analyse bleibt uns ein Ergebnis. Das Verstehen der gesprochenen Sprache und vor allem der Lektüre beleuchtet ohne Zweifel viele menschliche, psychologische und soziale Gegebenheiten. Wahrnehmen ist immer mehr oder weniger hören und lesen, artikulieren von unterschiedlichen Ebenen und diskreten Einheiten. Man kann diese Verallgemeinerung ins Auge fassen, wenn man den lange Zeit ununterschiedenen Begriff der *Ebene* genauer faßt. Es handelt sich um einen Beitrag zum Begriff der Intelligibilität. Die Ebenen überlagern sich, ohne durcheinander zu geraten, fast so wie die Noten auf den Tonlinien, die auf zweierlei Weise lesbar sind: horizontal (Melodie) und vertikal (Akkorde). Wir werden auf diese Analyse zurückgreifen müssen.

Letzter, nicht der unwichtigste Punkt, der eng mit den voraufgegangenen verbunden ist: Gemäß den Linguisten und der langläufigen praktischen Erfahrung gehorcht die Sprache spontan dem allgemeinen Gesetz der kleinsten Anstrengung, des kleinsten Energieaufwandes. Gesprächspartner wollen so viel wie möglich mit größtmöglicher Garantie (der Verständigung) und den geringsten Kosten (an Anstrengung, Energie) sagen. Das ist eine allgemeingehaltene Aussage, die die Mitte betrifft zwischen den Extremfällen der Schwätzer und Schweigsamen, denjengien, die zuviel sprechen, und denjenigen, die sich nicht ausdrükken können. Eine Sprache verändert sich also langsam. Die Basis der »Expression« (des Gebrauchs signifikativer Einheiten) in der Kombinatorik einer begrenzten Anzahl nicht signifikativer Elemente unterstreicht noch den *stabilen* Charakter jeder Sprache. Das phonologische

System einer Sprache kann sich nur langsam verändern und gemäß ihren Gesetzen (d. h. plötzlich, mit einem Sprung, wenn sich die Veränderung vollzieht). Gleichfalls das morphologische System. Das lexikalische Ganze bereichert sich hingegen mit allen Erneuerungen. Es kann verarmen, wenn die Gesellschaft, deren »Ausdruck« es ist, im Verfall begriffen ist. Jede Sprache besitzt folgende drei Eigenschaften: Ökonomie, Stabilität, Öffnung. Aufeinanderfolgende Generationen müssen sich verstehen können, um ihre Erfahrungen weitergeben zu können. Daher die Termini »Depot«, »Schatz«, die seit F. de Saussure ständig von den Linguisten gebraucht werden. Jede Sprache hat eine Geschichte, aber mit einem besonderen Rhythmus innerhalb der allgemeinen Geschichte der Gesellschaft, der Kultur, der Zivilisation, zu der sie gehört. Dieser Rhythmus ist langsam.

Stabilität und Intelligibilität

Gelingt es uns, das neue Verständnis besser zu definieren, wenn wir die Betonung auf diese Stabilität legen? Manche sind dieser Meinung. Sie plazieren bewußt die Synchronie (die simultane Tafel) über die Diachronie (den Prozeß, die Genese). Jakobson fürchtet nicht, »den höchsten Wert der statischen Gesetze gegenüber den dynamischen Gesetzen«[29] festzustellen. Die Synchronie enthalte die Gründe für die Diachronie: sie sei explikativ. Das Stabile, Strukturierte, Ausgeglichene (mit den Mechanismen zur Wiederherstellung des Gleichgewichts, wenn es einmal gestört ist, d. h. die *feedbacks*) würden so in der Bildung des Verständnisses zugleich als Fakten und Normen, die der Zukunft entliehenen Betrachtungsweisen ersetzen. Die Geschichte des Denkens würde sich so in Perioden gliedern: eine Periode, in der die Philosophie die tote Unbeweglichkeit der metaphysischen Substanz (des Seins, des ewigen Geistes) in den Vordergrund stellte, – eine Periode, in der das philosophische Denken sich dem Werden, der Evolution zuwendet (im 19. Jahrhundert nach Hegel und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts), – eine Periode endlich, in der die Wissenschaft die konkreten Probleme der Stabilität, des Gleichgewichts, der Struktur entdeckt und auch operationell löst. Diese Lösung des gestellten Problems, das des »Modells der Modelle«, dasjenige des Verständnisses ist einfach und elegant. Wir können sie nicht akzeptieren. Auf das Privileg des Werdens (das am Rande wie eine ständige Bewegung betrachtet wird un-

[29] Essais . . ., a.a.O., S. 38.

ter Ignorierung des »Seins«, der »Dinge«, der stabilen Objekte, der Produkte und Werke dieses natürlichen oder historischen Werdens) durch ein Privileg antworten, das der Unbeweglichkeit verliehen wird, kann uns nicht zufrieden stellen. Unsere Forschung ist zwischen dem Beweglichen und Unbeweglichen, dem Ewigen und dem Fluß der Phänomene, dem schöpferischen Prozeß und der konstituierten Realität, dem Übergang von dem einen zum anderen lokalisiert. Der Dogmatismus der Struktur, den wir mehr und mehr ans Licht ziehen, geht viel weiter als bis zur Substitution des Dynamischen durch das Statische in der Intelligibilität. Diese Substitution hat Folgen und Implikationen. Das Denken des letzten Jahrhunderts (grob gesagt, des 19. Jahrhunderts) begnügte sich nicht damit, Konzepte des Werdens, der Evolution, des Prozesses, der Genese, zu entwickeln. Mit Hegel und denen, die sich durch ihn inspirierten, hat sie eine antike Denkmethode aufgegriffen und vertieft, die nie verschwunden war, jedoch in langen Jahrhunderten zugunsten der erstarrten Substanz aufgegeben worden war: das dialektische Denken. Für diese Methode ist es nicht irgendein Werden, das erschöpft und zerstört, das neue »Wesen« erzeugt, das das Bestehende zerbricht oder auflöst. Ohne *Widersprüche* gibt es weder ein Werden noch Schöpfung noch »Produktion«. Ohne Konflikte, ohne Kämpfe herrscht die Stagnation, erstarrt die Unbeweglichkeit. Kann diese Fixierung als Norm der Wirklichkeit, als Regel des Verständnisses genommen werden? Bestimmt nicht. Selbst wenn man wünscht, dem existenten »Wirklichen« die Prüfung durch das Werden, den Angriff der Widersprüche zu ersparen. Hielte man nicht einen Wunsch für ein Gesetz, für einen »Wert« des wissenschaftlichen Denkens?

Das griechische Denken hat in seinen Anfängen diese Figur des Werdens vorgeschlagen. Nicht ohne entgegengesetzte Tendenzen, wie zum Beispiel den Eleatismus, für den schon das Fixierte, Unbewegliche, das Ewige in der Stabilität (den Kreis oder die Sphäre) die Figur des Verständnisses abgab. Mit und nach Aristoteles wird diese letzte Figur bis Hegel vorherrschend. Was wird der Dialektik entgegengesetzt? Die Logik der Identität, das Prinzip der reinen Kohärenz: A ist A. Der Akzent wird auf die Substantialität gelegt, auf die Sache – oder den »reinen« und folglich fixierten Akt des Denkens und des Bewußtseins. Im ganzen gesehen, verwirft die Reflexion der Philosophen aus Gründen, die wir hier weglassen müssen, da wir die gesamte Geschichte der Philosophie darstellen müßten, die dialektische Bewegung zugunsten der reinen Form, der vollkommenen Kohärenz, der »strukturierten« Substantialität.

Als Hegel das dialektische Denken wieder an die erste Stelle setzte, vollendete er spekulativ seine Aufgabe. Die Dialektik ist bei ihm die Bewegung der Idee. Er läßt einige schwierige Fragen unbeantwortet, besonders jene nach dem Verhältnis von *Logik* (die Kohärenz der Rede, der Deduktion, das Vorgehen der mathematischen Vernunft usw.) und der *Dialektik* (das Werden, die Geschichte, die Widersprüche). Diese Probleme sind nicht gelöst worden. Die Erklärungen zur dialektischen Methode waren nicht zufriedenstellend. Die Lücken wurden nicht ausgefüllt. Schlimmer noch, man weiß es nur zu genau, wurden das »Werden« und die »Geschichte« zu vagen Bildern, leichten Erklärungen. Es gab besonders bei den Marxisten einen Dogmatismus des Werdens, eine unzulässige Dogmatisierung dessen, was nicht nach philosophischer Art systematisiert werden konnte noch durfte, weil auf den Ruinen der klassischen Philosophie eingerichtet: die dialektische Methode. Ohne diese Kontroversen, die uns von unserem Vorhaben ablenken, weiter zu verfolgen, versuchen wir die Situation an dieser wichtigen Stelle zu spezifizieren. Wir können die Formen des klaren, reflexiven Denkens folgendermaßen einteilen:

Identität (formal, tautologisch, abstrakte und leere Rigorosität: A ist A, Form der reinen Kohärenz und der vollkommenen Stabilität).

Differenz (definierbar: es gibt A und B. A ist nicht B, B ist nicht A. Aber A setzt B voraus und B setzt A voraus. Folglich schließt A B aus und gleichzeitig ein. A und B begreifen sich gegenseitig, das eine im anderen. Die Differenz umschließt also die Polarität, den Kontrast, die Reziprozität, die Komplementarität usw.).

Gegensätzlichkeit (Opposition: A und B können sich weder begreifen noch getrennt existieren, und dennoch existiert das eine dem anderen gegenüber, jedes außerhalb des anderen, und man kann sie auf unterschiedliche Weise betrachten, ohne sie dennoch völlig zu trennen.).

Konflikt (Widerspruch: A und B existieren nur in einem Verhältnis von Interaktion, wirksamer Gegenüberstellung in der Beziehung, die sie eint).

Antagonismus (Paroxysmus des Konflikts: A und B nähern sich in ihrer Gegenüberstellung einem kritischen Punkt, an dem je nach Lage ein Aufbrechen, eine Auflösung, Bruch oder Überschreitung eintreten kann).

Diese hierarchische Übersicht bedarf eines Kommentars. Die Identität verschwindet nicht in den anderen Bestimmungen. Begriffe und Beziehungen zwischen den Begriffen müssen sich nach einer inneren Kohärenz begreifen, wie eine Einheit in der Verschiedenheit.

Die gegenwärtig vorherrschende Reflexion geht von den Fehlern des antiken, logischen Formalismus und den Lücken des dialektischen Denkens aus. Sie versucht, aus dem *Unterschied* den Typ der neuen Intelligibilität zu entwickeln. Wenn sich A und B nach einem genau determinierten Unterschied unterscheiden, wenn A B ausschließt/einschließt und nur in dieser Beziehung von Einschließen/Ausschließen besteht, sind A und B gegenseitig vollkommen zu erfassen. Sie sind transparent. So z. B. Singular und Plural, Maskulin und Feminin, die »distinktiven Merkmale« eines Paradigmas (Deklination, Konjugation) oder in einem phonologischen System. Gleichermaßen resultiert eine Bedeutung aus dem Verweis des Signifikanten auf das Signifikat (und umgekehrt) innerhalb eines Zeichens. Die Bedeutung, wie sie von Saussure aufgedeckt wurde, ist immateriell, d. h. Nicht-Ding, transparent, ohne irreal zu sein. Sie ist keine Substanz, sondern Form und als Form »real«. Unterschiede unterscheiden sich nach Saussure nicht von substantiellen Wirklichkeiten: sie konstituieren sie erst, zumindest wenn es sich um Sprache handelt. Jeder Begriff drückt in einem solchen System weniger einen Sinn aus, als daß er einen Abstand zwischen sich und den anderen Begriffen markiert (Merleau-Ponty).

An dieser Stelle verdecken wir nicht ein doppeltes Projekt. Zunächst muß man Lehren aus dieser Situation ziehen. Der Akzent, der auf dem Unterschied (Polarität, Komplementarität usw.) liegt, zeigt die Unzulänglichkeit der alten Logik der »reinen« Identität. Eine bestimmte »Dialektisierung« vollzieht sich. Wir stellen uns die Aufgabe, diese »Dialektisierung« zu beleuchten. Dennoch läßt sich das dialektische Denken auf den Unterschied, die Opposition reduzieren. Können wir denn nicht, selbst innerhalb der Sprache und der Erkenntnis von Sprache, dialektische Bewegungen zeigen, d. h. Konflikte und Widersprüche? Entsteht Sinn (der mehr enthält als die Bedeutung des isolierten »Wortes«) einzig durch Unterschiede? Wir hoffen, die Antwort auf diese Fragestellung noch enger zu fassen. Woher, wie, wodurch entsteht Sinn?

Die (sehr wissenschaftliche) Informationstheorie bestätigt diese Zielsetzung, ohne daß sie uns aus den Schwierigkeiten heraushilft. Dieser Theorie zufolge liefert die Redundanz, d. h. die Banalität, die Wiederholung des Bekannten die Intelligibilität. Information ist Neues, Überraschung, Durcheinander, das die Ordnung der erworbenen und im Gebrauch befindlichen Elemente (Repertoire) durcheinander wirft. Die Wiederholung bringt nichts, aber sie ist unentbehrlich, damit Nachricht, Kode, Repertoire, Transmission entstehen können. Sender und

Empfänger kommunizieren nur durch jene Elemente, die beiden bekannt und von beiden akzeptiert werden und die sich entlang des Sendekanals ausbreiten. Zuviel Überraschung, zuviel Komplexität, zuviel Information bringt die Elemente durcheinander. Die Nachricht kann nicht mehr übermittelt oder dechiffriert (dekodiert) werden. Was die Wiederholung allein betrifft, so ist sie sofort erfaßbar, besitzt aber kein weitergehendes Interesse. Das Paradox der Theorie ist, daß sie die akzeptierbare Information und die optimalen Bedingungen der Übermittlung mißt (quantifiziert).

Diese Theorie besitzt für uns, hier und heute, ein beträchtliches Interesse. Wer eine Nachricht übermittelt, hat vor sich ein Simultan-Bild: einen Text, eine komplexe Form. Er muß es in eine zeitliche Abfolge umwandeln, in die Transmission im eigentlichen Sinn. Um dieses Ziel zu erreichen, muß man die verschiedenen Stellen der Raumstruktur untersuchen, die in einer bestimmten Reihenfolge angeordnet sind. Der Empfänger, derjenige, der die Nachricht empfängt oder dechiffriert, muß umgekehrt eine zeitliche Folge in eine simultane und strukturierte Ordnung von Zeichen und Signalen (Bedeutungsatome oder -elemente) umwandeln. Er dekodiert, indem er zur verstehbaren Form zurückkehrt.

Diese Nachricht werden an der Informationsmenge, die sie transportieren, gemessen, d. h. an der (begrenzten) Unvorhersehbarkeit, die sie in die Ordnung einführen. Der Maßstab ist gegeben durch den Logarithmus der Zahl der möglichen Nachrichten, unter denen der Sender ausgewählt hat. Bei einer Nachricht mit N Elementen, die einem Repertoire entnommen sind (Buchstaben, Punkte und Striche, Zahlen usw.), die die Wahrscheinlichkeit von Okkurenzen besitzen (einer mehr oder weniger großen Frequenz p. i.), ist die Information H eine Informationseinheit:

$$H = N_1^{\varepsilon} \text{ p. i log/2 p. i.}$$ [30]

Können wir bestätigen, daß die Information von der Bedeutung verschieden und von ihr unabhängig ist, daß sich die Intelligibilität durch die Wiederholung, die Redundanz und die Banalität definiert? Es stimmt, daß die Wiederholung auch Basis der Logik, des Identitätsprinzips A = A ist. Es stimmt in der Allgemeinen Sprachwissenschaft, daß die Nachricht und ihr Kode zugleich ein (lexikalisches) Repertoire

[30] Vgl. neben vielen anderen Ausführungen die von A. Moles, Information sémantique et information esthétique, Paris 1950, S. 61; deutsch: Informationstheorie und ästhetische Wahrnehmung, Köln 1971.

und bekannte und erworbene Elemente, die phonologischen und morphologischen Systeme voraussetzt. Das Paradox dieser Theorie – das ihre Allgemeingültigkeit und ihre Anwendung auf alle Interaktionen in Natur und Gesellschaft bestätigt – ist, daß sie die Information der Überraschung und die Bedeutung der Banalität (Redudanz) zuschreibt, also die Intelligibilität. Sie verweist also die Untersuchung des Verstehbaren und der Bedeutung auf die Seite der Kombination von Elementen und Atomen. Nun wissen wir durch die Linguisten, daß die zweite Ebene der Artikulation nur nicht-bedeutungstragende Einheiten enthält. Aber wir können in einer kohärenten Theorie dasjenige, was die Kenntnis (die Information) liefert, nicht von demjenigen unterscheiden, was Bedeutung trägt. Ohne das würde die Grundlage des menschlichen Denkens zusammenstürzen.

Das Problem ist folglich die Divergenz zwischen der Tragfähigkeit einer wissenschaftlichen Theorie (der Informationstheorie) und der Tragfähgikeit einer anderen (der Linguistik). Divergenz oder Widerspruch? Hier sind wir wiederum gezwungen, die Theoretiker einander gegenüber zu stellen und unsere Position, unseren Weg zwischen beiden Theorien, an deren Reibestellen zu suchen.

Wenn wir den Rückgriff auf die zweite Artikulationsebene, die dabei für sich allein betrachtet wird, ausschließen, um die Intelligibilität zu definieren, suchen wir dann nicht lediglich auf der Seite der ersten Ebene, derjenigen der bedeutungstragenden Einheiten?

Die Philosophen verloren sich in endlosen Betrachtungen über das Unendliche und das Endliche, Betrachtungen, die sie mit willkürlichen Optionen beendeten oder anfingen. Aus Prinzip wählten sie das Endliche und das Unendliche zum Prinzip; sie optierten für einen der beiden Begriffe; sie setzten auf den einen der beiden Begriffe; sie setzten auf den einen oder den anderen. Die Sprachanalyse zeigt uns eine Artikulation, eine ständige Beziehung des einen zum anderen. Es sind zwei koexistente Ebenen, ihre Einheit ist mit ihrem Unterschied, in und durch diesen Unterschied gegeben. Kann das nicht die Wurzel, eine Basis der philosophischen Fragestellung und der philosophischen Unruhe sein? Sie beeilen sich jedoch, dasjenige, was eine Verbindung besitzt, zu trennen und getrennt zu halten: das Unbegrenzte und das Begrenzte. Dann können sie es nicht wieder zusammenbringen, ebensowenig wie Subjekt und Objekt, Substanz und Bewußtsein, Geist und Materie.

Die Untersuchung der Sprache begnügt sich nicht damit, den Oppositionen und Widersprüchen einen neuen Sinn unterzulegen, die das philo-

sophische Denken angeregt haben, nicht ohne die Probleme, die sich die Philosophen stellten, unlösbar zu machen. Die Termini dieser Probleme verändern sich. An die Stelle des philosophischen Endlichen und Unendlichen treten die Begriffe, deren Inhalt genau determiniert ist: die Begriffe des Begrenzten und Unbegrenzten (Inventare) und folglich des Eingegrenzten und des Nicht-Eingegrenzten, des Geschlossenen und des Nicht-Geschlossenen: des Offenen und des Geschlossenen. Einerseits ist das Eingegrenzte, Geschlossene, die notwendige Grundlage der Erkenntnis, denn Erkenntnis kommt nicht ohne Determination aus; wer »determiniert« sagt, sagt »geschlossen«, zumindest virtuell geschlossen. Das, was das Wort »ist« bedeutet. Unzureichende Grundlage. In der Tat ist auf der anderen Seite das Offene, das man nicht kennen kann, denn es muß erkundet, konstituiert, geschaffen oder zumindest erreicht werden. Denn das Offene ist das Nicht-Determinierte (das Mögliche zum Beispiel, das nie allein vorkommt: es bestehen immer mehrere Möglichkeiten, in die die Wahl eingreift; bis zu dieser Wahl und bis zur Realisierung einer der Möglichkeiten bleibt die Indetermination bestehen).

Das neue Verstehen, so sehr es sich auch aufdeckt, kann weder auf der einen noch auf der anderen Seite angesiedelt werden: weder einfach im Geschlossenen (das Erworbene, Solide, die realisierte oder realisierbare Kombination von Elementen, die durch die Analyse erfaßt werden) noch einfach im Offenen (das Mögliche, der Horizont). Ist also dasjenige, was wir suchen, nicht im Übergang des einen zum anderen, in der öffnenden und in der schließenden Aktivität, im Schließen des Offenen und im Öffnen des Geschlossenen anzusiedeln? Determination, Determiniertes, Determinismus kommen nicht ohne ihre Negation vor. Das Schließen setzt die Öffnung voraus, selbst wenn diese zerstört werden muß.*

* Die deutsche Ausgabe ist um das im Original jetzt folgende Kapitel »Complexités et paradoxes du langage« gekürzt, weil die wichtigsten Punkte in den weiteren Kapiteln wieder aufgegriffen und diskutiert werden. Inhaltlich gibt das ausgelassene Kapitel einen Überblick über Aspekte der Sprachbetrachtung, die sich innerhalb der Sprachwissenschaft (ausgehend von Saussure, über Martinet und Chomsky) und der Sprachphilosophie (Leibniz, Hegel, Heidegger, Husserl) herausgebildet haben. Die Widersprüche, die in den verschiedenen Theorien zutage treten, sind für Lefebvre Zeugnis einer Krise, aber auch einer außergewöhnlich fruchtbaren Entwicklung im Bereich der Sprachwissenschaft seit Saussure. (Anm. d. Red.)

III. THEORETISCHE SITUATION UND KULTURELLE SITUATION

Gesellschaftswandel und Sprachkrise

Werfen wir einen Blick auf den soziologischen Kontext der weiter oben erwähnten Erscheinungen allein auf der Ebene der »Theorie«, dann wird der von diesen Erscheinungen erzeugte Eindruck verstärkt. Die in ihrer Komplexität dargelegte theoretische Situation wird noch besser verständlich, wenn sie in die historische und soziale Situation reintegriert wird.

Mit Leichtigkeit stellen wir den wachsenden Einfluß der Sprache fest: Propaganda, Reklame. Wie sind richtiger Gebrauch und Mißbrauch zu trennen? Was uns jenseits der journalistischen Banalitäten zu diesem Thema auffällt, ist bei vielen Menschen die Mischung von Mißtrauen und Vertrauen. Man mißtraut der Werbung: »Das ist ja nur Reklame.« Und dennoch hat die Werbung Erfolg. Die Werbebudgets sind rentabel. Und desgleichen die Propagandabudgets. Man weiß nur zu gut: Leichtgläubigkeit und Unsicherheit, Naivität und Mißtrauen schließen sich nicht aus. Ein jeder fürchtet sich vor der Übertölpelung, und diese Vorsicht zwingt den Redner dazu, die besten Argumente zu erfinden, die Wörter noch mehr zu mißbrauchen. Die Manipulation der Menschen durch die Rede erobert oft mit Schnelligkeit den kritischen Geist, sobald er ein wenig nachgibt und nicht mehr weiß, worauf er sich stützen kann. Das Paradox hierbei liegt im Erfolg dieser Manipulationen, obwohl die »Leute« schon so oft betrogen wurden und Mystifikationen von sich weisen. Es wurde schon oft versucht, diese Manipulationen und ihren Erfolg zu analysieren. Vielleicht geht die Analyse nicht weit genug, um die Gründe und Ursachen zu erreichen. Vielleicht verweilt sie auch einfach bei dem Erfindungsreichtum der Manipulatoren.

Was sehen und hören wir um uns herum? Eine wunderliche Überfülle, ein Niagarafall von Nachrichten stürzt über die mehr oder weniger

interessierten und betroffenen Menschen. Diese Nachrichten sind Zeichen, *Signifikanten,* die nach Zufall ausgeschüttet und nach – glücklichem oder unglücklichem – Zufall empfangen werden. Die Sprache umfaßt im Prinzip: a) die Menge der Zeichen, die innerhalb einer Gesellschaft in Gebrauch sind; b) den Kode, der es ermöglicht, die Zeichen zu entziffern und ständig und ohne allzugroßen Aufwand die *Signifikate* mit den Signifikanten zu verknüpfen.
Was geschieht aber nun um uns herum? An erster Stelle überfluten die Nachrichten mehr und mehr die Sprache (Bilder). Die Signifikationsebenen reichen auf allen Seiten über die Sprache hinaus (ohne auf sie verzichten zu können).
Wo befindet sich weiterhin der Kode? Früher war der Kode sozial fixiert. Er umfaßte zugleich (religiöse, erotische, politische, poetische) Symbolismen und (grammatikalische, rhetorische) Formen. In der modernen Gesellschaft gibt es keinen gemeinsamen, evidenten und allgemeingültigen Kode. Wenn eine Evidenz besteht, so liegt sie im Verschwinden eines allgemeingültigen Kodes. Linguisten, Semantiker, Semiologen versuchen, Kodes zu rekonstruieren, um unbekannte Nachrichten zu entziffern. Das beweist, daß der Kode kein »fait social« mehr ist. Was ersetzt den Kode und ermöglicht den Mitgliedern der Gesellschaft, die an sie gerichteten Nachrichten schnell zu entziffern? Wie geschieht es, daß sie nicht das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einer Gesellschaft und der Qualität als Mitglieder der Gesellschaft verlieren? Das geschieht durch die Existenz einer bestimmten Anzahl von *Netzen,* die wirkliche konstitutive *Systeme* der Gesellschaft sind. Die Menschen sind Teil dieses oder jenes Netzes. Nun senden die Netze Nachrichten aus, indem sie Kanäle benutzen, die sie angelegt haben und über die sie verfügen. Sie bedienen sich der Kodes. Sie liefern keinen Kode, der es erlauben würde, sich ihrer Geheimnisse zu bemächtigen. Eine so geartete Gesellschaft ist zugleich transparent und undurchsichtig. Die Netze senden keine Nachrichten über sich selbst aus. Nach R. Jakobson fehlt ihnen die metalinguistische Funktion.
Das Fehlen eines allgemeinen Kodes (das durch die Einführung partieller Kodes kompensiert wird, die in Wirklichkeit ein Netz organisieren und beherrschen, so z. B. der Kode der Verkehrszeichen) ermöglicht den Betrug, den Trick mit dem Kode und mit der Information, die Einführung mehrdeutiger – unbekannter oder kaum bekannter – Elemente (besonders vermittels des Bildes). Daher rühren die Mißverständnisse. Die Werbung proklamiert: »Konsumiere und sei glücklich.« Sie präsentiert als Typ und Vorbild eines jeden den idealen Konsu-

menten: ein jeder konsumiert in Überfülle Gegenstände seiner freien Wahl. Das ist das große *Signifikat* der Information in der Werbung, es ist die Ideologie, die sich darin verbirgt. In Wirklichkeit reduziert sich die Information auf Fourests Pleonasmus in *La Négresse blonde:* »Seien Sie glücklich, das ist das wahre Glück.« Die Werbung fügt hinzu: »indem Sie dies oder jenes kaufen.«

Unter diesen Bedingungen wird das Loslösen der Signifikanten im Verhältnis zu den Signifikaten ein »fait social«. Werden sie auseinander gleiten? Werden sie jeder für sich dahintreiben? Das würde das Ende der Kultur, der Zivilisation bedeuten. Daraus würde eine rasche Auflösung der sozialen Praxis selbst folgen. Wenn sich der Abstand zwischen Signifikanten und Signifikaten auftut, kann man sich in einer ungesunden Situation befinden, angesichts einer spezifischen Krankheit der Gesellschaft. Die entgegengesetzte Operation allerdings – die Wiederzuordnung – bietet Möglichkeiten, die viel zu interessant sind, als daß man sie nicht versuchen würde. Zugunsten der Loslösung und durch die Wiederzuordnung kann man (wer? wann?) viele neue Bedeutungen einführen, einen »Sinn«, der bis zur Absurdität gehen kann. Wer handelt so? Die Propaganda, die Werbung.

Auf diese Weise legitimieren sich die semiologischen Analysen. Mit ausdrücklichen Vorbehalten. Was hier eindringt, ist nicht nur die Rhetorik, sondern die *Ideologie.* Die so verbreiteten Bedeutungen haben ihre Grundlage in der Ökonomie und der Geschichte, ob es sich nun um den Starkult, den Persönlichkeitskult oder um irgendein Produkt handelt, das in Mode ist. Die Menschen werden durch die Sprache manipuliert, aber die Sprache ist dabei nur ein Zeichenreservoir im Dienst kommerzieller oder politischer Strategien. Die Analysen implizieren, um zum »Konkreten« vorzudringen, ein sehr scharfes und sehr wachsames kritisches Denken.

Diese kurze Übersicht kann uns nicht zufrieden stellen. Da sie unvollständig ist, liefert sie keine Lösung und zeigt keinen Ausweg. Viele Punkte, viele Stellen bleiben unklar. Warum dieser doppelte Aspekt der Rede in unserer Gesellschaft? Dieselben Individuen, die den professionellen Rednern, Politikern, Intellektuellen, den »Eierköpfen« mißtrauen, kaufen die von der Werbung gepriesenen Produkte und gehorchen der Propaganda. Dieselben Individuen lehnen Ideen unter dem Vorwand ab, sie seien Ideologie, werden unpolitisch und applaudieren den ideologischen und politischen Scharlatanen. Unserer Ansicht nach wurde bisher keine befriedigende Erklärung dieses Widerspruchs gegeben, der nicht nur eine psychologische, sondern eine soziologische

Tatsache ist. Die Analytiker scheinen uns mehrere Angaben zum Problem ausgelassen zu haben.
Als erstes hat man oft hingewiesen auf die ebenfalls wachsende Bedeutung der Bedeutungs-»Felder« und der nicht-sprachlichen (nicht-verbalen) Zeichensysteme. Wir nennen einige davon: die Telefonnummern, Fotos und Illustrationen, die Schilder[1], die Bilder ganz allgemein, aber auch die Autos, Kleider und Mode, Möbel usw. Verschiedene dieser Systeme, die auf den ersten Blick sehr gewöhnlich und banal erscheinen, sind äußerst interessant. So etwa die Telefonbücher, die Sprechdauer und Ort gliedern, die Namen und Wohnort in einem Netz gruppieren, dessen Verwendung eine immer größere Automatisierung ermöglicht. Dieses Netz kann für sich selbst genommen wissenschaftlich als Netz, als Funktionseinheit untersucht werden; diejenigen, die von ihm eingeschlossen sind, kennen es nicht. Dieses Netz liefert als Information nur das Telefonbuch, das nur sehr wenig über seine innere Organisation aussagt. Dieses systematisierte Netz begleitet die Ausbreitung der Rede und der Kommunikation. In Verbindung und im Gegensatz zum Radio (wo der Hörer zum Schweigen verurteilt ist) und noch mehr zum Fernsehen (wo der Seher-Hörer vollkommen passiv dem Schauspiel der Welt beiwohnt). Das Telefongespräch, ohne direkten Kontakt, ohne Präsenz, könnte sehr wohl reagieren auf den »Stil« des Gesprächs, den Gebrauch der Wörter: auf die Rede. Aber das hat zweifellos wenig Bedeutung. Das Wesentliche ist unserer Meinung nach die Beziehung zwischen der (gesprochenen oder geschriebenen) Sprache und dem Bild. Das auf der Ebene des Individuums und des vorgegebenen Bildes signalisierte Phänomen tritt auf einer globalen Ebene ein. Das Bild braucht einen verbalen Kommentar, und der Kommentar erhält andererseits nur seinen »Wert« durch und für das Bild. Die Psychologie stellt im Experiment die »Polysemie« des Bildes, seine Unbestimmtheit fest, die den verbalen Kommentar erfordert.[2] Die Bilder suggerieren etwas, und das ist ihre Aussageweise. Die Suggestion ist vielfältig. Auf den ersten Blick scheinen sie »Fakten« zu sein, die in sich selbst Bedeutung und Sinn tragen. Das trifft jedoch nicht zu. Das isolierte Bild ist auf der Ebene des Traums oder auf der der gefühlsgetränkten Erinnerung situiert. Ein »sinnlich wahrnehmbares« Faktum, das sich selbst genügt, von jedem Sinn entblößt ist oder nur einen einzigen Sinn liefert, ist lediglich eine Abstraktion. Jedes isolierte

[1] Vgl. G. Mounin, Bulletin sociologique linguistique, Paris 1959, S. 276 ff.
[2] Die bekanntesten psychologischen Tests sind der »Rorschach-Test« und der »T.A.T.«.

Bild läßt sich auf unterschiedliche Weise interpretieren. Wählt man es mit dieser Intention aus, wenn es sich nicht um ein Foto, sondern um eine Zeichnung handelt, multiplizieren sich die Interpretationsmöglichkeiten – die Suggestionen. Deshalb insistieren die Semiologen auf der Polysemie des Bildes. Es impliziert »eine fließende Kette von *Signifikaten*« (R. Barthes), die unter den *Signifikanten* liegt. Der verbale Kommentar, sei er geschrieben oder gesprochen, erlaubt eine Auswahl unter den Signifikaten. Mehr noch, wenn der Kommentar geschrieben ist, trifft er die Wahl anstelle des Lesers. Er zwingt eine Interpretation auf. Aber er orientiert den Leser von Bildern nur in Abhängigkeit von den Bildern. In der Rede wird die Selektion (Wahl der Termini) in jedem Augenblick, innerhalb der »Redekette« vollzogen. Selektion und Assoziation (Paradigma und Syntagma) stützen sich gegenseitig, um die Kette zu konstituieren. Im Falle des Lesers von Bildern verschwindet diese Wahl oder vollzieht sich wenigstens außerhalb des Bildes, obgleich sie sich darauf bezieht und von ihm ausgeht.

So oszillieren die Werbetexte zwischen den Bildern (gezeigte Gegenstände) und der rhetorischen Schrift, die sie begleitet. Diese Oszillation führt zu einem im voraus festgelegten Schluß: Kaufen Sie dies, um glücklich zu werden, um lächeln zu können und sich den Stereotypen der Konsumgesellschaft anzugleichen, wo jeder sich vollkommen zufrieden stellen kann. Allgemeiner ausgedrückt: Die »Objektwelt«, das Feld der faßbaren und sinnlich wahrnehmbaren Güter, die gemäß der »Wunschstrategie« angeboten werden, braucht diesen ständigen Kommentar: die Werbung selbst. Ohne sie wären die Dinge nicht, was sie sind: Dinge und keine »Güter«.

Die Bilder rufen komplexe Identifikations-, Projektions- und Übertragungsprozesse hervor.[3] Fänden diese Prozesse ohne die verbalen Kommentare statt, die die mehrdeutige Kraft des Bildes spezifizieren? Man kann es bezweifeln.

Der Wechsel von der Rede zum Bild und vom Bild zur Rede in dieser Oszillation, die in einer Fixierung endet, läßt sich bei den Comic-strips beobachten. Das Bild verweist offensichtlich auf den Text und umgekehrt. Wenn der Text zu wichtig ist, verliert das Bild an Interesse. Und umgekehrt, wenn das Bild zu präzise ist. Die Autoren der »Comics« treffen manchmal den genauen Grad an Unbestimmtheit und Bestimmtheit. Es ist eine Kunst. Diese gegenseitige Beziehung ruft eine sehr bemerkenswerte Aufteilung hervor. Wir sehen sich große,

[3] Sie werden von Edgar Morin in seinem gesamten Werk analysiert. Vgl. besonders: L'Esprit du temps.

bedeutungstragende Einheiten bilden, die Superzeichen. Diese Einheiten entsprechen den großen Einheiten, die wir in der Sprache im eigentlichen Sinn gekennzeichnet haben (Satzgruppen). Dennoch taucht hier ein neues, sehr modernes Phänomen auf. Die Aufteilung und die Anordnung der Erzählung scheinen ganz besonderen Gesetzen zu gehorchen. Genauer gesagt, die Verkettung unterliegt einer genauen Aufteilung in unterschiedene Einheiten.

Wir verallgemeinern, sehen uns aber vor, um nicht zu extrapolieren. Auf der Ebene der Gesellschaft gibt es keinen allgemeinen Kode mehr, sondern ein ständiges Gleiten einer riesigen Menge von verbalen Informationen zu nicht-sprachlichen »Feldern« hin; sie sind deren Kommentar. Und umgekehrt. Diese Felder illustrieren die Rede; besser: sie rufen sie hervor, sie bilden nun das Wesentliche, obwohl dieses Wesentliche ohne Sinn ist, da es zuviel Bedeutung trägt. Diese beiden Teile des globalen semantischen Feldes (des sprachlichen und des nicht-verbalen Feldes) verweisen gegenseitig aufeinander, ohne daß ein Halt möglich ist. Beide Teile antworten sich so gegenseitig und unterstreichen sich gleichzeitig gegenseitig, oder das eine läßt das andere mitverstehen. Um diese Behauptungen zu beweisen, müßte man hier die »Comics« und Bildergeschichten genau analysieren, und desgleichen Dialoge im Film und im Fernsehen in ihrer Beziehung zum Bild, die Titel und Untertitel, die »Legenden«, die Exegesen der Nachrichten usw.

Unsere Hypothese würde folgendermaßen lauten: Wie sollte es unter diesen Umständen nicht zu einer Interferenz von Bild und Sprache kommen? Man wird sagen, daß aus ihrer Verbindung eine neue »Wirklichkeit« entsteht. Nehmen wir es an. Nehmen wir vorläufig an, daß aus dieser Tatsache nicht unvermeidbare Schäden für die Sprache entstehen (wenn es Schäden gibt, kommen sie vielleicht anderswo her). Wir wollen nicht voreilig die Massenmedien, das Kino, das Fernsehen dessen anklagen, der alten humanistischen Kultur nachtrauern oder ihren Verfall konstatieren. Wir wollen nicht die Klagen aufgreifen über die Vereinsamung innerhalb unserer »Massengesellschaft«, inmitten der Masse von Kommunikation und der Kommunikation der Massen. Es ist dennoch schwer denkbar, daß die Sprache als tägliches und soziales Faktum noch in sich ihre Gewißheit enthält: diejenige Gewißheit, die sie noch zu der Zeit besaß, als sie sich auf die Schrift bezog (auf Dokumente, auf mehr oder weniger heilige Schriften), auf die Rede, das Wort (manchmal das Wort Gottes oder der Götter und ihrer irdischen Zeugen), oder gar auf den gesunden Menschenverstand

und auf dessen Bezugspunkte. Selbst wenn diese Strukturen nicht erschüttert sind, was uns erstaunen würde, ist sie nicht mehr das, was sie lange Zeit war: ein Maßstab. Der Schatz ist nicht verschwunden, aber was er garantierte, unterliegt einer solchen Inflation, daß das Vertrauen erschüttert ist. So ist vielleicht das Hin und Her von der unbedachten Hingabe an die Wörter und dem Mißtrauen gegenüber der Rede erklärbar.

Die nicht-verbalen, nicht-sprachlichen Informationen (Bilder und Felder des sinnlich Wahrnehmbaren) sind von den mündlichen oder schriftlichen Informationen abgeleitet. Man kann voraussehen, daß unter bestimmten Umständen, die in der Tat realisiert zu sein scheinen, das Nicht-Verbale das Verbale entwertet und umgekehrt. Kann man sich eine reziproke Wertung vorstellen? Ohne Zweifel. Gäbe es einen allgemeinen Kode in der Gesellschaft, könnten sich die Felder verstärken. Bis sie sich abschließen. So kann man die Gesellschaften verstehen, in denen es einen politischen Kode, einen einheitlichen ideologischen Kode gibt. Darin eingeschlossen sind die gegenwärtigen sozialistischen Gesellschaften und ebenso diejenigen, in denen eine religiöse Ideologie vorherrscht. Gegenwärtig, in der genannten Oszillation, reicht die Sprache als solche nicht aus, das Bild als solches zu determinieren, ihm einen spezifischen Sinn zu geben. So wird es keine Barriere, keine Grenze, kein Geländer vor dem sozialen »Imaginären« geben, das sich stark von der antiken kreativen Imagination unterscheidet, die sich auf noch lebendige Symbolismen und auf Sinn stützt. Wenn das Rationale noch besteht, wird es andere Funktionen haben, als das »Reale« gegenüber dem »Imaginären« zu fixieren. Die Grenzen verwischen sich. Im Bild ist alles erlaubt, das Schlimmste wie das Beste. Auf der Seite der Sprache wird man für und durch die Sprache alles sagen, und zwar gleichgültig, was. Bild und Sprache ordnen sich gegenseitig einen Wert zu – oder antworten sich –, aber da das eine das andere nicht begrenzt, besitzen sie keine innere Regulation mehr. Nichts kann die zerstörten Grenzen der Vernunft wiederherstellen, es sei denn der grobe gesunde Menschenverstand des Alltäglichen, in der Trivialität und Plattheit. Unter diesen Umständen könnten sich die rhetorische Übertreibung und mißbräuchliche Konnotationen in der Sprache (der Rede) freien Lauf lassen. Was das Bild anbetrifft, wird es die überraschendsten Interpretationen zulassen. Es wird das Irrationale losketten. Es wird uns alle möglichen Idole aufzwingen: Götter, Halbgötter, Menschengötter, heilige Ungeheuer oder Bestien. Ist das alles? Nein. Weit entfernt. Das globale semantische Feld, dessen Spal-

tung wir beschrieben haben, gleitet gänzlich zum *Signal* hinüber. Die Verkehrszeichen, dieses (zu Recht) so von den Semiologen geschätzte Beispiel, sind nicht ein einfaches Zeichensystem. Jedes Element dieses Systems befiehlt ein Verhalten, ordnet Reflexe an (bremsen, beschleunigen usw.). Es ist ein Signal, ein Befehl, von dem jede Anordnung zwei entgegengesetzte Verhaltensweisen betrifft und die betreffende auslöst.[4] Das Signal hat keine andere Bedeutung. In einem solchen System gibt es keinen anderen Sinn als die Regulation und die Integration von »Verhalten« in einem *Netz*. Das System der Verkehrszeichen illustriert auf bewundernswerte Weise die Überfülle an Signalen, Zeichen und an Bedeutungen, bei gleichzeitiger Abwesenheit von Sinn. Solche Netze werden immer zahlreicher. Hauptthema unserer kritischen Reflexion. Der Begriff des Netzes gewinnt mehr Bedeutung als der des *Kodes*. Der eine Begriff kann den anderen überdecken und unsichtbar machen. So hat das System der Verkehrszeichen – in gewisser Hinsicht ein vollkommener Kode, Modell des modernen Kodes – keinen anderen *Sinn*, als ein *Netz* zu konstituieren, dasjenige des Autoverkehrs. Es besitzt keinen Sinn. Wie könnten die an die sozialen Automatismen gewöhnten, von diesen Automatismen erfaßten Menschen nicht verwirrt sein, in einer Gesellschaft, in der die Netze vorherrschen, in der *Sinn* nur in der Sprache erscheint? Das Individuum ist unfähig, zu begreifen, zu wählen, obgleich es begierig auf Wahl und Auswahl ist, um sich seine Freiheit zu beweisen und sich zu »personalisieren« – ist begeistert von Reden, Schwatzen, »Gerede« – und zweifelt an der Sprache und an der Kommunikation, so überflutet von Kommunikation und Signalnetzen und Signalen es auch ist. Überflutet, d. h. trotz seines Widerstandes integriert, in Systemen eingeschlossen, die dieses Individuum nicht *von innen* begreift und begreifen kann.

Zusammen sein heißt, etwas zusammen tun. Etwas und sei es nur ein Spiel. Es heißt, gemeinsam aktiv zu sein. Gemeinsam arbeiten, gemeinsam ein Werk oder ein Produkt schaffen. Das »Mit-Sein« oder »Miteinander-Sein« ist weder die Gegenwart einer ontologischen Tiefe noch ein einfaches Faktum, für das die Sprache ausreichen würde. Wenn im »Miteinander-Sein« ein Wert menschlicher Tiefe liegt, muß er sich in einer Aktivität manifestieren, und diese gemeinsame Aktivität muß die Unterhaltung stützen und ernähren. Die gegenseitige An-

[4] Vgl. H. Lefebvre, Critique de la vie quotidienne, Paris 1962, Kapitel über das semantische Feld; und: Introduction à la modernité, Paris 1962. Daraus fassen wir hier einige zentrale Themen zusammen.

wesenheit impliziert eine nach Intensität, schöpferischer Kraft und Öffnung zum Möglichen variable Praxis. Auf der bescheidensten Ebene des täglichen Lebens bedeutet es, eine Familie haben, eine Familie gründen, in einer Familie leben, ein Haus oder ein Wohnung haben, sie besetzt halten, sie gestalten; bedeutet, darin Kinder groß ziehen. Sobald eine menschliche Gruppe aufhört, etwas zu »tun«, löst sie sich auf. Das Wort »tun« darf nicht in dem engen Sinn verstanden werden: Arbeit, Technik. Es enthält eine doppelte aktive Beziehung: zwischen den Mitgliedern der Gruppe (die Praxis im eigentlichen Sinn), mit der Materie und dem Gegenstand (die *Poiesis*).

Wir übersetzen das, was gerade auf triviale Weise ausgedrückt wurde, in wissenschaftliche Sprache. Die Produktionsverhältnisse bilden den wirklichen Kern, die Substanz des sozialen Lebens. Dieser Inhalt erhält juristische, politische, ideologische Formen. Er kommt mit der und durch die Sprache ins Bewußtsein. Diese Form ist von Land zu Land und nach dessen Geschichte, von Regime zu Regime verschieden. Die Produktionsbedingungen hängen von einer Wissenschaft ab, die gemeinhin »politische Ökonomie« genannt wird, sie reichen jedoch über den Bereich dieser Wissenschaft hinaus. Sie gehen bis zu den Wirklichkeitsbereichen, die von der Soziologie untersucht werden, die ihr »Objekt« hauptsächlich in Formen findet, die um ihres substantiellen Inhalts willen erfaßt werden.

Das Wort »Konsumgesellschaft«, das man in Mode zu bringen sucht, um die Gesellschaft, in der wir leben, zu definieren, ist doppelt oder dreifach mystifizierend. Gewiß, die Produktionstechniken haben erstaunliche Fortschritte, wahre Sprünge nach vorn gemacht. Gewiß, die Produktivität steigt, das wirtschaftliche Wachstum ist bemerkenswert, und der Konsum folgt auf dem Schritt. Wir leben in einer Art permanenter Revolution der Techniken, mangels einer permanenten Revolution der sozialen Beziehungen. Die modernen Gesellschaften sind stark von einem Wachstum ohne Entwicklung erfaßt. Das Wort »Konsumgesellschaft« verdeckt die Tatsache, daß ganze soziale Gruppen vom Konsum ausgeschlossen sind (und daß anderen ein Über-Konsum unnötiger Produkte ermöglicht ist, läßt man die organisierte Verschwendung einmal beiseite). Vor allem gibt dieses Wort zu verstehen, daß die Produktion von nun an für die individuellen und gemeinsamen menschlichen Bedürfnisse arbeitet, während die Besitzer der Produktionsmittel mit Hilfe der Werbung die Konsumenten erst fabrizieren und die Bedürfnisse gemäß ihren eigenen Interessen beugen. Die *Netze* der Industrie, der Finanz (der Banken), des Handels senden zahlreiche

Informationen aus für ihre Kunden. Die Informationen kommentieren die Dinge und die Bilder der Dinge, sagen wenig aus über die Netze selbst, manipulieren den Konsumenten. Schließlich und vor allem reduzieren diese pseudo-wissenschaftlichen Termini das Gesellschaftliche auf den Konsum. Der Konsum gestattet jedoch nur das Zusammentreffen von Individuen im Rahmen äußerlicher und oberflächlicher Beziehungen. Die Konsumenten sind isolierte Individuen, die, jeder für sich, essen, trinken, sich kleiden, ihre Wohnung einrichten. Sie haben zwischenmenschliche Beziehungen ohne Dauer (außer den Familien-, den Nachbarschafts- und Arbeitsbeziehungen, die sich in der Substanz von der Beziehung im Konsum unterscheiden). Bemerkenswertes Beispiel: die Konsumenten haben viel Mühe, sich als Konsumenten zu organisieren, um sich gegen Betrug zu verteidigen, um zu versuchen, einige Produkte zu kontrollieren. Die Überwachung des Marktes entzieht sich ihnen fast völlig.

Wenn sich die Verbindungen, die von der Produktion herrühren, verwischen oder absichtlich durch eine Strategie und eine Ideologie ins Dunkel zurückgestoßen werden, zerstreut sich die Gesellschaft (löst sich in kleinste Teile auf). Auf einer eher biologischen als sozialen »Basis« bilden sich Gruppen: die Frauen, die Jungen, die Alten. In vielen Fällen gerechtfertigte Forderungen und Verhaltensweisen konsolidieren diese unbestimmte »Basis« und geben ihr eine gesellschaftliche Tragweite. Das Ungeformte nimmt Form an. Diese Gruppen, die weder Klassen noch Gruppen innerhalb der Arbeitsteilung bilden, die aber eine gewisse Beständigkeit entwickeln, sind halb real, halb fiktiv. Es sind keine ebenso kohärenten wie versteckten Netze. Wir können sie »Ketten« nennen. Das »wir«, mit dem sich ihre Mitglieder bezeichnen, ist immer ein wenig affektiert (wir, die Jungen ... wir Frauen usw.). Dieses »wir« besitzt viel Bedeutung und wenig Sinn. Die Mitglieder schlecht zementierter Gruppierungen, deren schwache Kohäsion sich weder von produktiven Aktivitäten noch von Institutionen noch von Werken herleitet, haben untereinander nur wenig direkte Kommunikation. Das paßt sehr gut zu einem großen Appetit auf Kommunikation, zu einem großen Durst auf Zusammentreffen. So nimmt eine derartige soziale Verbindung Form an auf der Ebene der Sprache: auf der Ebene der rhetorischen Rede, die mit Anspielungen gefüllt ist, mit Ikonen und Hinweisen (Stars und Idolen), vollgestopft mit Bildern und Liedern, die eine schlecht definierte Verbindung feiern und sie zu konsolidieren suchen. Dazu kommt ein mehr oder weniger gut definierter Anspruch auf Inhalt. Um diese Behauptung zu beweisen, müßte

man auch hier im Einzelnen die Themenstellung und Rhetorik der Frauenzeitschriften, der Regenbogenpresse, der Jugendzeitschriften usw. analysieren.

Die Sprache von der Belle Epoque bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts ähnelte einer gewinnbringenden Anlage: einem sicheren Wertpapier, einer Investition für Familienväter, fest abgesichert durch den Goldwert und ein ausgeglichenes Budget. Man wußte oder glaubte zu wissen, wovon man sprach, von Gott und Teufel, von Gut und Böse, von Bildern und Musik, von Kunst und Wissenschaft. Der Sinn der Malerei schien ebenso sicher wie der der Physik. Die Sprache kennzeichnete klar und deutlich dies oder jenes. Außerhalb der Philosophie und selbst bei den Philosophen waren Hegels Thesen über die Negativität (die der Sprache, des Intellekts, der Zukunft) kaum bekannt. Sie waren wenig geschätzt. War das die Unschuld der Sprache vor dem Sündenfall? Wir sagen lieber, daß es das gute Gewissen war.

Was ist nach dieser Belle Epoque geschehen? Vieles, was wir oft gestreift, manchmal begriffen haben. Unter anderem dies, worauf wir insistieren müssen: der Zerbrechen oder der Sturz des *Referenziellen*. Zu den »Dingen«, die man kannte oder zu kennen glaubte, von denen man glaubte, sie würden durch die Sprache klar bezeichnet (denotiert), gehörten Zeit und Raum, sinnlich Wahrnehmbares und Rationales, das Wirkliche und das Ideal. Um das Jahr 1910 jedoch verschwanden die Referenzen. Die absolute Zeit und der absolute Raum machen der Zeit und dem Raum der Relativität Platz. Inmitten des sinnlich Wahrnehmbaren und inmitten der Künste, die damit arbeiten, in der Malerei und der Musik verwischen sich die Horizontlinie (die klassische Perspektive mit ihrem Raum, der dem euklidischen, kopernikanischen, newtonschen Raum sehr nahe ist) und die Tonalität (die in der Tonleiter privilegierte Note, die absolute Bedeutung und absoluten Wert erhält). Das sinnlich Wahrnehmbare und das Abstrakte greifen ineinander, nicht nur in der Kunst, sondern auch im täglichen Leben: elektrisches Licht, technische Objekte usw. Die Fixierung des Bewußtseins auf eine erstarrte, ziemlich schwerfällige Vorstellung der Wirklichkeit löst sich auf. Die Gewißheit, das gute Gewissen gehen verloren. Eine Art Erbsünde, obwohl sie nicht von den Ursprüngen herrührt, wird die »Modernität« kennzeichnen. Daraus folgt eine »Desubstantialisierung« der Ideen, der Begriffe, der Vorstellungen in einer seltsamen Atmosphäre von Irrealität. Einerseits mündet die Macht des Geldes in eine sehr seltsame »Realisierung«, in eine »Verdinglichung« der Menschen. Und andererseits mündet die neue Situation in eine allgemeine

»Entrealisierung«. Beide Aspekte verschränken sich ineinander, unterstreichen einander.
Es ist nicht unnütz, daran zu erinnern, daß zur gleichen Zeit der Kapitalismus Veränderungen erfährt, in deren Folge die Produktionsbedingungen weniger unmittelbar erfahrbar werden. In der »Industriegesellschaft« wird es das Wachstum der Industrie geben, die grundlegenden Produktionsbedingungen werden von Schatten und Halbschatten verdeckt. Die Entscheidungen, die diese Produktion in eine Richtung lenken, werden in Sphären oder »Zentren« gefällt, die immer weiter entfernt und unerreichbar sind, auf der Ebene des Staates oder der großen Finanz- oder Industrie-»Gesellschaften«.

Auflösung der Sprache

Die Sprache hat keine Referentielle mehr, es sei denn eine immer trivialere Alltäglichkeit. Entweder suchen unter diesen Bedingungen viele in der Sprache selbst eine Referenz, und das ist ein absurdes Vertrauen, Sprachfetischismus. Mit den Mißbräuchen, die daraus folgen. Oder sie zweifeln an der Sprache; sie verwerfen sie; sie stellen sie wie die anderen Referenzen in Frage.
Die Sprache wurde lange Zeit und zu Recht für den Ausdruck der menschlichen Rationalität gehalten: Logik der Beziehungen, Genauigkeit der Termini (sie ist mit ein wenig Mühe möglich). Heute würde man eher auf ihrer Mehrdeutigkeit insistieren, auf ihrer Fremdheit und ihren ungewöhnlichen Seiten. Einerseits enthält die Sprache die Vernunft, die ohne die Sprache zusammenstürzen würde; sie ist der Träger von Informationen; die ersten und die letzten Wahrheiten, wenn es sie gibt, müssen in und durch die Sprache gehen. Sie besitzt eine besondere Transparenz. Gewisse Normen sind selbstverständlich: sprechen, um sich verständlich zu machen oder um nichts zu sagen, die Sprache des Hörers benutzen oder nicht benutzen, Selbstgespräche oder Zwiegespräche führen usw. Das bedeutet, daß jeder sich leicht von der Undurchsichtigkeit der Sprache überzeugt, die »die anderen« gebrauchen. Ein jeder vermutet geheime, uneingestandene und uneinstehbare Motive hinter den unbedeutendsten Wörtern »der anderen«. Jeder oszilliert also zwischen den beiden Wertungen: Transparenz und Undurchsichtigkeit, Rationalität und Absurdität, Wahrheit und Lüge, Verdacht und Respekt, Gebrauch und Mißbrauch, Unfähigkeit und Kraft. In dieser Oszillation liegt zugleich die mehrdeutige Haltung

gegenüber der Sprache und ihre tatsächliche Mehrdeutigkeit. Einmal Mittel, dann Ziel, erlaubt sie es zugleich, die Menschen zu manipulieren und die Manipulationen und Manipulatoren zu denunzieren. Aber das ist weder leicht noch effektiv.

Wie könnte es unter diesen Bedingungen, in einer solchen Situation, in der sich Kultur und Menschen befinden, keine Abwertung der Sprache geben? Unserer Meinung nach ist es übrigens nur ein Aspekt einer schwerwiegenderen Auflösung, die der sozialen Bindungen, die der Kommunikation. Die Verarmung der Sprache ist Teil der »neuen Armut«, derjenigen Armut, die die alte Not, wenn einmal einige summarische Bedürfnisse befriedigt sind, ablöst.

Wir haben nur einen Teil der Ursachen und Wirkungen wahrgenommen, einen Teil der Gründe und Motive einer solchen Situation. Sie erscheint uns als die Kehrseite und das Resultat einer bedeutenden historischen Tatsache: des halben Fehlschlags der weltweiten revolutionären Transformation, der Transformation des Lebens selbst. »Das Leben ändern.« Utopie? Großartiges, zum Mißlingen bestimmtes Projekt? Die erste Periode der sogenannten Industriegesellschaft hat uns diesen großen Traum hinterlassen (Saint-Simon, Fourier, Marx). Doch dauert sie an – und verstärkt sich in mancher Hinsicht – jene verkehrte Welt, wo die Substanz der menschlichen Beziehungen verschwindet, wo lediglich immer mehr nach außen verlagerte Beziehungen als Ersatz dienen, durch die Technik, durch den Staat, durch die Institutionen, durch Ideologien, die Zwänge auferlegen und gleichzeitig Umriß und Weite verlieren, die sich diskreditieren. Mit einem Wort: durch die Sprache oder vielmehr durch die *Rede*.

Die Auflösung der Sprache kann ohne eine feine Analyse nicht von den »normalen« Veränderungen der Sprache unterschieden werden, die der Technik und den sozialen Veränderungen folgt oder ihnen vorausgeht. Diese Auflösung geschieht ungleichmäßig. Die Bauern, solange sie Bauern bleiben, reden wenig, aber gut. Sprechen, dieses kleine alltägliche Ereignis, wird vorbereitet; es behält seine Wichtigkeit, Fest oder Drama. Die Sprache bewahrt also einen Eigenwert (besonders in den wenig entwickelten Teilen Frankreichs und Europas). Bei den »leitenden Angestellten« und im Milieu der Führungskräfte bleibt die Sprache ein Aktionsmittel. Man ist auf Unterhaltung, Konversation angewiesen. Es wird dort gesprochen und gelesen. Arbeitsessen und Besprechungen, Kolloquien und Seminare werden zu Institutionen und sogar zur Manie. Obwohl zum »Gerede«, zur Rede degeneriert, entwertet sich die Sprache nicht zu sehr. In dem riesigen Zwischenbereich,

der einen guten Teil der Arbeiter und einfachen Angestellten (Bürokraten), der Jugend, der Frauen umfaßt, wird die Sprache mit Verdacht und Verbot belegt. Der gute Redner wird manchmal bewundert, stets wird ihm aber Mißtrauen entgegengebracht. Er »redet schön«; kein Schönredner kommt an einen Händler auf dem Markt, einen Ausrufer auf der Kirmes heran. Man spürt undeutlich, daß die Rhetorik benutzt wird. In diesen »Milieus«, schlecht definierten Gruppierungen, läßt man sich von der Werbung manövrieren, verurteilt aber streng diejenigen, die zuviel reden. Ist es übrigens nicht immer unvorsichtig, zu sprechen? Hier verdrängt das Bild die Sprache: Fotos, Bilder, »ikonische« Chansons (versehen mit den Bildern der Stars und der Idole), in Mischformen der Darstellung erstarrte Stereotypen. Die Unfähigkeit, sich auszudrücken und zuzuhören, wird fast zu einer Tugend und zur Regel. Der Lakonismus, das beharrliche Schweigen setzen sich durch. Der Alltag erfordert keine Eloquenz. Es ist selbstverständlich, daß . . .

In wenig konsistenten Gruppen, die vor allem durch die Sprache und auf der Ebene der Rede verbunden sind, sind die zwischenmenschlichen Beziehungen zugleich ungewiß und vordringlich, problematisch und zentral. Wir wohnen also einer seltsamen Verallgemeinerung des *Psychologismus* bei. Die Neugierde richtet sich auf die Individuen, auf ihre Eigenschaften und Eigenheiten, »Thema« von Konversationen ohne Anfang und Ende, von Wertschätzungen, Definitionen, Urteilen. Der *homo loquens* und nur *loquens*, der gleichzeitig an seiner Hauptbeschäftigung – sprechen – zweifelt, verliert das Soziale aus den Augen. Die soziologische Dimension wird, wie man sagt, undeutlich: das Globale ist nur schwer faßbar. Die anderen Aspekte der menschlichen Realität – das Tragische, das Historische – wechseln über zur Folklore. Die »Person« und die »Personalisierung«, jene Karikaturen und Mystifikationen der Anwesenheit, treten in den Vordergrund. Der *homo ridens* und *ludens* lacht über Wortspiele, Witze, Ratespiele, Bilderrätsel, Kreuzworträtsel. Der *homo sapiens?* Seine Weisheit liegt in der Kunst des Redens, in der Rhetorik, wenn er sie braucht. Der *homo faber?* Seitdem er fürchtet, von der Maschine ersetzt zu werden, denkt er immer weniger.

Die Psychologie als Wissenschaft entgeht nicht der Mehrdeutigkeit. Sie enthält zugleich die Techniken der Manipulation und die Reflexion, die solche Techniken denunziert. Was den »Psychologismus« betrifft, so wird er zu einer Art Ideologie, die einerseits mit der »Personalisierung« und andererseits mit der »Konsumgesellschaft« verbunden ist.

Die »Personalisierung« ist die wichtigste Errungenschaft des Konsumenten, der frei aus den angebotenen Produkten die auswählt, die ihm entsprechen, und gestaltet so seinen Mikrokosmos. Die »Objekte« und die Dingwelt spielen so die Hauptrolle. Über die Werbung erreicht man im Bild jedes Objekt; der Fächer der Wahlmöglichkeiten ist riesig (z. B. ein auf Facel-Véga getrimmter 2 CV). Die Hierarchie der Objekte ist zumindest virtuell und augenscheinlich weit offen. Der ideale, perfekte Konsument, jenes ideologische Postulat der Konsumgesellschaft, ist die vollendete »Personalisierung«. Die »Personalisierung« hat das personalisierte Auto zum Inhalt, das personalisierte Mobilar. In den und durch die personalisierten Objekte koinzidiert der ideale Konsument mit sich selbst, wie ihn selbst schließlich die Ewigkeit verändert, jene offensichtliche Ewigkeit der Dinge und des konsumierenden Aktes. Die Objekte? Es sind hervorragende Konversations-»Themen«. Mit den »Subjekten« selbst: die Individuen, mehr oder weniger gelungen in der Personalisierung, ihren sexuellen Anekdoten, ihrer Bewunderung, ihren Ikonen und Idolen. Der Mensch? Er wird zur »Sprache«, aber er löst sich in der Rede auf, und die Sprache selbst läuft Gefahr, sich aufzulösen. Sie hat als Inhalt und Referentielles keine untergründige soziale Bindung mehr, sondern nur noch die »Objektwelt«, die wiederum von der Rhetorik der Werbung abhängt.

Wir müssen noch erklären, wie die Konsumideologie durch die Sprache in den Alltag eindringt. Haben wir nicht mangels einer Vollendung innerhalb einer fehlenden Wahrheit und eines fehlenden Sinns – deren Fehlen spürbar ist – eine »Welt« »reiner« Bedeutungen, mehr imaginärer als konkreter Befriedigungen, die somit mehr den Wörtern innewohnen als den Dingen, die die Rede kommentiert? Es sind nur Wörter.

Wir haben ein Ergebnis gefunden. Wir haben einen Schritt vorwärts gemacht in der Analyse der Gesellschaft, in der wir leben. Im Gegensatz zu den früheren Gesellschaftsformen, die ihren allgemeinen Kode hatten (Ehrenkodex, Liebeskodex), und obwohl diese heutige Gesellschaft über zahlreiche partielle Kodes verfügt (Bürgerliches Strafrecht, Verkehrsordnung usw.), wird sie nicht mehr wesentlich durch die Information und den Kode charakterisiert. Sie charakterisiert sich vor allem durch vielfältige, unterschiedliche und ineinander verschränkte *Netze,* vom Telefonnetz bis zu den Netzen der Banken, des Handels usw. Die Information selbst liefert den Platz für Netze (Zeitungen, Fernsehen usw.). Doch die Netze liefern nicht den Kode, vorausgesetzt er existiert, der es erlauben würde, sie zu begreifen. Im

Gegenteil. Sie verwirren vielmehr Kodes und Informationen, um nicht sichtbar zu werden.
Diese Gesellschaft ist also durch partielle Systeme charakterisiert. Und das ist dasjenige, was an den Thesen und Theorien der Strukturalisten stimmt. Aber diese Systeme sind versteckt – und sogar unsichtbar unter der falschen Transparenz der Informationen! Unnütz also zu versuchen, diese Gesellschaft von der Sprache her zu verstehen. Vielmehr sollte man ihre Sprache und ihre Rede von der Gesellschaft her verstehen. Nicht weniger wie die Situation selbst der Sprache. Und das ist die Grenze der sogenannten »strukturalistischen« Thesen und Theorien, was die moderne Gesellschaft betrifft.
An unserem Horizont entdecken wir sich verändernde Konstellationen. Über der Oberfläche, dasjenige verdeckend, was sich unsichtbar macht, – die unterirdischen Netze – überkreuzen mindestens drei Sterne ihren guten oder bösen Einfluß: das Alltägliche, die Ideologie, die Werke (die Literatur und auch die schönen Künste, Schöpfer besonderer Felder: die Malerei, die Musik, die Architektur, ohne die Haute Couture auszulassen!). Diese Einflüsse dringen in die Sprache ein, kleiden sich mit der Rede. Danach reagieren Sprache und Rede auf die ursprünglichen Einflüsse. Sie sind nur noch Oberflächlichkeit. Und dennoch kann man an und auf dieser Oberfläche die Einflüsse beobachten, unter ihr deckt sich das auf, was sie verbirgt. Sie ist nichts, diese Oberfläche, und sie ist wesentlich. Augenblicklich begnügen wir uns damit, auf die Sternbahnen hinzuweisen und anzudeuten, daß die Literatur, die Kritik und sogar die »Sozialwissenschaften« das Stadium von Horoskopen verlassen. Da die Sprache weder einen präexistenten Gedanken ausdrückt noch unmittelbare Beziehungen mit den Dingen (philosophische Thesen) noch das Soziale, wie in den früheren Gesellschaftsformen, kann sie nicht umhin, eine Krise durchzumachen. Wir zögern nicht, *von einer Krise der Sprache* zu sprechen. Ein besonderer Fall einer Überlagerung vielfältiger Krisen – Krisen des Wachstums oder des Abstiegs –, die eine radikale Umwandlung der Gesellschaft begleiten. Auf diese Weise präzisiert und verdeutlicht sich der Sinn unseres einführenden Kapitels ebenso wie unsere Untersuchung über die »Fragestellung« der Linguisten. Die theoretische (wissenschaftliche) Vertiefung der Sprache wird von einer In-Frage-Stellung begleitet. Das eine kommt mit dem anderen, Wirkung und Ursache, Resultat und Grund. Wir werden vielleicht aus der Analyse dieser Krise eine Diagnostik aufstellen können, um zu versuchen, diese Umwandlung zu beschreiben. Sagen, wohin das führen wird? Das ist zweifellos zu ehrgeizig.

IV. DIE REDUKTION

Die Reduktion und ihre Modalitäten

Der chaotische Fluß der (natürlichen und menschlichen) Phänomene, die Komplexität der (sinnlich wahrnehmbaren und sozialen) Welt sind so geartet, daß eine Analyse sie nicht ohne einen vorherigen vereinfachenden Schritt angehen kann. Es ist unvermeidbar, daß unser Denken in diesem Fluß, in diesen Überlagerungen Sektoren ausschneidet, von denen einer privilegiert wird. Die Reflexion setzt bei ihm an. Das Problem der *Reduktion* ist auch das Problem des Anfangs.

Anders ausgedrückt, braucht man von dem »heraklitischen Fluß« ausgehend, von der unbegrenzten Verschiedenheit der möglichen Feststellungen und Aussagen, ein oder mehrere Prinzipien, einen Ausgangspunkt. Das Denken muß sich in die Welt einfügen (selbst wenn man annimmt, daß die Gesetzmäßigkeiten und Strukturen des Denkens oder der Sprache den Gesetzmäßigkeiten und Strukturen der Phänomene und der »Dinge« entsprechen oder sie »widerspiegeln«). Aus dem Inkonsistenten »muß man« das Feste herausziehen; vom Konfusen ausgehend, »müssen« wir (theoretische Imperative; obwohl sie die gleichen Wörter verwenden, sind es Forderungen, die sich von ethischen Forderungen unterscheiden) das Unterschiedene erreichen; vom Unmittelbaren ausgehend – vom sinnlich Wahrnehmbaren in seinem Reichtum und seiner Armut –, müssen wir zu Begriffen gelangen, d. h. zum Erfassen des Konkreten.

Bei diesem ersten Schritt, der (dies und das nach ihrer Unterscheidung) voneinander trennt, der zerschneidet, herauslöst, privilegiert, traten schon sehr früh zwei Tendenzen zutage: die Philosophie und die Wissenschaft. Im Sinne der wissenschaftlichen Orientierung vollzieht sich die Operation mit wissenschaftlicher Strenge in ihrer Abfolge und ihren Zielen. Durch die Reduktion legt der wissenschaftliche Geist die Strenge der »reinen« Logik frei; er entfernt die Inhalte, um eine Form zu

konstruieren. Immer noch durch die Reduktion entfernt der Wissenschaftler das sinnlich Wahrnehmbare, das Verschiedene, das Unmittelbare zugunsten des mathematisch Abstrakten: Kombinationen von »Zeichen« oder »Symbolen«. Durch einen entgegengesetzten und komplementären Schritt entfernt der Wissenschaftler die Abstraktionen zugunsten der reinen »Tatsache«: das Beobachtbare, das Empirische. Er sieht sich dann genötigt, die Ergebnisse dieser aufeinanderfolgenden oder gleichzeitigen Reduktionen einander gegenüberzustellen: die Logik, das Kalkül, das Empirische (das Beobachtbare). Ihm fällt es zu, die Widersprüche zu lösen, die aus seinen eigenen Verfahrensweisen entstehen, d. h. aus den von ihm ausgeführten Reduktionen. Im Verlauf dieser Suche, in der er darauf bedacht ist, nichts einzuführen oder wiedereinzuführen, was noch nicht (durch die Reflexion) analysiert und (durch das Experiment) festgestellt ist, findet er den Inhalt, die Verschiedenartigkeit der »Welt« oder des »Kosmos« wieder.
Die Philosophen gehen anders vor. Ihre Reduktion zielt nicht auf eine Art ursprüngliche Leere ab (logische Form, Kalkül, allgemeingültige Form der beobachtbaren »Tatsache«, Formen der Klassifizierung), sondern im Gegenteil auf eine Fülle, eine Substantialität. Es ist das Ziel der philosophischen Haltung: spekulativ, kontemplativ, systematisch (zielt auf eine Gesamttotalität, das System). Ihr Prinzip, ihr Ausgangspunkt, will sich und nennt sich »ontologisch«. Sie wollen das *Sein,* nachdem sie den Schein, das Phänomen, das Akzidentielle entfernt haben. Sie gewähren das ontologische oder »existentielle« Privileg diesem »Reduzierten«, in dem sie sich anfangs einrichten, von dem aus sie Implikationen und Folgerungen entwickeln. Die philosophische Reduktion vollzieht sich auf klassische Art in zwei Richtungen: das Objekt, die Substanz im eigentlichen Sinne, die Sache, die Materialität, die Natur – und das Subjekt, das Bewußtsein, die immaterielle »Spiritualität«. Historisch sind die ersten Versuche den zweiten vorausgegangen. Die philosophischen Theorien von der substantiellen Objektivität wurden vor denen der Subjektivität präzisiert.
Die Philosophen hatten stets viel Mühe, sich in den Ergebnissen der philosophischen Reduktion zurechtzufinden. Wenn sie den Schein zugunsten der ontologischen Wahrheit entfernten, so mußten sie bald eingestehen, daß »das Sein« erscheinen muß, daß sein Erscheinen im Schein ihm nicht gleichgültig bleiben kann. Wenn sie vom Objekt ausgehen, wünschen sie das Subjekt wiederzufinden und können es nicht, weil sie es eliminiert haben. Wenn sie vom Subjekt ausgehen, flieht sie das Objekt. Unnötig, darauf zu insistieren. Kommen wir zu

den Ursprüngen des zeitgenössischen Denkens. Von Hegel wissen wir, daß er versucht hat, die unentwirrbare Situation der spekulativen Philosophie zu überwinden, ohne es zu erreichen. In seiner *Phänomenologie* nimmt er zum Ausgangspunkt das reine Unmittelbare, das *hic et nunc*, dann wollte er zeigen, daß man die Zeit und den Raum, die Geschichte und die Bewußtseinsgrade wiederfindet, indem man die Implikationen dieses Anfangs entwickelt (indem durch die Sprache der Logos entfaltet wird). In seiner *Logik* geht Hegel die anfängliche Reduktion anders an. Er geht vom *Nichts* aus, das vom Denken konzipiert wird, der Leere: dem Negativen. Er konzipiert es, dem Beispiel der Wissenschaftler folgend, als leere, zu füllende Form, ohne etwas zu akzeptieren, das nicht erklärt, analysiert, kurz *bekannt* ist. Er konzipiert es, nach der Art der Philosophen, als »Nichts« oder substantielles Nichts, das handelt, Wesen des Werdens, Zerstörung und Schöpfung. Die Negativität ist der Schlüssel, der es erlaubt, bis zum Ende jenes seltsame Labyrinth zu durcheilen, das der Mensch ist: sein Bewußtsein und seine Beziehung zum »Sein«, Tod und Leben, die Geschichte und ihre Katastrophen und ihre Entwicklung, die Kraft des analytischen und synthetischen Denkens, die Kraft der Sprache. Faßt man zusammen, so versucht Hegel, den Widerspruch zu überwinden zwischen dem wissenschaftlichen Wissen und dem philosophischen Wissen. Unter der Flagge der Synthese versucht er einen Kompromiß. Er verwendet das »Nichts« methodisch; aber er verwendet es auch wie die Philosophen, indem er es zur Systematisierung beugt: indem er sein System setzt als Anfang und Ende, Absolutes und Relatives, das Geschichtliche und das Ende der Geschichte. Die Hegelsche Synthese zwischen der Philosophie und der Wissenschaft wird zu unbeabsichtigter Spekulation.

Jetzt können wir die drei wichtigsten Versuche der Reduktion besser verstehen, die methodisch im zeitgenössischen Denken verfolgt werden: die *dialektische Reduktion* (Marx) – die *phänomenologische Reduktion* (Husserl) – die *linguistische Reduktion* (Saussure). Wir werden diese Versuche charakterisieren und miteinander konfrontieren. Wir können so den Reduktionsschritt definieren. Das wird es uns erlauben, ihn kritisch zu gebrauchen, indem wir ihn auf unsere Probleme anwenden.

a) Die dialektische Reduktion (Marx)

Gleich zu Anfang, wenn man so sagen kann, hat Marx zu Beginn seiner Untersuchungen über die Ökonomie die meisten der Phänomene beiseite geschoben, die andere als ökonomische betrachtet haben oder betrachten sollten: die Nützlichkeit der Gegenstände, ihre Beziehungen zu den Bedürfnissen, die Qualitäten und Eigenschaften, die aus ihnen Güter machen (ihre »Wünschbarkeit«). Das System der (bürgerlichen) Ökonomie präsentiert sich in einer bestimmten Ordnung, erklärt die *Kritik der politischen Ökonomie.*[1] Zu Beginn, die Ware, elementare Form des akkumulierten Reichtums in dieser Gesellschaft. Die Ware? Das ist »irgendein Ding, notwendig, nützlich oder angenehm für das Leben«, sagen die Ökonomen; es ist ein Gegenstand menschlicher Bedürfnisse, ein Lebensmittel im weitesten Sinn des Wortes. »Dieses Dasein der Ware als Gebrauchswert und ihre natürliche handgreifliche Existenz fallen zusammen.« Der Gebrauchswert hat nur Wert für den Gebrauch und verwirklicht sich nur im Prozeß der Konsumption. »Derselbe Gebrauchswert kann verschieden vernutzt werden. Die Summe seiner möglichen Nutzanwendungen jedoch ist zusammengefaßt in seinem Dasein als Ding mit bestimmten Eigenschaften.« Wenn sich also das Studium der »Güter« nach der Beschreibung und psychologischen Charakterisierung der Objekte ausrichtet, wird sie sich in Einzelheiten verlieren. Der Fluß der menschlichen Gegebenheiten würde nicht beherrscht werden. Der Begriff des *Gebrauchswertes* umfaßt die Totalität der Manifestationen der Objekte (darin eingeschlossen die Tatsache, daß die Objekte gemäß ihrer natürlichen Beschaffenheit gemessen werden: ein Ries Papier, ein Meter Stoff usw.). Die Gebrauchswerte können sozial verschiedene Formen annehmen, je nach den Gesellschaften. In der Analyse der heutigen Gesellschaft ist für uns nur der Warencharakter wichtig. »Der Gebrauchswert als solcher« liegt jenseits des Betrachtungskreises der politischen Ökonomie.«[2]
Diese anfängliche Reduktion greift Marx wieder auf und bestätigt sie gleich zu Beginn des *Kapitals.* Er geht noch weiter.

»Die Ware ist zunächst ein äußerer Gegenstand, ein Ding, das durch seine Eigenschaften menschliche Bedürfnisse irgendeiner Art befriedigt. Die Natur dieser Bedürfnisse, ob sie z. B. dem Magen oder der Phantasie entspringen, ändert nichts an der Sache. Es handelt sich hier auch nicht darum, wie

[1] K. Marx, Fr. Engels, Werke, Bd. 13: Zur Kritik der politischen Ökonomie, Berlin 1972.
[2] Ibid., S. 15 f.

die Sache das menschliche Bedürfnis befriedigt, ob unmittelbar als Lebensmittel, d. h. als Gegenstand des Genusses, oder auf einem Umweg, als Produktionsmittel.«

Was die Analyse beiseite schiebt, sind nicht nur die objektiven Eigenschaften der »Güter«, die man beschreiben könnte, ohne zu einem Ende zu gelangen; es ist auch die ganze Natur, darin eingeschlossen die der Bedürfnisse und der Begierden. Es ist die Brauchbarkeit der Güter und Sachen; die Art, in der sich diese Brauchbarkeit realisiert: Tausch, Gabe, Geschenk usw.

»Diese verschiedenen Seiten und daher die mannigfachen Gebrauchsweisen der Dinge zu entdecken ist geschichtliche Tat. So die Findung gesellschaftlicher Maße für die Quantität der nützlichen Dinge. Die Verschiedenheit der Warenmaße entspringt teils aus der verschiedenen Natur der zu messenden Gegenstände, teils aus Konvention.«

All das, Historizität und Materialität, setzen wir in Anführungsstriche. »Die Gebrauchswerte der Waren liefern die Grundlage eines besonderen Wissens«, dem der Händler. Dieses empirische Wissen hat nichts zu tun mit der Kenntnis durch Begriffe, die allein wissenschaftlich ist.

»Der Gebrauchswert verwirklicht sich nur im Gebrauch oder der Konsumtion. Gebrauchswerte bilden den stofflichen Inhalt des Reichtums, welches immer seine gesellschaftliche Form sei. In der von uns zu betrachtenden Gesellschaftsform bilden sie zugleich die stofflichen Träger des – Tauschwerts.«[3]

Durch Reduktion, anders ausgedrückt, durch die wissenschaftliche Abstraktion, lassen sich zwei solidarische Begriffe formulieren, von denen der eine so allgemeingültig ist wie der andere: Gebrauchswert, Tauschwert. Beide Begriffe sind durch den Prozeß, der sie konstituiert, unauflösbar miteinander verbunden. Sie definieren eine *Form* (die so allgemeingültig, so weit wie möglich vom Inhalt gereinigt ist). Diese Form ist der Tauschwert, d. h. die Existenzweise des Objekts, des »Gutes«, das der sofortigen Konsumierung unterworfen ist und zur Ware verwandelt wird. Die Reduktion, die sie aufdeckt, ist *spezifisch*. Die Untersuchung einer bäuerlichen Gemeinschaft oder einer mittelalterlichen Lehnsherrschaft könnte nicht so vorgehen. Weiterhin wird Marx zeigen (und das ist das Zentrum seiner Argumentation), daß die so aufgedeckte Abstraktion nicht nur im und durch den Kopf des Ge-

[3] K. Marx, Fr. Engels, Werke, Bd. 23: Das Kapital I, Berlin 1972, S. 49 f. Vgl. weiter unten den Entwurf einer allgemeinen Theorie der Formen und das Aufgreifen der Theorie des Warencharakters.

lehrten existiert. Die *Form,* die aus dem Inhalt auftaucht, indem sie ihn fallen läßt – indem sie ihn beiseite schiebt –, konstituiert und produziert sich nach Marx in der gesellschaftlichen Praxis. Sie charakterisiert die Warengesellschaft, die kapitalistisch werden wird. Die Reduktion ist folglich keineswegs willkürlich. Sie folgt dem Vorgehen, durch das die Praxis – in einer Gesellschaft, die bereits determiniert ist bei dem Übergang der vorangehenden Gesellschaft zu derjenigen, die das Denken analysiert – eine bestimmte gesellschaftliche Form den Inhalten, den Produkten der Aktivität (der Arbeit) gibt. Wenn die Vielfältigkeit der natürlichen und menschlichen, spontanen oder faktischen Inhalte auch beiseite geschoben ist, so bleibt sie immer gegenwärtig. Sie besteht fort als materielle Stütze der gesellschaftlichen Form, die sich als Form in ihrer Beziehung zu den Inhalten ausarbeitet und entwickelt. Die analytische Untersuchung dieser Form verweist zurück auf die Untersuchung der Arbeitsteilung in der Gesellschaft.
Es ist also eine dialektsiche Bewegung zwischen dem Inhalt und der Form – eine wirkliche, konstitutive Bewegung –, die von der Reduktion erfaßt wird. Auf den Sinn dieser Bewegung werden wir wieder stoßen.

b) Die phänomenologische Reduktion (Husserl)

Mit dem Philosophen Husserl wird das Reduktionsverfahren voll bewußt. Bis dahin führten es die Philosophen aus, ohne es zu nennen. Marx allerdings nennt es im Abschnitt II seines Kapitels über die Ware; die Erfahrung zeigt, daß *die Reduktion* (die er untersucht) ständig stattfindet, erklärt er, aber er erklärt nicht das Verfahren als solches. Das ist unbestritten Husserls Verdienst.
Sein philosophisches Ziel war zunächst, der allgemeinen Verwirrung zwischen den Gesetzen der Logik und den psychologischen Tatsachen (oder Gesetzen) ein Ende zu setzen. Ohne das gewöhnliche (natürliche) Verhalten vor den Objekten aufzugeben, verkündet der Logiker Gesetze; er systematisiert sie, er faßt sie in einem Kodex zusammen. Das ergibt dann eine *»Mannigfaltigkeitslehre«*. Diese Theorie will auf vollkommen kohärente Weise alle möglichen Aussagen miteinander verketten, die formal, also *a priori* konstruiert sind. Was zu tun bleibt, ist diese Verfahren *zu begründen,* indem man gleichermaßen erläutert, was das mögliche Objekt der Erfahrung ist und was die inneren Verbindungen in den Aussgen sind. Das, was das Denken und die ge-

wöhnliche Erfahrung als selbstverständlich (evident) akzeptieren, stellt die Philosophie in Frage. Nicht um es zu verwerfen, sondern im Gegenteil, um dafür im strengen Sinn eine Begründung zu suchen. Der erste Schritt des Philosophen, sein erster Akt besteht also in einer »Distanzierung« (épochè) gegenüber dem gewöhnlichen Denken; er hebt die (logischen oder natürlichen) Evidenzen auf.

Dennoch, dieses »distanzierende« Verfahren (der Ausdruck stammt von Brecht und nicht von Husserl, aber er entspricht der Absicht des Philosophen) hat seine Grenzen. Das »Subjekt« kann keine Distanz sich selbst gegenüber gewinnen; wenn es dies versucht, verwandelt es sich entweder in ein Objekt oder findet sich selbst handelnd wieder. Das denkende »Ich« kann dies oder jenes von sich entfernen; es kann den Lichtstrahl seiner Aufmerksamkeit (psychologischer Terminus oder seiner Intentionalität (philosophischer Terminus) auf ein bestimmtes Objekt richten, wobei der Rest der Welt in Dunkel gelassen wird. Es *thematisiert* so die Welt; es organisiert sie in Domänen, in Regionen, die wiederum auf Objekte verteilt sind. Das denkende »Ich« kann die Totalität der Objekte, der »Wesen«, der Welt aufheben. Gerade so konstituiert sich die Welt als Welt, indem sie als Totalität erscheint. So sind die Fähigkeiten des denkenden »Ich« geartet. Es kann sich nicht selbst aufheben, denn es bestätigt sich durch diesen Akt. »Ich denke, daß ich denke, daß ich denke ... und so bin *ich*«, so würde das cartesianische Cogito lauten, von Husserl in seinen *Cartesianischen Meditationen* durchgesehen und korrigiert. Ein Unbegrenztes, ein Unendliches in Handlung begriffen, zieht sich in einem Punkt zusammen, in einem Augenblick. Dieses Zusammenziehen ist, nach dem Philosophen, zugleich eigentlicher Akt, reiner Akt der Philosophie und Rückkehr zum »Gelebten«. Im Gelebten, als das es durch die Intuition erfaßt wird, liegt schon dieses Absolute: dasjenige, das lebt, das »Ich«. Das Bewußtsein hat, den *Ideen* von Husserl (1913) zufolge, in sich sein Sein, das nicht von der Reduktion berührt wird. Sobald wir über die philosophische *épochè* Bewußtsein gewinnen, wird es zu einer übergeordneten Aktivität, der phänomenologischen Reduktion. Das »denkende Ich« setzt sich als Intention und als Akt, als Zeitliches und Überzeitliches, als Immanenz und konkrete Transzendenz, als Singularität und als Universalität, als Existenz und als Essenz.

Das reine gelebte Phänomen unterscheidet sich so vom »psychologischen Phänomen«, Fähigkeit des »Ich«, die als Gegebenheit gedacht und als Objekt dargestellt wird. Das ist der Sinn der phänomenologischen Reduktion. Sie führt die cartesianische These des »cogito« zu ihrer Voll-

endung, indem sie sie reinigt. Sie setzt wieder die Psychologie und die Hypothese des »psychischen Vermögens« an ihren Platz. Schließlich greift sie die Erkenntnistheorie an der Basis (an ihrer Begründung) wieder auf. Die Totalität der Objekte aufheben, die »Welt« beiseite schieben (Erkenntnistheoretische Reduktion), heißt, sie als Welt begreifen und das denkende Denken begreifen als Fähigkeit, die Welt zu erkunden, zu thematisieren. Und dies nicht durch eine logische Konstruktion, sondern vermittels des Gelebten. Die *Problematik* (des »denkenden Ich«), die Aufhebung der Welt, führt zum *Thematischen* und von dort zum *Kategorischen* (Inventar der Denkkategorien, Bedingung ihrer Anwendung).

Man wird sagen, daß durch die Reduktion das »Ich« sich in sich selbst eingrenzt, daß es zur Monade wird, sich von der Welt abschneidet. Nein, antworten Husserl und seine Schüler. Im Gegenteil, das »Ich« hat als Inhalt die thematisierte Beschreibung der Strukturen der Welt. Es wird keine anderen haben. Der Strom der Phänomene wird nicht aus den Augen verloren, er organisiert sich im Gelebten. Die natürliche Haltung nimmt einen philosophischen Sinn an; der Philosoph zerstört sie nicht; er greift sie wieder auf und erläutert sie. Dasjenige, was das »Ich« zunächst in Umrissen gibt, in Opposition zum Gelebten, wird als *Intentionen* (intentionale Einheiten des Bewußtseins, die Bedeutungen und Sinn erschaffen) enthüllt werden.

Gerade für und durch den Akt des denkenden Denkens (dem reinen Ich) konstituiert sich also der Sinn und erscheint in der Welt. Von der Reduktion ausgehend, wird der Philosoph sich mit dem Sinn der Welt abgeben. Ausgehend von Strukturen, die in der natürlichen Haltung (Domänen und Regionen, Objekte) entdeckt wurden, wird er ihn immer genauer erläutern. Das philosophische Bewußtsein wird sich über die ganze Welt ausbreiten, ohne die Bedeutungen zu zerbrechen noch zu sprengen: einfach indem es die Spontaneität und die noch unsichere Reflexion erläutert.

c) Die linguistische Reduktion

Wir wollen uns damit beschäftigen, sie genau, von außen wie von innen zu bestimmen. Was ist zugleich integrales und konkretes Objekt der Sprachwissenschaft? fragte Saussure. Die Sprache (langue). Was ist die Sprache? »Für uns fließt sie keineswegs mit der menschlichen Rede (langage) zusammen; sie ist nur ein bestimmter, allerdings wesent-

licher Teil davon.« (S. 11)[4] Als Ganzes genommen, ist die Sprache (langage) vielgestaltig, heteroklit. Zwischen mehreren Bereichen – physisch, physiologisch, psychisch – stehend, gehört sie zum individuellen und zum sozialen Bereich; so betrachtet, läßt sie sich in keine Kategorie der menschlichen Gegebenheiten einordnen; man weiß nicht, wie man ihre Einheit hervorholen kann. »Die Sprache (langue) dagegen ist ein Ganzes in sich und ein Prinzip der Klassifikation.« (S. 11) Wir lassen das beiseite, was nicht von der Sprache abhängt, Bindeglied zwischen denen, die sprechen, Institution. Klammern wir im heraklitischen Strom der Kommunikationsfakten den physischen und psychischen (individuellen) Teil aus. Was entfernen wir auf diese Weise? Das Sprechen (parole). »Indem man die Sprache (langue) vom Sprechen (parole) scheidet, scheidet man zugleich: 1. das Soziale vom Individuellen; 2. das Wesentliche vom Akzessorischen und mehr oder weniger Zufälligen.« (S. 16) Die Sprache (langue) ist keine Funktion des sprechenden Individuums; das Individuum registriert passiv dieses Werk der Gesellschaft. Im Gegensatz dazu ist die Rede (parole) ein individueller Akt des Willens und der Intelligenz. Ist dieser Schritt getan, kann man die gestellte Frage beantworten, sagen, was die Sprache (langue) ist, ihre Eigenschaften rekapitulieren: »1. Sie ist ein genau umschriebenes Objekt in der Gesamtheit der verschieden gearteten Tatsachen der menschlichen Rede (langage) ... 2. Die Sprache (langage), vom Sprechen (parole) unterschieden, ist ein Objekt, das man gesondert erforschen kann.« (S. 17) Die Sprache (langue) ist ein Zeichensystem, das nur seine ihm eigene Ordnung kennt. Wie das Schachspiel.

Andere Wissenschaften, bemerkt F. de Saussure, operieren über im Voraus gegebenen Objekten (diese Bemerkung bezieht sich auf die Wissenschaft seiner Epoche, und es bleibt zu fragen, ob sie heute wiederholt werden könnte). »Ganz anders auf unserem Gebiet ... Man kann nicht einmal sagen, daß der Gegenstand früher vorhanden sei als der Gesichtspunkt, aus dem man ihn betrachtet; vielmehr ist es der Gesichtspunkt, der das Objekt erschafft ...« (S. 9) Diese Setzung verdiente, aufmerksam und kritisch untersucht zu werden. Ist die Sprache (langage) als Objekt, die den Redeakt beiseite läßt, nicht schon in der Schrift impliziert? Und mehr noch in der Tonbandaufnahme? Wir haben weiter oben den Sinn dieser Bemerkung aufgedeckt: Projektion oder Inskription in den Raum, simultan mit einer zeitlichen Folge, Kriterium der Rekurrenz. F. de Saussure drückt seinen Gedanken zu

[4] F. de Saussure, Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft, Berlin [2]1967.

Beginn dieses entscheidenden Kapitels[5] so aus, als ob der Wissenschaftler mit einer Art Willkür die systematische Wissenschaft von den Zeichen und Systeme der Zeichen konstruieren würde. Dann beschäftigt er sich damit, diese Willkür zu reduzieren, um sein Vorgehen zu rechtfertigen. Worin besteht dieses Vorgehen? Mehr in der *Reduktion* als in der »Erschaffung« des Objekts: in einer Konstruktion, ausgehend von einem Standpunkt (einer »Gewinnung einer Perspektive«). Die Prozedur, die die Willkürlichkeit des Zeichens hervorheben wird, hat nichts Willkürliches. Sie legt ein Objekt frei, nachdem sie den ständigen Strom abgeleitet hat, der dieses Objekt stört. Im übrigen wissen wir, bis zu welchem Punkt die Willkürlichkeit des Zeichens (das Wort, das ein bestimmtes Signifikat bezeichnet) relativ ist, von allen Seiten begrenzt, eingeschlossen im Kontext, in Zwängen, in »Werten« und den Strukturen.

F. de Saussure stellt sich noch nicht deutlich weder das theoretische Problem der *Metasprache* (Sprache der Sprachwissenschaft) noch das Problem ihrer Beziehung zur Sprache als Objekt. Er ahnt es, aber zunächst beschäftigt er sich damit, sein Objekt in Beziehung zu einem Kontext gut zu lokalisieren, der größer ist als der verbale Kontext: der soziale Kontext. Diese Operation, die die linguistische Reduktion komplettiert und richtig stellt, wird in dem berühmten schon zitierten Abschnitt abgeschlossen:

»Die Sprache (langue) ist ein System von Zeichen, die Ideen ausdrücken und insofern der Schrift, dem Taubstummenalphabet, symbolischen Riten, Höflichkeitsformen, militärischen Signalen usw., usw. vergleichbar ... Man kann sich also vorstellen eine Wissenschaft, welche das Leben der Zeichen im Rahmen des sozialen Lebens untersucht ... wir werden sie Semeologie ... nennen.« (S. 19) »... ich meine, daß mit der Betrachtung der Sitten und Bräuche usw. als Zeichen diese Dinge in neuer Beleuchtung sich zeigen werden, und man wird das Bedürfnis empfinden, sie in die Semeologie einzuordnen und durch die Gesetze dieser Wissenschaft zu erklären.« (S. 21)

Danach ist die Sprachwissenschaft der Kern einer viel weiter gefaßten Wissenschaft, ihr durch Reduktion konstituierter Ausgangspunkt und zugleich Teil dieser Wissenschaft, die, wenn nicht die Totalität, doch zumindest den zugänglichsten und reichsten (mit Sinn beladenen) Teil des sozialen Lebens abdeckt. Der Reduktion eröffnet sich ein weites Feld.

Wir haben in der bisherigen Darstellung die Problematik von Sprache als »langue« und als »langage« entdeckt, die nach Saussure auftaucht

[5] Ibid., Kap. III: Gegenstand der Sprachwissenschaft.

und aus seinen Arbeiten und seinem Verfahren resultiert. Wir lassen sie beiseite, um unsere Aufmerksamkeit auf das Reduktionsverfahren zu konzentrieren.

Anspruch und Kriterien der gerechtfertigten Reduktion

Wir können ihre Artikulationen, Implikationen und methodisch durchgeführten Anwendungen verfolgen.

1. Das »Reale«, das »Gegebene« zeigen sich bald als harte und undurchdringliche Masse, bald als ein sich verflüchtigender Strom (und öfter noch in einer Oszillation zwischen diesen globalen und verworrenen Wahrnehmungen). Wenn das reflektierende Denken sich vor einer kompakten Masse befindet oder sich zu befinden glaubt, muß es darin Risse entdecken. Wenn es sich vor einem flüssigen Körper sieht oder zu sehen glaubt, muß es darin Kraftlinien aufzeichnen. In jedem Fall muß es das Objekt durchdringen. Sobald diese Durchdringung abgeschlossen ist oder während sie abgeschlossen wird, entfernt die Analyse einen Großteil dessen, was sie unterschieden hat. Sie gelangt so zu einer Art Leere, die für sie schon ein Ergebnis ist, das sie aber zum Ausgangspunkt ihres zweiten Schrittes nehmen wird. Diese Leere – Form des Allgemeinen – ist spezifisch. Es ist nicht die gleiche »Leere« je nach den Gebieten, für die Physik und für die politische Ökonomie und für die Linguistik zum Beispiel. Es ist eine Leere, die geeignet ist, methodisch gefüllt zu werden. Zusammengefaßt ist die erste Regel der Reduktion: *zum Ausgangspunkt gelangen.* Das setzt den Gebrauch spezifischer *Kriterien der Reduzierbarkeit* voraus. Der Ausgangspunkt muß jeder Reduktion widerstehen. Das ist unabdingbar (auf der Ebene der Theorie).

Die zitierten Seiten von K. Marx und von F. de Saussure sind methodisch durchgeführte Reduktionsmodelle mit dem peinlich genau kontrollierten Gebrauch solcher Kriterien. Was das philosophische Verfahren von Husserl betrifft, so mangelt es ihm nicht an historischem Interesse, unterscheidet sich aber von den wissenschaftlichen Verfahren. Es wacht sorgsam über seine Reinheit, aber seine Reinheit reduziert sich selbst zur spekulativen Reinheit. Es erreicht nichts Spezifisches, weil es »die Welt« aufhebt; es habe Geltung für alle Bereiche, sagt der Philosoph. Also für keinen. Sind die Kriterien der Reduzierbarkeit evident gemacht und respektiert worden? Wir glauben es nicht. Ein Bewußtsein der Reduktion, eine Erläuterung des Verfahrens, die von

dem Philosophen vollendet werden, kompromittieren das Verfahren selbst und lösen es auf in einem spekulativen Nichts (dem reinen, transzendentalen »Ich«).
2. Dann ist es wichtig, auf das zurückzukommen, was beiseite gelassen wurde. Wenn das reflektierende Denken die Brücken hinter sich abgebrochen hat, ist sein Verfahren nicht akzeptabel. Es sterilisiert sich. Dennoch handelt es sich nicht darum, das Chaos oder die kompakte Masse wiederzufinden. Der wieder aufgegriffene Inhalt lokalisiert sich; er gibt sich eine Ordnung in Bezug zum Ausgangspunkt. Er zeigt sich und gliedert sich in einer Entwicklung, in der des Denkens und in der des Realen. Die Klassifizierung genügt nicht; obgleich die Nomenklatur notwendig ist, verweist sie auch auf etwas anderes: den Prozeß des Erkennens und den der Realität. Folglich die methodologische Vorschrift: *restituieren und lokalisieren* (restituieren durch lokalisieren, lokalisieren durch restituieren).
An dieser Stelle mangelt es nicht an Risiken: den Inhalt entweichen lassen, ihn wieder aufgreifen, ohne ihn zu ordnen, ihm eine willkürliche Ordnung aufdrücken, sich mit Nennungen (Nomenklatur usw.) zufrieden geben. Das Verfahren wird doppelt kritisch: Kritik seiner selbst, Kritik des »Realen«. Wenn wir zum Beispiel im Studium der modernen Gesellschaft als Leitfaden die Alltäglichkeit (und ihre Implikationen) nehmen, müßten wir die Vorsichtsmaßnahmen vervielfältigen, um das Nicht-Alltägliche aufzuspüren (zu lokalisieren).
Das korrekte und fruchtbare Verfahren unterwirft sich also sehr strengen Zwängen. Es untersagt sich Sprünge; es darf den Kontakt mit dem Inhalt nicht verlieren. Die Reduktion liefert einen Leitfaden. Derjenige, der diesen Ariadnefaden hält, muß dennoch bei jeder Biegung des Labyrinths, bei jeder Kreuzung einen Weg wählen. Wenn er die Regeln nicht beachtet, entwertet und sterilisiert er das Verfahren; es hört dann auf, methodisch zu sein.
Auch hier bieten K. Marx und F. de Saussure Modelle zur Methode (von ungleicher Größe und Tragweite, wobei K. Marx unserer Meinung nach weiter geht). Von der bloßgelegten Form, der der Ware, findet Marx die Vielfältigkeit der Arbeiten, die sozialen Eigenschaften und die Arbeitsteilung wieder, indem er sie ordnet. F. de Saussure findet wieder das Leben der Zeichen; er setzt sie an ihre Stelle und in das Erkennen.
Das analytische Verfahren, das durch Reduktion vorgeht, öffnet sich seinen Weg zwischen zwei Sackgassen: der hyperbolischen Reduktion (die vor sich die Leere erzeugt) und dem Fehlen der Reduktion. Indem

wir schon verwendete Termini gebrauchen, die nach und nach definiert werden, können wir sagen, daß dieses Verfahren angesiedelt ist zwischen der Operation, die schließt und einschließt, auf der einen Seite und auf der anderen, derjenigen, die lediglich das Offene öffnet. Einen Weg für das Denken und für die Praxis öffnen bedeutet, daß die Analyse zwischen dem Begrenzten und dem Unbegrenzten, zwischen der zu genau definierten Form und dem Formlosen hindurchführt.

Wir können feststellen, daß die Reduktion immer struktural ist. Und dies auf doppelte Weise: strukturierend und strukturiert auf dem Hinweg (zum Ausgangspunkt) und auf dem Rückweg (zum Inhalt). Sie kann nur nach den Hinweisen des Objektes vorgehen, indem sie die Linien der Spalten verstärkt. Das Verfahren gliedert sich. Der Ausgangspunkt, der zugleich Zielpunkt der Reduktion ist – die Nicht-Reduzierbarkeit in dieser Richtung –, besitzt eine wesentliche Eigenschaft: die Unbeweglichkeit. Nur diese, von einem beweglichen Inhalt befreite Determination erlaubt es dann, das »Reale« zu durchdringen und zu ordnen. Die Reihenfolge der aufeinanderfolgenden Schritte gehorcht operationalen Regeln, die wir nach den »klassischen« Analysemodellen genannt haben.

Wenn wir nun die Arbeiten der wichtigsten Schulen der Linguistik untersuchen, können wir unsere Kritik präzisieren. Beide nehmen im Saussureschen Sinn eine Reduktion vor, die als solche kaum erläutert wird und zu Extrapolationen und Restriktionen führt. Es scheint sehr wichtig und wohl begründet zu sein, der doppelten Artikulation eine hervorragende Bedeutung zuzuschreiben. Das ist ein Gesetz und wahrscheinlich das wesentliche von der Linguistik entdeckte Gesetz. Ist das ein hinreichender Grund, um daraus eine Definition des Objektes dieser Wissenschaft abzuleiten, um daraus das Kriterium der Rationalität der Sprache und der Sprachwissenschaft zu machen? Die bis dahin gerechtfertigte und begründete Reduktion verändert ihren Sinn. Sie wird mißbräuchlich. Sie schränkt den Bereich der Wissenschaft und die Definition ihres Objektes ein. Die Ambitionen des Wissenschaftlers ziehen sich auf seinen gesicherten Bereich, auf seine Spezialität zurück. Die Weite seiner Reflexion verkleinert sich, um sich mehr zu präzisieren. Besonders das kritische Denken wird stumpf. Die Linguisten, die für sich wissenschaftliche Strenge beanspruchen, klammern definitiv die extra-linguistischen »Felder« aus, die von der semiologischen Untersuchung abhängen, oder sie definieren sie gar auf solche Art, daß gewisse wesentliche Aspekte des gesellschaftlichen Lebens der Erforschung entgehen. Die Untersuchung der zeitgenössischen Gesellschaft scheint

jedoch zu zeigen, daß die (gesprochene) Sprache ihren Sinn (oder Unsinn) nur aus Feldern gewinnt, die in Bezug zu ihr *sekundär* sind. Das Abgleiten des linguistischen Feldes zu nicht-linguistischen Feldern und umgekehrt dehnt den Begriff des semantischen *Wertes* auf den soziologischen Maßstab aus.

Wir haben den *sekundären* Charakter des semantischen Wertes festgestellt, der den *primären* Charakter der Beziehung »Signifikant-Signifikat« komplettiert. Unter den Oppositionen taucht diejenige von Bedeutung und Wert auf, des Primären und des Sekundären. Wir haben schon nach den Gründen für das Privileg gefragt, das von den Linguisten und denen, die ihnen folgen (Ethnographen, Soziologen, Psychologen usw.) allein der *Bedeutung*, allein der Opposition von Signifikant und Signifikat gewährt wird. Liegt der Grund in der Bequemlichkeit oder der Leichtigkeit? Es muß noch etwas anderes geben. Der Akzent, der auf der *Bedeutung* liegt – während der *Sinn Bedeutung* und *Wert* umschließt – hat sicherlich soziale und historische Gründe. Aber es gibt auch Gründe wissenschaftlicher Natur: die mißbräuchliche Reduktion, die ohne die genaue Kenntnis der Reduktionsschritte vorgenommen wird.

Wir können nun eine Hypothese formulieren. Aus was besteht die »wachsende Komplexität« des gesellschaftlichen Lebens im Verlauf der Geschichte? Kann sie unter diesem Blickwinkel nicht in der Vervielfältigung und der Diversifikation jener sekundären Beziehungen, die den Sinn bereichern, neben den primären Beziehungen, die aus der Verklammerung »Signifikanten-Signifikate« resultieren? Wir erinnern an die beiden einander entgegengesetzten Felder eines Werbetextes in einem Comic: der Wort-Text, das Bild (die Objekte, auf die im Werbetext hingewiesen wird, der Kommentar der Zeichnung). Sie stehen in einer *sekundären* und nicht in einer *primären* Beziehung* zueinander; sie verleihen sich gegenseitig einen Wert (oder entwerten sich). Eins unserer Ziele ist die volle und gänzliche Wiederherstellung des *Sinns*, was nur vollzogen werden kann, indem man die sprachlichen Fakten (Sprache und Linguistik) in ihrer sozialen Totalität wiederherstellt. Sollte es nicht in verschiedenen Bereichen eine doppelte Beziehung zwischen Gruppen von Zeichen und dem, was sie bedeuten, geben, auf der einen Seite eine Beziehung des Gegenübers, primäre Beziehung – und

* Die beiden Begriffe beinhalten einerseits die direkte Zuordnung eines Signifikanten zu einem Signifikat, das unmittelbar gegeben ist (Denotation), bzw. zu einem Signifikat, das erst »im übertragenen Sinn« mitverstanden wird (Konnotation). Die frz. Begriffe sind: *littéralité* bzw. *latéralité*. (Anm. d. Übers.)

auf der anderen, sekundäre Beziehung mit einem Kontext, mit einer Verkettung, die weder Zufall noch Auswahl ausschließen? Die sekundären Beziehungen ließen sich in der Sprache auf der lexikologischen Ebene viel eher übersetzen als auf der morphologischen Ebene. Sollte es nicht ebenso eine komplexe Beziehung geben zwischen der linguistischen Form und anderen Formen, die Raum für Felder abgeben? Für den Augenblick werfen wir lediglich die Frage auf und spezifizieren, daß es sich um ein soziologisches Problem handelt, von dem die Sprache und die Sprachsoziologie nur ein Aspekt sind.
In der Jakobson-Schule ist die mißbräuchliche Reduktion noch sichtbarer, noch deutlicher übertrieben. Man beginnt damit, die Intelligibilität auf den Unterschied zu reduzieren, was ein legitimes Verfahren ist, unter der Voraussetzung, daß es nicht geschlossen wird. Mit welchem Recht kann man den Unterschied privilegieren, da er transparent und vollkommen definiert ist oder zu sein scheint? Das »Reale« hat vielleicht nicht diese Eigenarten. Das wissenschaftliche Verfahren muß auf das »Reale« zurückkommen, um es zu erklären und nicht um seine Klarheit zu postulieren. Durch diese Verfahrensweisen läuft man sehr Gefahr, die Unterschiede auf den Begriff des Unterschieds zu reduzieren. Daher Blockierung. Zugleich reduziert man den Sinn auf die Bedeutung, dann das Bedeutende auf das Nicht-Bedeutende und folglich die Linguistik auf die Phonologie. Die Reduktionen folgen einander: die Sozialwissenschaft zur Sprachwissenschaft, die Nicht-Kombinatorik zur Kombinatorik, die Diachronie zur Synchronie. Die aufeinanderfolgenden Restriktionen lassen den Sinn und den Wert beiseite, um sie auf die Bedeutung zu reduzieren, die Bedeutung, um sie auf die Opposition (Unterschied) zu reduzieren, und schließlich die Opposition, um sie auf die Kombination zu reduzieren. Mit dieser Perspektive setzt der Linguist vollkommen legitim schließlich die Bedeutung außerhalb seines Feldes; das höchste Paradox für die Sprachwissenschaft. Diese Wissenschaft beschreibt sich mit größter Genauigkeit, mit einem extremen Positivismus: es ist der Neo-Szientismus und der Neo-Positivismus der zeitgenössischen Strukturalisten. Mit welchem Preis wird diese mehr scheinbare als wirkliche Strenge bezahlt! Das so verkleinerte Denken und Bewußtsein gleichen eher einem von einem Jivaro-Indianer »reduzierten« Kopf als einem Bewußtsein im 20. Jahrhundert! Aber da fragt die kritische Analyse, wer (oder was) erlaubt, autorisiert, ermutigt in der Gesellschaft des 20. Jahrhunderts einen solchen Versuch, den das kritische Denken als ein historisches und soziales Faktum betrachtet, wie ein Ereignis im Rahmen der Wissenschaft im allge-

meinen und der Linguistik im besonderen, die in ihren Kontexten wiederhergestellt werden. Wenn der Wert zusammen mit der Bedeutung und in gleichem Maße in den Sinn eingreift, was bedeutet dann die Eliminierung des Wertes und dann des Sinns? Würde das nicht eine Möglichkeit sein, den Unsinn zu maskieren oder in den Unsinn abzugleiten? Ist das geschehen, dann vollendet die Ausklammerung der Bedeutung die Absurdität der Kombinatorik, die durch technische und kybernetische Rationalität überdeckt werden. Die Technik ist nicht in Frage gestellt, aber ihre ideologische Interpretation mit den pseudowissenschaftlichen Überflüssigkeiten, die auf ihr wachsen.

Die Extrapolation verdeckt die Reduktion, deckt sie aber auch auf. Ein Verfahren, das sich vom »Inhalt« abschneidet, kompensiert dies, indem es ihn durch einen illusorischen, ideologischen und philosophischen Inhalt ersetzt. Diese doppelte Bewegung, diese innere Dialektik, die ihre Prozedur dementiert, läßt sich sowohl im Werk R. Jakobsons als im Werk Cl. Lévi-Strauss' beobachten. Der erstere tritt ziemlich überraschend in entfernten Bereichen auf, die schwer zugänglich sind, der Poesie zum Beispiel. Dem, was er über die Projektion des Selektiven in das Assoziative in der Poesie sagt, fehlt es an Klarheit, nicht aber an Interesse. Wir wären nicht überrascht, wenn dies einer bestimmten Poesie entsprechen würde, der automatischen Schreibweise zum Beispiel (die scheinbar »surrealistisch« ist, in Wirklichkeit aber das »Reale« auf die Kombination von Einheiten reduziert).

Cl. Lévi-Strauss geht waghalsiger mit massiven und autoritären Reduktionen vor. Er brennt buchstäblich die Brücken hinter sich ab. Das Unbegrenzte des Signifikativen und die Öffnung des Sinns, beide amputiert, auseinandergenommen, fallen aus dem Erkennen heraus. Die operationale Reduktion gestaltet ihr Objekt und dekretiert, daß es allein das Wissenschaftsobjekt ist. Die Wissenschaft reduziert sich zur Nomenklatur. Als wahres Asketentum der strukturalistischen Reflexion erreicht die bis zu ihren äußersten Grenzen vorgetriebene Reduktion das Wissenschaftsobjekt. Die Küche, jenes höchst und sinnlich komplexe Zivilisationswerk, wird von der Phonologie ausgehend dargestellt und erklärt.[6] Cl. Lévi-Strauss setzt das Werk von Mauss fort. Vergleiche man aber beider Werke. Bei M. Mauss ist das Phänomen, das es erlaubt, eine sogenannte »archaische« Gesellschaft in ihrer Gesamtheit zu begreifen, die *Gabe*. Fest, Geschenk, Tausch und Ver-

[6] Vgl. Le triangle culinaire, Arc, Nr. 25, Aix 1965. [Vgl. auch die geänderte, übersetzte Fassung in: Helga Gallas (Hrsg.), Strukturalismus als interpretatives Verfahren, Darmstadt 1972, S. 1–24. Anm. d. Übers.]

schwendung, Großzügigkeit und Herausforderung, Ostentation und Forderung sind ein totales soziales Phänomen. Die Art zu geben ist wichtiger als das, was gegeben wird. Sie fügt dem Tausch einen zusätzlichen, im eigentlichen Sinn sozialen Wert bei: Um aber geben zu können, muß man etwas haben, das man geben kann. Gabe und Fest setzen das voraus, was die Marxisten ein Überprodukt (sehr relativ) genannt haben. Man muß etwas zur Seite legen können, was man geben wird und was bei dem Fest, das den Tausch begleitet, konsumiert werden wird. Tausch und Festlichkeiten sind Kollektivwerke, die die großen sozialen Leistungen ankündigen oder vorbereiten, die gewiß noch nicht den Mangel zugunsten der Fülle überwunden haben, die jedoch schon über ein bestimmtes soziales Überprodukt verfügten: die Monumente, die Kulturen. Die Gesellschaften aber, auf die Cl. Lévi-Strauss seine Analyse ausgerichtet hat, liegen fast ausnahmslos in der Nähe der unteren Grenze von Mangel und Not. Sie besitzen nichts oder fast nichts, was über das für das Überleben unentbehrliche Minimum hinausgeht. Sie tolerieren nur die strengste »Ökonomie«, im klassischen Sinn dieses Wortes. Man ist sparsam mit Gebärden, mit Worten. Das Ökonomische ist dort bestimmend, aber nicht in der Art und Weise wie für die Bourgeoisie im Konkurrenz-Kapitalismus. Wir wollen nicht zu Mißverständnissen und Wortspielen mit dem Wort Ökonomie ermuntern. Die Mitglieder dieser Gesellschaften fischen und sammeln mehr, als sie aus dem Boden an Agrarprodukten durch Techniken erhalten können, die festen Wohnsitz und koordinierte Rodung implizieren. Unter diesen Bedingungen hat die Großzügigkeit (mit ihrem Gegensatz, der wirklichen oder vorgetäuschten, mimetisch dargestellten und mit Nachdruck versehenen Forderung nach einer gleichwertigen oder wertvolleren Gabe) kaum Gelegenheit, verwirklicht zu werden. Soweit sie sich manifestiert, bleibt sie im Zustand des Entwurfs oder der Möglichkeit; sie instituiert und konstituiert sich nicht.

In diesen stagnierenden oder verfallenden Gesellschaften gibt es nichts, das nicht dem Gesetz der strengsten und härtesten Notwendigkeit unterworfen ist. Warum sollte man nicht die »darwinsche« Hypothese eines Verschwindens sozialer Gruppen wieder aufgreifen, die nicht die Exogamie, den Frauentausch (oder sexuelle Leistungen) im Tausch gegen Güter praktiziert haben? Die Hypothese einer unbewußten Finalität der Strukturen stellt die analytische Reflexion nicht zufrieden. Die Gruppen, die – sei es Zufall oder Schicksal – nicht die Vorsichtsmaßnahmen zum Überleben ergriffen haben, haben nicht überlebt. Diejenigen, die in der Gesellschaft wie in der Animalität überlebten,

bieten der Reflexion den Schein einer Finalität an, die die Analyse erklären muß, ohne finale Gründe heranzuziehen. Es ist verständlich, daß in diesen armseligen Gesellschaften eine »Homologie« besteht zwischen dem Tauschen von Frauen, Gütern, Informationen. Die Regeln, die die Vermittlung von Frauen sichern, haben vielleicht eine enge Beziehung zu den Regeln, die die Vermittlung von Diensten und Gütern, und denen, die die Vermittlung von Nachrichten garantieren. Aber dieses System allgemeinen Tauschens entspricht einer ungeheuren Armut, als Folge einer ausweglosen Not. Warum nennt man diese große menschliche Armut beredt »Struktur«?

In diesen Gesellschaften gibt es keinen Exzeß. In ihnen gibt es weder Platz für Liebe noch für Feste noch für Krieg (außer vielleicht als letzten Ausweg für ein verzweifeltes Plündern). Es ist nicht durch eine Eroberung zu gewinnen. Jene große Trilogie: Liebe mit Leidenschaft, Fest mit Verschwendung, Krieg mit dem Willen zur Macht, hat weitgehend die Kulturen und Zivilisationen geprägt. Es wäre leicht, zwischen den drei Teilen des Triptychons auf Analogien und Homologien zu verweisen: die Liebe als Krieg und Fest, das wilde und sinnlich entfesselte Fest, der Krieg als Fest und als doppelte Beziehung zu dem Feind. Diese Entsprechungen finden Eingang in die Sprache, in die Bilder, in die mythischen Erzählungen. Dann in die Werke. Die »Seltenheit« definiert nicht eine »Welt«, in der sich ausschließlich die schlimmsten Kämpfe abspielen würden, um sich der Güter zu bemächtigen. Die Übergangsepochen zwischen der archaischen Stagnation und der kapitalistischen Akkumulation haben uns die Werke hinterlassen, von denen wir leben. Es bedurfte einiger Mittel, die durch Überredung (Ideologie) und durch Zwang (Macht) erlangt wurden, um sich jenen Werken und jenem wunderbaren Wahnsinn zu widmen – den Monumenten und der Poesie. Man mußte sich den Exzeß und die Maßlosigkeit erlauben. Man braucht nicht hinzuzufügen, daß der Krieg seit einem Jahrhundert das Prestige verloren hat, das ihn mit dem Fest und der Liebe verband.

Die Welt der armen Gesellschaften bedeutete und bedeutet »unbewußt« oder nicht ihre Machtlosigkeit, ihre Gier, ihren Hunger. Das ist ihr Sinn. Der geringste sexuelle Akt fordert seinen unmittelbaren Ausgleich in der Natur. Anders zu handeln bedeutet, die armselige Gesellschaft und die gemeinsame Armut verraten. Diese armen Menschen erklären sich inoffensiv bis in die Lage und Anlage ihrer Dörfer. Sie verarbeiten ihre Not in mythischen Erzählungen. Sie nennen sich inoffensiv. Sind sie es? Das ist eine andere Geschichte. Man gewinnt den

Eindruck, daß die Vermehrung und Perfektionierung dieser stereotypen Erzählungen unheilbare Krankheiten und Ausweglosigkeit überdecken.
Wie dem auch sei, es muß der Eindruck von diesen Gesellschaften und von diesen Kulturen, die der Ethnograph aus seinem Studium gewinnt, variieren, je nachdem, ob er absterbende Gruppen untersucht oder relativ aktive, produktive, kriegerische Gruppen, die in der Lage sind, Monumente zu errichten oder Werke zu schaffen. In den afrikanischen Gesellschaften haben die mythischen oder nicht-mythischen Erzählungen eine andere Tragweite und einen anderen Sinn. Unter den hundert möglichen Beispielen hier eins, das aus Griaule (*Dieu d'eau*, S. 243 f.) entnommen ist. Aus dem Kontext wissen wir, daß es schon Geld und einen Markt gibt.

»*Kauris* zu besitzen, heißt Wörter besitzen. Man begann damit, Stoffstreifen gegen Kauris zu tauschen, d. h. die Wörter der Vorfahren und besonders die des Siebten, dem Herr der Wörter. Die Kauris tauchten demnach unter dem Zeichen des Wortes auf; indem sie Zahlen bedeuteten und so eine Sprache darstellten, waren sie selbst Wörter. Sie waren Ausdrucksmittel, und es ist möglich, daß sie zu Anfang der Beziehung zwischen den Menschen mit derselben Eigenschaft dienten wie die gesprochenen Wörter, um Ideen auszutauschen. Vielleicht waren sie durch diejenigen, die sie mitbrachten, als Echo von den entfernten Verwendungsarten der Kauris bis zu den Dogon gelangt? Ogotomili bezieht sich auf jene dunkle Epoche und erklärt: ›Zu Beginn dienten die Kauris zum Tausch von Wörtern ebenso wie zum Tausch von Waren. Wer keine Kauris besaß, konnte nicht sprechen oder sprach weniger als die anderen . . .‹.«

Wie viele andere Texte evoziert auch dieser nicht eine »unbewußte« strukturelle Homologie zwischen dem Tauschen sinnlich wahrnehmbarer Güter (materielle: Frauen, Gegenstände, Zeichen), sondern das verworrene Entstehen mehrerer *Formen*, diejenige der Ware, diejenige der entwickelten Sprache, diejenige der Ethik, diejenige des Kalküls (Entwurf der logisch-mathematischen Form) in einer differenzierten Gesellschaft, in der es Markt, Kauf und Verkauf gibt, je nach den Mengen, Ungleichheiten, Bewegungen und ethischen Zwängen. Das Ganze ist in kosmologische Erzählungen eingefügt. Solche Gesellschaften scheinen zwischen dem Stagnierenden und dem Geschichtlichen zu vermitteln (eine Vermittlung, die sich über lange Zeit erstreckt). Sie besitzen die Rudimente einer Markt- und Geldwirtschaft, ohne diese Zellen weiter zu entwickeln. Da sie unbeweglich waren, widerstanden sie den Veränderungen ihrer Strukturen und formten dennoch Werke und Institutionen. Entkräften diese Hinweise die Analysen von Cl. Lévi-

Strauss? Nicht völlig, aber sie lassen es nicht zu, von einer mißbräuchlichen Reduktion auszugehend zu extrapolieren, um sie zu kompensieren.
Viel zu viele Ethnographen beschäftigen sich selbstgefällig mit den Bororos, die weder so viel Ehre noch so viel Unwürdigkeit verdienen. Man könnte fast sagen, daß bestimmte Wissenschaftler das Gegenteil ihrer selbst, unserer sogenannten »Überfluß«- und »Konsum«-Gesellschaft suchen, um sich zu entspannen. Ein Grüppchen armer halbverhungerter Teufel liefert den Prototyp der »Kulturen«. Ein hervorragender Mann, Cl. Lévi-Strauss, entschuldigt sich, ein großes Buch über Ethnographie zu veröffentlichen, ohne das vollständige Erscheinen der Bororo-Enzyklopädie abzuwarten.[7] Nachdem er die Wichtigkeit dieses strukturellen Prototyps unterstrichen hat, zu dem seine Reduktion führt, widmet er sich langen Erörterungen über die Musik und die Malerei im Verlauf der Zeit. Er überfliegt in der Höhe die historischen Kontinente, die sein eigenes Verfahren verwüstet hat. Ihn könnte man strenger verurteilen, als er es mit der sogenannten modernen Kunst tut, indem er die Komposition ihres Werkes untersucht. Er verspricht und kündigt eine Art musikalisches Werk an. Und was haben wir vor uns? Ein Konzertprogramm: Ouverture, Variationen über ein Thema, Fuge, Kantate, Toccata usw.[8] Es sind glänzende Formulierungen, die eine Art intellektualistischer Askese verdecken, die ihrerseits die technisierte Rationalität und die technokratische Ideologie unsichtbar werden läßt. Die Musik sei wie der Mythos eine »Maschine, um die Zeit abzuschaffen«. Leider begnügt sie sich damit, sie einen Augenblick lang sich anzueignen.
Wir sind noch nicht zu Ende mit dem Strukturalismus, d. h. mit einem Begriff, demjenigen der Struktur, der durch ein legitimes Verfahren,

[7] Le Cru et le Cuit, a.a.O., S. 14. Nochmals Zitate aus jener »Ouverture«, in der sich der Autor zu erkennen gibt. Wir bemerken, wie Sartre und Lévi-Strauss aus unterschiedlichen Gründen, von entgegengesetzten Standpunkten her (für den einen die Philosophie des unruhigen Bewußtseins – für den anderen die Reduktion auf feststehende phonologische Kombinationen) an der großen Frage der *Werke* in den Gesellschaften, die zeitlich vor der unseren liegen, und des Wertes oder des Sinns, die sie »für uns« bewahren, vorbeigehen.
[8] Da sich Paul Ricœur und Cl. Lévi-Strauss inmitten öffentlicher Diskussionen gegenüberstehen, wiederholen wir, daß unser Weg zwischen diesen beiden Extremen hindurchführt: zwischen der hyperbolischen Reduktion, die den Reichtum, den die »Welt« anbietet, austrocknet und vernichtet – und der Interpretation (Hermeneutik), die in Ergötzung an dem göttlichen Chaos dieser »Welt« umschlägt. Weder intellektualistische Askese noch unkritisches Akzeptieren. Vgl. *Eprit*, November 1963 Exposés, auf die eine Diskussion folgt, besonders S. 596–627: Structures et herméneutique.

die Reduktion, isoliert wird, und der sich durch Fehler und durch Exzeß, durch Restriktion und durch Überflüssiges eine Ideologie anhängt.

Drei Begriffe spielen eine wichtige, je nach Bereich unterschiedliche Rolle im wissenschaftlichen Denken: *Form, Funktion, Struktur.* Man stößt überall auf sie, besonders in der Linguistik. Diese Begriffe lassen sich durch Reduktion erreichen. Ein korrekt durchgeführtes Verfahren unterscheidet sie, indem es dasjenige, was aus ihnen und aus ihrem Geltungsbereich herausfällt, beiseite schiebt, indem es für jeden von ihnen dasjenige eliminiert, was von den beiden anderen Begriffen herrührt. Es ist in der Tat notwendig, Form, Funktion und Struktur klar zu unterscheiden. Eine analoge Funktion kann mit verschiedenen Formen und unterschiedlichen Strukturen durchgeführt sein. Ein und dieselbe Form kann verschiedene Funktionen bekleiden. So übernehmen beim Lebewesen Organe mit unterschiedlichen Formen und sehr verschiedenen Strukturen (Lunge, Bronchien usw.) die Funktion der Atmung. Analoge Formen verstecken Funktionen und Strukturen von äußerster Verschiedenartigkeit: der Wal hat die »Form« eines Fisches. Gleichzeitig besteht eine funktionale Homologie zwischen dem Flügel und dem Arm bei den höheren Wirbeltieren. Kurz gesagt, diese Begriffe ebenso wie die von Homologie und Analogie dürfen nicht ohne Vorsicht verwendet werden. Wie viele Bedeutungen der Struktur oder der Form, ganz zu schweigen von der Form! Dennoch darf die Verwirrung nicht hingenommen werden. Daraus entstehen die schlimmsten Irrtümer. So stellt man bei der Analyse des Urbanisationsprozesses fest, daß die *Form* der Stadt (die antike Polis) durch Vermehrung nach außen (Vororte, Wohn-»Bereiche«, die nichts Urbanes mehr haben) zerbrochen ist. Aber die *Funktionen* der Stadt sind deshalb nicht verschwunden; im Gegenteil, zahlreiche Faktoren kamen in den modernen Agglomerationen zu den alten hinzu. Was die Strukturen betrifft (Wohneinheiten und Nachbarschaftseinheiten, Straße, Viertel, Zentrum), so verändern sie sich unter unseren Blicken. Eine Analyse, die nicht zwischen diesen Begriffen unterscheidet, geht an dem Objekt vorbei.

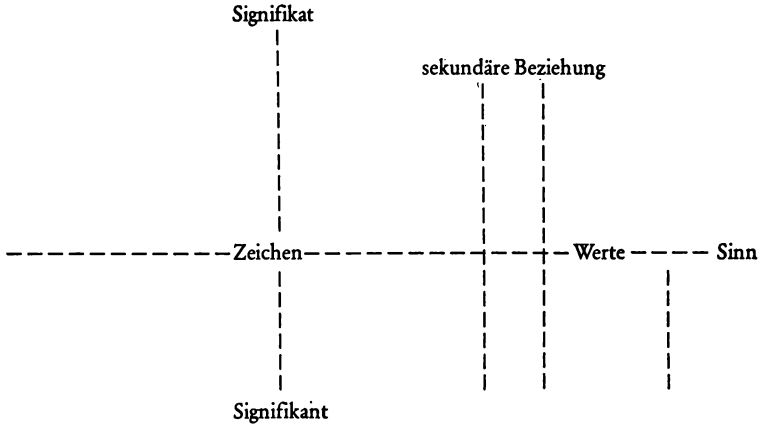
Doch reduziert oft ein zweites Verfahren den einen dieser Begriffe auf andere und schafft so den Ausgangspunkt für eine Ideologie: Formalismus, Funktionalismus, Strukturalismus. Nach dem Verfechtern der einen Ideologie umschließt die Form Funktion und Struktur. Nach anderen ist die Funktion wesentlich und muß alles erklären; sie »totalisiert« die Aspekte der Realität; die Analyse der Funktionen ist die

einzig positive, die einzig konkrete und vollziehbare (operationale). Nach anderen schließlich unterwirft sich die Struktur Form und Funktion; sie bringt den höchsten, den weitesten Gesichtspunkt mit sich.
Diese sekundäre Reduktion scheint uns mißbräuchlich zu sein. Der Terminus *Struktur* bezeichnet einen wissenschaftlichen Begriff, der einen Inhalt und auch Grenzen hat. Sein Geltungsbereich kann bestimmte Grenzpunkte nicht überschreiten. Ihm steht nicht das Recht zu, die anderen Begriffe zu absorbieren oder sich zu unterwerfen. Wir unterscheiden also zwischen der *Struktur,* einem schwer zu handhabenden, oft unpräzisen, aber notwendigen Begriff, und dem *Strukturalismus,* der diesen Begriff als ebenso ausreichend wie notwendig proklamiert. Im Verlauf dieser Darstellung bemühen wir uns, diesem Begriff seinen Platz zuzuweisen, indem wir die Philosophie (die Ideologie) kritisieren, die sich auf ihn aufpfropft, die ihn übertriebenermaßen ausdehnt und ihn gleichzeitig abschließt. In der Tat erreicht der Prozeß »Reduktion-Extrapolation« dieses Resultat. Indem er die Grenzen des Begriffs nicht beachtet, macht er einen falschen Gebrauch davon: er weitet sie aus; aber er mißachtet auch den Rest der »Welt«, die er durch diese Operation in den mißbräuchlich privilegierten Begriff einzwängt.
Es scheint, daß in der Linguistik der Terminus »Struktur« genau definierte Bedeutungen erhalten habe, es sei denn, es gibt gegenteilige Informationen. Daher rührt der Gebrauch, den man davon außerhalb der Linguistik macht. Die Verwirrung verschwindet deshalb nicht. Sie kommt, als Rückschlag, zur Linguistik selbst zurück.
Die Form der Sprache läßt sich nicht auf Strukturen reduzieren, die eindeutig nur durch begrenzte Inventare (Morphologie) und die syntaktischen Kombinationen definiert sind. Was die Funktionen der Sprache als soziale Funktionen betrifft, sind sie sicherlich nicht alle auf deren Form zu reduzieren und definierbar allein durch die formalen Darlegungen (nach dem »Prinzip der Immanenz« von R. Jakobson).

Kommentar

Dieses Schema zeigt, wie und weshalb sich Sinn und Wert von der Bedeutung unterscheiden. Sie können sich nicht darauf reduzieren, obgleich eine Tendenz zugunsten dieser Reduktion in der Linguistik aufgetaucht ist.
Der (linguistische) *Wert* der Wörter ist ebenso wichtig und vielleicht wichtiger als ihre buchstäbliche Bedeutung, die davon abhängt. Der *Wert* verleiht der Bedeutung eine Dynamik. Durch ihn erhält das isolierte Wort Eingang in eine Wortgruppe, die sich zwischen anderen Gruppen bewegt, sich mit ihnen kreuzt, und daraus entstehen Veränderungen, Übergänge, Möglichkeiten (folglich Auswahl).

Primäre Beziehung



Die Bedeutung steht am Anfang, der Sinn am Ende. Der Wert dient als Vermittler (als Vermittlung). Es gibt hier eine Analogie mit der Mengenlehre. Der Mathematiker erstellt Mengen mit kleinen Zahlen (anfangs 0 und 1); die Theorie aber betrifft unbegrenzte oder unendliche Mengen.
Das Zeichen ist willkürlich. Nicht die Zeichengruppen (morphologische, syntaktische, lexikologische).
Es gibt drei Artikulationsebenen: die nicht-bedeutungstragenden Einheiten (Phoneme) – die bedeutungstragenden elementaren oder primären Einheiten (die »Wörter«, die Moneme) – die Einheiten, die einen Sinn haben (Sätze und Mengen von Sätzen).
Der Gebrauch orientiert die Untersuchung auf offene Serien (nicht-begrenzte Inventare), d. h. lexikologische Gruppierungen, deren Aneignung das Erlernen einer Sprache charakterisiert, nachdem die phonematischen, morphologischen Systeme (Grammatik, Syntax) erworben worden sind.
Der Sinn ist schwer zu erreichen (Beispiel: es ist spät, das Haus ist still. Ich höre eine Tür quietschen. Ich erkenne das Geräusch. Es ist die Haustür. Das Quietschen ist *signifikativ*. Jemand ist eingetreten oder hinausgegangen. Aber wer? Weshalb? Ich überlege. Ich bin erstaunt. Ich denke nach. Ich vergleiche es mit anderen signifikativen Geräuschen. Habe ich Schritte gehört? Ja. Welche Schritte? Mit welchen Schuhen? Bald weiß ich Bescheid. Georg hat einen Brief geschrieben. Er ist zum Briefkasten gegangen, damit er mit der ersten Leerung mitgeht. Ich habe den Sinn . . .)
»Hinter der Wand der Wörter tauchen die wirklich fundamentalen Charakterzüge der menschlichen Sprache auf« (A. Martinet, *Diogène*, S. 53).

V. DIE DIMENSIONEN DER SPRACHE

Das Problem der Dimensionen

Auf unserem Weg finden wir nun eine Frage. Seit langem vorbereitet liegt sie uns, so könnte man sagen, auf der Zunge. Sie kann auf verschiedenen Weisen formuliert werden: »Welche unabhängigen und doch miteinander verbundenen Variablen unterscheidet die Analyse, indem sie sie durch eine legitime Reduktion isoliert? Auf wieviele Achsen kann man die durch die Analyse erhaltenen Elemente verteilen? Wie kann man schematisch und doch korrekt die Redekette (chaîne parlée) darstellen? Wie ist ein Kode zu konstruieren, um die Geheimnisse der Sprache zu enträtseln?«
Eine Schwierigkeit, auf die schon hingewiesen wurde, kommt vom Begriff der *Dimension*. Es ist banal, von diesem Maler, von jenem Schriftsteller zu sagen: »Ihm fehlt eine Dimension ... Er führt eine Dimension ein ...« Dieser Begriff ist unentbehrlich und konfus, ist vulgarisiert, wird ohne große Vorsicht gebraucht und erhält in der Mathematik strenge Definitionen, die nur schwer auf die Gebiete zu übertragen sind, die wir untersuchen. Dennoch versucht das analytische Denken, sobald es die »Elemente« erreicht hat, ihre Beziehungen graphisch darzustellen. Diese Darstellung steht in enger Abhängigkeit zu der Reduktion und der Formalisierung, die die Analyse verfolgt.

a) These der Eindimensionalität

Die traditionelle Sprachwissenschaft stellte sich keine Fragen zum Thema der Dimensionen der Sprache. Spontan schrieb sie ihr nur eine einzige zu. Sie faßte sie *linear* auf, als Folge assoziativer Beziehungen.[1]

[1] Vgl. F. de Saussure, Grundfragen ..., a.a.O., Kap. V.

Obwohl diese These widerlegt ist, ist sie nicht verschwunden. Sie hat eine strengere Form angenommen. Wir können sie der distributiven, quantitativen, statistischen Linguistik zuordnen, derjenigen, die die Reduktion bis ins Extrem treibt und dabei Sinn und Bedeutung beiseite läßt, die Semantik aus der Linguistik entfernt. Die Verteilung und Distribution der Einheiten (Phoneme oder Moneme) liegen auf einer Achse. Durch Konvention zeichnen wir sie horizontal. Wir nennen sie syntaktische oder syntagmatische Achse (obwohl einige Anhänger dieser Schule den Begriff der »Syntax« unklar finden und dafür nur die Kombinatorik und die statistisch entdeckten Verbindungsregeln betrachten).
Handelt es sich um eine übertriebene Reduktion? Bestimmt. Wir meinen, es dargelegt zu haben. Es stimmt, daß sie auf einer operationalen Erfahrung und einer operationalen Praxis fußt: der Dechiffrierung chiffrierter Nachrichten. Auf dieses gewichtige Argument antworten wir, daß diese Nachrichten ihre Einheiten (seien sie bedeutungstragend oder nicht) nicht aus einer lebenden Sprache, sondern schon aus einer spezialisierten, verarmten Sprache entnehmen, wie zum Beispiel aus der militärischer Operationen. Die Dechiffrierung, die Rekonstitution des Kodes einer solchen Nachricht sind folglich keine schlüssigen Versuche, was die Bedeutung und den Sinn in der Sprache betrifft. Der Sinn wurde zur Seite geschoben und die Bedeutungen auf ein strenges Minimum reduziert. Um nur ein bekanntes Beispiel zu nehmen: Nachrichten im Morsealphabet können nicht als Modelle einer lebenden (»expressiven«) Sprache gelten. Maschinen übersetzen einen Text größtmöglicher Banalität besser als ein Gedicht. Die Reduktion ist nur für eine konventionelle Sprache gerechtfertigt, die selbst reduziert und schon reduziert ist. Nur eine Nachricht, die vollkommen, ohne »Rest« kodiert ist, kann vollkommen dekodiert (dechiffriert) werden. Das ist nur möglich für genau determinierte Nachrichten und nicht für die gesprochene Sprache.

b) Theorie der Zweidimensionalität

Diese These hat bedeutende Autoritäten auf ihrer Seite: F. de Saussure, R. Jakobson u. a. Sie ist verbunden mit Überlegungen allgemeiner, logischer (Theorie der Gegensätze, der Unterschiede) und philosophischer Natur (die Rolle der Oppositionen im Denken und im Bewußtsein). Schließlich steht sie in Verbindung mit einem Wissenschaftszweig, der

Informationstheorie, die selbst von Maschinen abhängt (Rechenmaschinen, Übersetzungsmaschinen usw.). Sie hat schon einen Namen: *Binarismus*[2] oder *binäres Modell.*

Saussure ging mit Dichotomien vor: Signifikant und Signifikat, Sprache und Rede (langue und parole), Synchronie und Diachronie usw. Phonologie (Troubetzkoi) und Linguistik haben dieses Verfahren verallgemeinert, bis zur Ethnographie und sogar bis zur Soziologie durch Cl. Lévi-Strauss und durch den Strukturalismus ausgedehnt. Wir haben also ein majestätisches und meisterhaftes Werk vor uns, ein Bauwerk von Begriffen (ein philosophisch-wissenschaftliches System), das eine harte Diskussion erfordert.[3]

Wir beginnen beim Anfang, d. h. dem Ende der Deduktion, der zum Anfang (*terminus a quo* in der traditionellsten Philosophie) des Verfahrens wird. Die Untersuchung der Phoneme (*Phonologie,* eingeteilt in *Phonetik,* allgemeines und abstraktes Studium der relevanten phonetischen Eigenschaften und *Phonematik,* die die Phonemkombinationen und -systeme in den Signifikanten einer bestimmten wirklichen Sprache behandelt) schreitet durch Dichotomien voran. Sie unterscheidet die Gruppe der Vokale (vokalisch) und die Gruppe der Konsonanten (konsonantisch), Gruppen, die in Opposition zueinander stehen oder die sich durch die Opposition der relevanten Eigenschaften, die jeden Terminus bilden, unterscheiden. Dem präzisen Hinweis von A. Martinet folgend[4], reservieren wir den Begriff *Kontrast* für direkt beobachtbare Beziehungen in der gesprochenen Sprache und den Begriff *Opposition* für reziproke Beziehungen des Ausschließens, die nicht in der gesprochenen Sprache beobachtbar sind. Diese Unterscheidung trifft Cl. Lévi-Strauss anscheinend nicht. »In allen Sprachen der Welt, bewirken die komplexen Oppositionssysteme zwischen den Phonemen

[2] »In der Phonologie diskutiert, in der Semantik noch unerforscht, ist der Binarismus die große Unbekannte in der Semiologie«, R. Barthes, Communications, S. 127, mit Verweis auf A. Martinet, Économie des changements phonétiques.

[3] Wir können sie nicht durchführen und allen Anhängern und Folgerungen Rechnung tragen. Der Leser möge sich erinnern: diese Kontroverse stellt nicht nur die Sprache und deren innere (immanente) Strukturen in Frage. Sie dehnt sich nach und nach aus bis zu den Beziehungen zwischen Logik und Dialektik, zwischen (relativen) Stabilitäten und dem Werden. Es ist ein weitreichendes Problem, das – mit neuen Elementen aus der Erkenntnis und der praktischen Erfahrung – das Problem der antiken Philosophie fortführt. Eine streng durchgeführte Untersuchung würde die Prüfung der Mathematik und ihrer Methode erforderlich machen. Die *dualen* Eigenschaften nehmen dort einen beträchtlichen Platz ein, beginnend mit der Mengenlehre (Vereinigungsmenge, Schnittmenge usw.). Die binäre Arithmetik (die nur mit 0 und 1 arbeitet) besitzt eine theoretische und praktische Bedeutung.

[4] A. Martinet, Grundzüge . . ., a.a.O., S. 35.

nichts anderes, als in vielfältigen Richtungen ein einfacheres und allen gemeinsames System zu entfalten, d. h. den Kontrast zwischen Konsonant und Vokal . . .«[5] Vokale und Konsonanten lassen sich paarweise klassifizieren, zum Beispiel die offenen und geschlossenen, gerundeten und gespreizten, Mund- oder Nasalvokale usw. Wir wissen bereits, daß jeder wirkliche Laut (Ponem) als »Bündel« elementarer relevanter Eigenschaften zu begreifen ist; dieses Bündel läßt sich analysieren; diese Eigenschaften sind nicht alle unmittelbar beobachtbar. Es genügt festzustellen, daß der Analytiker mit größter Vorsicht vorgehen muß, um nicht seine eigenen Begriffe zu zerstören.

Von Anfang an stellen wir die Dichotomie fest: »vokalische Gruppe – konsonantische Gruppe«, mit ihren Folgen, aber vor allen Dingen die allgemeine Dichotomie: »Opposition – Kontraste«, die die Beziehung »Gleichwertigkeit« und »Unterschied« impliziert. Wir nennen auch die schon erwähnten Dichotomien: »Inklusion – Exklusion« – »Nachbarschaft – Distanz«.

Ohne uns zu sehr mit technischen Details zu belasten, wollen wir eine Liste der Dichotomien aufstellen, die die moderne Linguistik verwendet.

An der Spitze der Liste mit den sehr allgemeinen Paaren, die wir schon erwähnt haben, finden wir:

Sender (Sprecher) und Empfänger
Signifikant und Signifikat
Sprache (langue) und Rede (parole)
Ausdruck (expression) und Bedeutung
Phonem und Monem

Wir fügen noch hinzu: Kode und Nachricht, Denotation und Konnotation, das Aktuelle und Virtuelle, Selektion und Assoziation.

Hier wollen wir Halt machen. Wir berühren einen wichtigen Punkt: die Dichotomie in der Theorie von R. Jakobson. Für diesen stellt sich die Sprache mit zwei Dimensionen, auf zwei Achsen dar: die Achse der Selektion, die Achse der Kombinationen:

»Jedes sprachliche Zeichen impliziert zwei verschiedene Arten der Zuordnung: 1) *die Kombination.* Jedes Zeichen besteht aus konstituierenden Zeichen und/oder erscheint in Kombination mit anderen Zeichen. Das bedeutet, daß jede sprachliche Einheit gleichzeitig als Kontext dient für einfachere Einheiten

[5] Cl. Lévi-Strauss, Le triangle culinaire, a.a.O., S. 29. Der Autor verwirrt die Frage, indem er *Opposition* und *Kontrast* im Begriff des Unterschieds vermischt. Die cartesianische Reduktion des Komplexen auf das Einfache ist wiederum sehr weit geführt. Woraus entstehen die wachsende Komplexifizierung, die vielgestaltige Entwicklung? Umschließen sie nicht Sprünge, substantielle Unterschiede?

und/oder ihren eigenen Kontext in einer komplexeren bedeutungstragenden Einheit findet. Daraus resultiert, daß eine realisierte Zuordnung von sprachlichen Einheiten sie in einer höheren Einheit einander zuordnet: Kombination und Kontext sind die zwei Seiten ein und derselben Operation. 2) *die Selektion.* Die Selektion zwischen alternativen Termini impliziert die Möglichkeit, den einen Terminus durch den anderen zu ersetzen, der dem ersten Terminus unter einem Aspekt äquivalent und unter einem anderen von ihm verschieden ist. In der Tat sind Selektion und Substitution die zwei Seiten ein und derselben Operation.«[6]

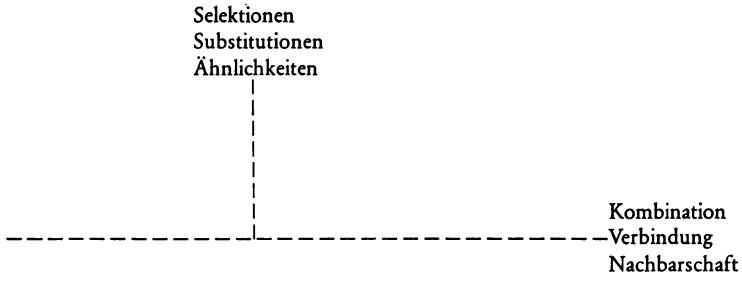
F. de Saussure hatte, Jakobson zufolge, die grundlegende Rolle dieser beiden Operationen entdeckt und dennoch eine der beiden, die Verkettung, privilegiert. Er glaubte noch an den linearen (also eindimensionalen) Charakter des Signifikanten. Dennoch hat er die Kombination durch die aktuelle Anwesenheit von Termini in einer wirklichen Serie mit ihren beobachtbaren Kontrasten korrekt charakterisiert, während die Selektion einen Terminus aus einer virtuellen Liste herausgreift, deren Teile sich durch Opposition gegenseitig ausschließen und die folglich nicht im gleichen Augenblick beobachtbar sind (zum Beispiel in der paradigmatischen Gruppe der Pronomen). Die einen haben einen Nachbarschaftsstatus; die anderen (aus einer Substitutionsgruppe, *in absentia* aufgegriffen, d. h. durch das Gedächtnis) werden untereinander durch Beziehungen der Ähnlichkeit verbunden. Daraus folgt, daß zwei Referenzen dazu dienen, jedes Zeichen einer Nachricht zu interpretieren: die eine in Verbindung zu einem System, d. h. zu einem Kode, die andere in Verbindung zum Kontext (die eine zum Gedächtnis, die andere zur Kohärenz der Rede).

Das verbale Verhalten gebraucht also zwei grundlegende Modi des Arrangierens: die Selektion und die Kombination. »Kind« sei das Thema einer Nachricht. Um zu sagen, was das bedeuten soll, wählt der Sprecher zwischen einer Serie mehr oder weniger äquivalenter Wörter aus: Kind, Baby, Bengel, Lümmel (die von seinem Standpunkt aus ähnlich sind). Dann wählt er einen der semantisch verwandten Begriffe aus, wie: schläft, schlummert, ruht usw. Die gewählten Wörter kombinieren sich miteinander vom Anfang der Redekette an, die dann eine Ortsbestimmung verlangt: »Das Kind schläft in der Wiege . . .«[7]

[6] R. Jakobson, Essais . . ., a.a.O., S. 48.

[7] Ibid., S. 200. Die berühmte Theorie Jakobsons über die Sprachstörungen fußt auf dieser Analyse. Er unterscheidet Ähnlichkeitsstörungen (der Selektion und der Substitution, die Fähigkeit zu kombinieren bleibt erhalten) und Nachbarschaftsstörungen (mit relativer Aufrechterhaltung der Selektions- und Substitutionsoperationen). Da die Psychiatrie außerhalb unseres Bereichs bleibt, erinnern wir andeutungsweise an Chomskys Einwurf: »Passiert tatsächlich soviel im Kopf der Leute, wenn sie spre-

Das Darstellungsschema würde also zwei Achsen besitzen. Aus Konvention haben wir die horizontale Achse den Assoziationen vorbehalten:



Die Redekette kann man nach binären Wahlmöglichkeiten (Entscheidungen) analysieren; aber die Schematisierung, die die Achsen unterscheidet, darf uns nicht vergessen lassen, daß sie nicht zu trennen sind. Jede Selektion hat Eingang in die Kombination; die Kombination gruppiert nur ausgewählte Elemente. Die beste Kombination – die ökonomischste, diejenige, die mit den geringsten Kosten an Zeit und Mühe die Virtualitäten aktualisiert – entnimmt ihre Elemente aus einem System von genau bezeichneten Oppositionen. Das ist das »Optimum an Kode«. Die Trennung beider Aktivitäten ist ein Zeichen der Störung. Jede ist ständiger »Spiegel« der anderen.[8] Wenn das Prinzip, das die Selektionen beherrscht, in die Kombination überwechselt, gibt es Jakobson zufolge ein Übergewicht einer der Sprachfunktionen: der poetischen Funktion.[9] Die Selektion verschwindet nicht, sie projiziert sich in die Kombination. »Die poetische Funktion projiziert das Äquivalenz-Prinzip der Selektionsachse auf die Kombinationsachse.« Daher die Wichtigkeit der Regeln der Prosodie, der Metrik im Vers, die diese Projektion spezifizieren. Die Metasprache »macht« ebenso »sequentiellen Gebrauch von äquivalenten Einheiten«, als auf entgegengesetzte Weise in bezug zur Poesie. »Die Stute ist das Weib-

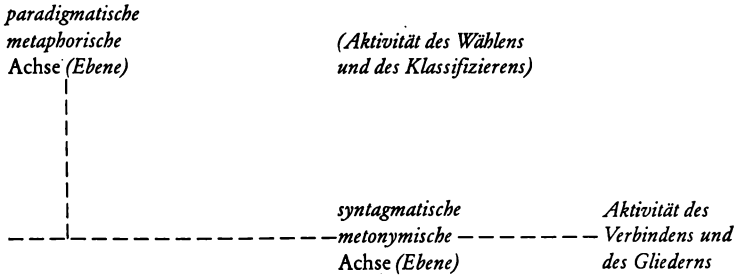
chen?« Worauf man antworten kann, daß die Umgangssprache viele »feste Syntagmen« gebraucht und daß diese Operationen nur zum Vorschein kommen, »wenn man nach Wörtern sucht«. In dem entstehenden und fruchtbaren Durcheinander manifestieren sie sich, indem sie sich voneinander trennen und sich gegenseitig akzentuieren.

[8] Ibid., S. 145, mit einem Zitat von H. Wallon (Les origines de la pensée chez l'enfant), der auf der binären Struktur insistiert.

[9] Vgl. ibid., S. 220.

chen vom Pferd.« Die Metasprache gebraucht die Sequenz, um eine Gleichung aufzustellen, während die Poesie die Gleichung gebraucht, um eine Sequenz aufzustellen.
Die Achse der Selektionen ist die Achse der *Paradigmen*. Die der Kombination ist die Achse der *Syntagmen* (die nicht mit der *Syntax* koinzidieren, sie aber umschließen). Die Paradigmen sind kohärente Mengen von Oppositionen: Systeme (das Beispiel wurde schon genannt: die Pronomen). Das ist nicht alles. Einen geeigneten Terminus aus einer »systematischen« Liste auswählen, in der diese Termini sich unterscheiden und in Opposition zueinander stehen gemäß ihrer Ähnlichkeiten, durch Similarität (Beispiel: Farben, Helligkeitswerte, Weiß und Schwarz, Hell und Dunkel), heißt *metaphorisch* vorgehen: »ein hellblaues Kleid«. Von einem Terminus geht man zum anderen über, indem man die Wörter mit additionellen Bedeutungen versieht. Im Gegensatz dazu geht man *metonymisch* vor, wenn man die Objekte verbindet, die Teil desselben Ganzen sind (Beispiel: Gegenstände, die zum Essen dienen, Messer und Gabel, und die sich in dieser Verbindung unterscheiden: »die Gabel links, das Messer rechts«). Man geht von einem Terminus zum nächsten, indem man ihn als charakteristisch für das Ganze nimmt. Das läuft darauf hinaus, für die Entwicklung einer Rede auf zwei entgegengesetzte »semantische« Linien, zwei entgegengesetzte Pole hinzuweisen: den metaphorischen Prozeß, den metonymischen Prozeß. Gewöhnlich, schreibt Jakobson, sind beide Verfahren ständig am Werk. Eine aufmerksame Beobachtung läßt die Akzentuierung des einen erkennen, die Vorliebe dafür innerhalb einer Rede, unter dem Einfluß von Modellen in der Kultur, einer Persönlichkeit, eines Stils.
Das zweidimensionale Schema präzisiert sich also: »bipolare Struktur« der Sprache, »zwei Konnexionstypen, Simultaneität und Nachbarschaft mit beiden Aspekten, dem positionalen und dem semantischen«, das sind die Formulierungen, mit denen Jakobson seine Theorie zusammenfaßt. Wir haben gesehen, daß zahlreiche Dichotomien aufgetaucht sind, die untereinander komplementär sind und diejenigen ergänzen, die in unserer Liste standen: Klassifizierung und Gliederung – System und Verbindung – Paradigmatik und Syntagmatik – Metaphorik und Metonymie usw. Das Ganze ist zwei großen miteinander verbundenen Prinzipien unterworfen: dem *Äquivalenzprinzip* (das die Kohärenz der Rede reguliert in ihrer Zielrichtung, etwas zu sagen, das noch nicht gesagt worden ist) und das *Immananzprinzip* (Sprache und Metasprache können nicht aus sich selbst hervorkommen, und die Rede

schreitet von Zeichen zu Zeichen fort). Diese binäre Konzeption stellt sich auf dem Papier dar als Dualität: horizontal-vertikal, auf klare und verständliche Weise.



Können sich die paarweisen Unterschiede, die sich in Jakobsons Konstruktion kreuzen, auf andere Paare stützen? Das ist nicht sicher und die größte Vorsicht tut not. Die Information und die Redundanz schließen sich gegenseitig ein und aus, aber die Redundanz definiert sich quantitativ durch das Gegenteil der Information (wenn H die Informationseinheit ist, ist die Redundanz durch $\frac{1}{H}$ meßbar). Andererseits bleibt die Beziehung zwischen Information, Bedeutung und Erkennen problematisch. Was Denotation und Konnotation betrifft, wissen wir bereits, daß ihr Unterschied eine Art Unbestimmtheitsprinzip andeutet: Je präziser die Sprache ist, desto enger denotiert sie sie; je weiter und reicher an Anspielungen, also an Sinn, dasjenige ist, was sie konnotiert, desto weniger rigoros ist sie. Was ist daraus vom Standpunkt der binären Theorie zu schließen? Es scheint nichts zu geben, was sie stützen würde. Bis auf gegenteiligen Nachweis gilt das ebenso für die Oppositionen des Irreversiblen (die gesprochene Sprache [parole]) und des Reversiblen (die Lektüre der Sprache als Objekt, d. h. geschrieben) – des Grammatischen und des Lexikalischen – des Begrifflichen (Semanteme, Lexeme) und des Strukturellen (Morpheme) usw.

Was die wichtige Opposition des *Selten* und des *Häufig* betrifft, führt sie uns zu anderen Überlegungen. Warum ist das Seltene (Wort, Gegenstand usw.) selten? Weil es schwierig zu handhaben, weil es teuer ist (und umgekehrt). Die stufenweise Klassifizierung der Wörter (und Objekte) je nach ihrer Frequenz in einer langen Serie ergibt eine Kurve: die Kurve von Zipf. Man trägt darauf die Frequenzen ein, beginnend mit dem seltensten Wort (d. h. es taucht nur einmal auf:

hippocampéléphantocamelos) bis zu den sehr häufigen Wörtern (und, ja usw.). Diese Kurve stellt zahlreiche Phonemserien dar. Sie steht in Verbindung mit dem allgemeinen Ökonomie-Prinzip, der geringsten Anstrengung, der geringsten Handlung. In ihrem Bereich liegen die Klassifizierungen und Einordnungen (z. B. die Serie der Gegenstände in einem großen Kaufhaus). In dem Fall, mit dem wir uns beschäftigen, derjenige der Sprache und der Wörter, ist es das allgemeingültige Gesetz der Banalität, das Gesetz der Trivialität. Um nicht zuviel physiologische und geistige Energie zu verbrauchen, gebrauchen die Leute möglichst bekannte Wörter und möglichst wenige schwierige Wörter, die sie erklären und definieren müßten. Sie übergehen dabei die Tatsache, daß im gewöhnlichen Gespräch (beim »Schwatzen«, beim Reden) mit der Anstrengung, mit der Spannung sowohl Kommunikation als auch der Sinn verlorengehen. Man geht vom Bekannten zu Bekanntem, von Gemeinplatz zu Gemeinplatz (ohne daß dafür eine Gemeinsamkeit entstünde). Schließlich dreht sich die Unterhaltung, in der Nähe einer unteren Grenze des »Feldes« der Kommunikation durch die Sprache, in sich selbst: Banalität, Tautologie, Redundanz, Pleonasmus, Mühle, Drehkreuz. Dann hält sie inne, in »der Stille da unten«. Am entgegengesetzten Pol, am anderen Ende wird der Austausch zur Überraschung, die man nicht hinnehmen kann, zum Erstaunen vor dem Außergewöhnlichen, dem Einzigartigen: das ist die »Stille da oben«. Das von den Theoretikern untersuchte Feld liegt zwischen den beiden Extremen. Halten wir hier eine bestimmte Verbindung zwischen der Information, der Bedeutung und dem Sinn? Vielleicht.[10]

Man kann sich fragen, ob sich die Bemühung der zeitgenössischen Linguisten nicht um das nicht-banale Gesetz der Banalität dreht.

Die Betrachtungen würden genügen, wenn es nötig wäre zu zeigen, welche enorme »externe« Problematik die der Sprache »internen«

[10] Das Gesetz von Zipf, Gesetz der Banalität, ist äußerst einfach. Die Darstellungs-»Kurve« reduziert sich zu einer Geraden auf dem logarithmischen Papier. Man muß nicht denken, daß dieses Gesetz der Banalität banal ist. Die Beziehung zwischen der Stellung eines Wortes innerhalb der Ordnung der Wörter nach abnehmenden Frequenzen oder seine Frequenz ergibt eine der Thermodynamik »homologe« Theorie. »Die thermodynamischen Systeme, die wir betrachten werden, wären lange Texte von Reden ... Sie sind quantifiziert, hätten eine einzige Dimension – diejenige der Zeit – und wären auf drei Ebenen gegliedert: Buchstaben, Wörter, Sätze.« So beginnt die Darstellung von B. Mandelbrojt (Institut Henri Poincaré, Théorie de la loi de Zipf, séminaire de calcul des probabilités), der dann für den Laien überraschende Begriffe einführt: *Temperatur* einer Rede, (physikalisch-mathematische) *Entropie* usw.

Fragen aufwerfen. Schon die Opposition von »intern« und »extern« scheint Jakobsons »Immanenzprinzip« zu entgehen, nach welchem es sich das Denken auferlegt, innerhalb der Sprache zu bleiben. Gegebenheiten, Gesetze und Theorien, scheinbar außerhalb der Sprache stehend, gehen in sie ein (z. B. die Statistik der Moleküle, die Thermodynamik und die Theorie der Entropie). Sollte das »Immananzprinzip« ein Postulat sein, auf dem sich ein zu weiträumiges Gebäude aufbaut? Man begreift sogleich, daß A. Martinet mit Hilfe von Überlegungen, die er einem bedeutenden Gelehrten verdankte, Jakobsons Übertreibungen verwerfen konnte. »Man muß einsehen, daß der universelle Binarismus der phonologischen Oppositionen lediglich eine geistige Konstruktion ist.«[11] Diese schwerwiegenden Einwände verhindern nicht die Ausweitung des Systems von Jakobson, wie es von Cl. Lévi-Strauss versucht wurde. In dem Maße selbst, in dem das Denken von Cl. Lévi-Strauss konfus bleibt und eher auf seinen Feingeist als auf dem rationalen Geist beruht (nicht ohne sie seltsamerweise zu vermischen), entgeht es dennoch der Kritik einer zu weit vorangetragenen Systematisierung. Cl. Lévi-Strauss stellt sich ebensowenig die Frage nach den Dimensionen als die Frage nach den Ebenen. Wenn er darauf anspielt, so tut er es ziemlich vage. Er widmet sich ihr nicht über Gebühr. So rückt er ständig *eine* Dimension in den Vordergrund, bald die eine, bald die andere. Bald die relevanten Oppositionen, die Selektionen, bald die Kombinationen und Assoziationen. Bald das Paradigmatische, bald das Syntagmatische. Für den Leser von *Le Cru et le Cuit* ist dasjenige, was ihm auffällt, was ihm explikativ erscheint, bald ein *Kode* (jeder Sinn baut seinen Kode auf: Sehen, Geruch, Geschmack . . .) – bald eine *Kombinatorik* (die Mytheme oder Atome der mythischen Bedeutung). Die Beziehungen zwischen diesen Achsen oder Ebenen scheinen für den Autor kein Problem zu sein. Jedenfalls nicht mehr als die Unterscheidung zwischen *Kontrast* und *Opposition*, die so stark betont wird von A. Martinet, einem von wissenschaftlicher Strenge besessenen Linguisten, nicht weniger als R. Jakobson, aber weniger »totalitär«.

[11] Bulletin soc. linguistique de Paris, Heft 2, S. 28.

c) *Dreidimensionalität der Sprache*

Das Problem der Dimensionen erscheint in seiner ganzen Komplexität. Die These von der *doppelten* Artikulation (A. Martinet) scheint nicht vereinbar zu sein mit der der allgemeinen *Binarität* (R. Jakobson). Wichtiger Schluß: die *Ebenen* sind keine *Dimensionen.* B. Mandelbrojt trägt in der Darstellung seiner Theorie nur einer Dimension Rechnung, der Zeit mit *drei* Ebenen: wenn also die Dreigliedrigkeit auftaucht, so geschieht das bis hierhin nicht innerhalb der Dimensionen, sondern innerhalb der *Artikulationsebenen.*[12]
In jedem Fall läßt die Reduktion der Sprache auf eine einzige Dimension (Zeit, Sequenzen und Kombinationen von Signifikanten) *die Bedeutung oder den Sinn verschwinden od*er basiert ausdrücklich *auf der Eliminierung von Sinn und Bedeutung. D*ie Reduktion auf zwei Dimensionen zieht eine Reduktion auf die Eindimensionalität nach sich, in der Sinn und Bedeutung aufgehen zugunsten eines Physikalismus. Die linguistischen Phoneme stellen sich in eine Reihe mit denen der Natur: Kombinationen, Atome, Moleküle, statistische Distribution usw. Das Soziale oder Soziologische, der Gebrauch der Sprache verwischen sich oder verschwinden durch (in unserem Sinn mißbräuchliche) Reduktion. Wir können diese Reduktion nicht hinnehmen, selbst wenn die Linguisten durch eine natürliche Neigung ihres wissenschaftlichen Geistes zu dieser Eliminierung neigen – selbst wenn die Eliminierung in Wirklichkeit nur in der Trivialität des »Geredes« und des täglichen Sprechens vollzogen wird – selbst wenn man am stärksten den »festen Syntagmen« Rechnung tragen muß, ihrer quantitativen Distribution (oder der Verschlechterung der »informationellen Energie«, ebenso wie einer Entropie innerhalb der menschlichen Kommunikationen). Obwohl das Gesetz der Banalität wenig banal ist, genügt es uns nicht. Würden wir dieser Neigung folgen, dann wäre es in entgegengesetzter Richtung. Um ein Wortspiel von Cl. Lévi-Strauss aufzugreifen, werden wir die Wissenschaft vom Menschen, die Anthropologie, nicht auf die Entropo-logie reduzieren, ebensowenig wie die

[12] Die *Buchstaben* haben einen atomistischen Charakter; die *Wörter* sind Folgen von Buchstaben, mit molekularem Charakter. Die *Sätze* sind makroskopische Gegenstände. Eine Quantität C, die an jeden Buchstaben angehängt ist, spielt die Rolle der Energie; es ist ein Kostenpunkt (eine Zeit, die Hypothese wird durch das Tachytoskop, das die Empfangsdauer der Wörter mißt, bestätigt). Die Buchstaben sind voneinander unabhängig (Hypothese der *idealen Gase).* Die »Syntax« von Bose-Einstein setzt voraus, daß die Permutation der Wörter den Satz nicht verändert. Die Syntax von Maxwell-Boltzmann verwirft diese Behauptung, die von Fermi-Divac modifiziert sie (Mandelbrojt, op. cit., S. 5).

Soziologie auf eine Soziologik. Weshalb? Weil wir jetzt schon im Leben der Gesellschaft und in der lebenden Sprache eine Bewegung zu erkennen glauben, die nicht auf die Kombinatorik zu reduzieren ist. Weil die Reduktionen dazu zwingen, das zu restituieren (durch das Setzen), was beiseite geschoben wurde. Wir wissen, daß das die einzige wissenschaftliche Methode ist. Wenn man der Bedeutung und dem Sinn Rechnung trägt, stellt man in einer wachsenden Komplexität von Bedeutungen die Schaffung von Sinn fest. Die Theorie der Formen enthüllt eine Vielfalt der Formen und nicht eine einzige, exklusive, wesentliche Form. Andere bereits gefundene Gründe werden in der Folge noch klarer hervorkommen.

Die von R. Jakobson genannte Zweigliedrigkeit verdeckt die Dreigliedrigkeit. Wir wollen die Sprache als psychologisches Faktum betrachten. Da gibt es schon drei Begriffe: ich, ich selbst, der andere. Wir betrachten sie als interpsychologisches Faktum. Da gibt es den, der spricht, den, der zuhört, und dasjenige, von dem gesprochen wird. Wir betrachten sie als Institution. Die menschliche Rede (langage), oder wenn man es lieber will, die Sprache (langue) ist nun der dritte Begriff zwischen dem (oder denen), der spricht (sprechen) und dem (oder denen) der (die) zuhört (zuhören). Was die Dichotomie von Signifikant und Signifikat betrifft, verweist sie sogleich auf den *Wert*. Als wir diese Beziehung schematisiert haben, haben wir selbst sie in einer binären Form dargestellt: primäre und sekundäre Beziehung. Diese Darstellung verdeckte provisorisch, um sie später besser erklären zu können, die Dreigliedrigkeit: Bedeutung-Wert-Sinn. Wir behaupten deswegen nicht, der Sinn liefere die (Hegelsche) Synthese von Bedeutung und Wert. Im Gegenteil. Wir wünschen es, die Analyse der Sprache aus diesen erstarrten Kategorien zu befreien. Wir wollen einfach sagen, daß der Sinn etwas zur Bedeutung hinzufügt, und daß eine sehr präzise (buchstäbliche) Bedeutung mit einem armen Sinn einhergeht, während ein reicher Sinn mit unpräzisen Bedeutungen einhergehen kann. Der Sinn *entsteht* erst auf der Ebene der *Sätze,* wo die »sekundäre Beziehung« voll zum Zuge kommt. Das bildet die dritte Ebene der Artikulation, in die der Gebrauchswert der signifikanten Einheiten Eingang findet.

Kann der Sinn nicht so das Sinnliche, d. h. das Einzigartige und Individuelle wiederfinden? Das Einzigartige, das Individuelle haben Namen. »Jenes Mädchen mit Namen Sylvia, ihre Augen mit dem Blau des Immergrüns.« Bei dem Individuellen und dem Einzigartigen sticht die Willkürlichkeit des Zeichens und seiner formalen Kombinationen in die

Augen. Und dennoch fügen sich das Individuelle und der Sinn zusammen. Wie entsteht diese Einheit? Der Sinn muß die Denotationen überdeterminieren, indem er sich der »Konnotationen« bedient, zugunsten eines Loslösens von Signifikant und Signifikat. Dieses Loslösen schwächt momentan die Denotationen. Es verhindert, daß sich etwas auf sie fixiert. Es erlaubt, sie mit »Werten« und Sinn anzureichern. Der Eigenname stellt ein Problem für die Logiker dar. Ist er für die Soziologen nicht eher eine Wegmarkierung? Eine Verbindungsstelle der (formalen) Bedeutungen und des Sinnlichen im Sinn?

Die Verbindung von Sinn und Sinnlichem ist unentbehrlich, damit der vom Wahrgenommenen losgelöste verbale Sinn nicht unbestimmt umhertreibt und sich verliert, und sie scheint unentbehrlich dafür zu sein, daß umgekehrt das Sinnliche (das Wahrgenommene) einen Sinn erhält. Die Musik gibt uns ein ausgezeichnetes Beispiel zur Hand für diese sinnlichen »Felder«, die außerhalb der gesprochenen Sprache liegen und einen Sinn besitzen. Die Analyse des Feldes der Musik wurde nach unserer Meinung durch die Verwirrung zwischen *Sinn* und *Bedeutung* gestört. Ein Musikwerk hat einen Sinn und keine Bedeutung. Man kann es als »traurig« oder »fröhlich« bezeichnen. Es evoziert die Spannung der Anstrengung, der heroischen Tat, oder die Entspannung des Glücks oder des Todes. Man kann es mit Worten kommentieren. Gleichwohl verraten es die Wörter. Sein Sinn ist immer unvergleichlich viel reicher. Dennoch ist dieses Werk einzig, individuell ebensosehr als Werk eines Komponisten wie durch die Aufführung und das Zuhören (die »Ereignisse« bleiben, trotz der Reproduktion und Wiederholung durch Schallplatte). Man kann sagen, daß das Musikwerk durch einen verbalen Kommentar eine präzise Bedeutung erhält. Aber die Rede ist »etwas anderes« als Musik. Die verbale Transkription des musikalischen Sinns kann immer versucht, neu begonnen werden. Sie erreicht diesen Sinn; aber wenn sie sich für vollständig angibt, geht sie daran vorbei; sie schöpft das Werk nicht aus. Kann man sagen, das Werk »bedeute« nur sich selbst? Unsrer Meinung nach nicht. Der Sinn ist menschlich, selbst wenn er das Menschliche transzendieren will. Sinn gibt es. Mit der Musik treten wir nicht in den Bereich des Trans-Semantischen (oder des Trans-Semiologischen) ein, selbst wenn wir in das Trans-Linguistische eintreten.

Die Felder, die außerhalb der linguistischen Felder liegen, verraten so die Verklammerung des Sinns mit dem Sinnlichen. Wir erläutern so nicht ihre Entstehung und ihre Eigenschaften. Wir versichern lediglich, daß eine solche Erläuterung möglich sein muß.

Der Sinn, Horizont der Bedeutungen, der sie, nicht ohne sie zu stören, überdeterminiert, Körper geworden in der Zusammenfügung der Sätze (dritte Ebene der Artikulation) kann mit dem Sinnlichen fusionieren, ohne sich zu verlieren. Die Verklammerung des Sinns mit dem Sinnlichen kann stark oder schwach sein, sich verstärken oder sich abschwächen. Sie muß in der gesprochenen Expression erneuert werden. Oft genügt sie sich selbst, wenn sie stark ist. Eine Landschaft, ein Monument, ein Haus, ein Möbelstück – diese Landschaft, dieses Haus, dieses Monument, dieses Möbelstück – üben ihre Anziehungskraft aus und lassen sich adoptieren oder zärtlich lieben, ohne auf die Wörter angewiesen zu sein. Aber sie rufen Sprechen und Reden hervor. Die affektive Bewertung fügt sich an die semantischen »Werte« an, die im Sinn eingeschlossen sind. Den Sinn begreift man ohne Rekurs auf das Wort. Dennoch kann er mehr oder weniger gut gesagt werden. Er kann sogar mit Rhetorik überladen sein.

Manchmal ist die Verklammerung schlecht vollzogen. Beide Felder – das Sinnliche, das Verbale – oszillieren von einem zum anderen. Man appelliert an die Wörter, um einen Sinn auszudrücken, der sich in Bedeutungen auflöst. Von den schlecht vereinigten Feldern bleibt das eine außerhalb der anderen; der Sinn und sogar die »Werte«, die mit den Bedeutungen verbunden sind, verlieren sich. Unserer Meinung nach geschieht das oft (nicht immer) bei den Bildern. Die Verschlechterung des Sinns durch die sinnlich wahrnehmbaren Bilder koinzidiert nicht mit der der Sprache. Sie ist nicht das Ergebnis eines Konfliktes zwischen den Feldern, sondern einer Schwäche (Lösung) und einer fehlenden Artikulation. Der Konflikt würde eher die »sekundäre« Beziehung zwischen den Bildern und den Wörtern verstärken, d. h. würde sie intensivieren.

Die Entstehung des Sinns ist komplex. Wie wird Sinn produziert und durch wen und wodurch? Entsteht er in den Wörtern oder im Sinnlichen, oder in ihrer Beziehung? Wie kommt es dazu, daß er das Sinnliche (das Wahrnehmbare) besetzt, in der Art, daß er jenes extra-linguistische Feld konstituiert. Diese sukzessiven oder simultanen Aktivitäten laufen nicht im Innern der Sprache ab, sondern innerhalb der Beziehung zwischen der Sprache und der Gesellschaft, zwischen der sprachlichen Form und den anderen Formen der praktischen Aktivität (die *Inhalte* spielen ebenfalls eine Rolle).

Der Sinn wird in den Wörtern und den Wortverbindungen einerseits und in und durch Werke (sinnlich wahrnehmbare Werke wie die Monumente – verbale wie literarische Werke) freigelegt und formuliert.

Was geschieht im Verlauf dieses Entstehens und des Besitzergreifens, das daraus folgt? Besonders dies: *Das, was keine Bedeutung besitzt, lädt sich auf mit einem Sinn.* Vor der Mitte des 19. Jahrhunderts, vor dem Werk von Marx, besaßen die menschliche Armut und die Armut des Proletariats nur einen Sinn für die christliche Nächstenliebe und für die Utopisten. Danach nahmen sie einen historischen und einen politischen Sinn an. Das war nur durch die große Bewegung (des Sozialismus) möglich, die das marxistische Denken in die Tat umsetzte. Das, was die Prüfung, die Erbsünde, das Tränental symbolisierten, hatte für den Philosophen, den Staatsmann, den Schriftsteller keinen Sinn. Bis zu Marx. Vor Freud hatte das Sexuelle höchstens einen theologischen Sinn; es forderte die Repression heraus – oder die Revolte. Es »drückte sich aus« in spontanen oder überlegten Symbolen und besaß dennoch für den Philosophen, für den Psychologen, für den Soziologen keine Bedeutung. Freud brachte die Sexualität in die Sprache und auf den Begriff (nicht ohne Fehler und Übertreibungen). Diese theoretische Arbeit stieß auf eine praktische »Basis« in der großen Bewegung der Frauenemanzipation, die bald mit der revolutionären Bewegung verbunden, bald davon unterschieden war, Relais oder Ersatz der Umwandlung des Lebens. Die »Kolonial«-Völker und die Dritte Welt betreffend, könnten wir eine analoge Bewegung aufzeigen.

Revolutionäre Bewegungen und die Perioden der Transformation schaffen Sinn (oder Sinne). Die anderen Perioden beuten den produzierten Sinn aus oder entwerten ihn. Dennoch können der Glanz der Bewegungen und der revolutionären Werke nicht die langwierige, tägliche Anstrengung mit ihrem Gegenteil, der schwerfälligen täglichen Trivialität ins Dunkel verweisen.

Die Suche nach dem Sinn erlaubt uns, den Übergang von der Nicht-Bedeutung zum Sinn – und den Sturz dessen, was Sinn besaß, in die Nicht-Bedeutung zu betonen. Im Verlauf dieses diachronischen und konflikthaften (folglich *dialektischen*) Prozesses wird bedeutungstragenden Einheiten mit ihren Signifikaten (»die Wörter«) ein neuer Sinn zugeordnet, oder sie verlieren den Sinn, in den sie integriert waren. Das schließt in keiner Weise die Einführung oder die Erfindung neuer Wörter aus. Das Sich-Loslösen von Signifikant und Signifikat ist auf dieser Artikulationsebene notwendig, damit ein Sinn Eingang findet (oder entwertet wird). Die Einführung des Sinns bewirkt eine neue Verklammerung. Weder die »Konnotation« noch die Redefiguren reichen aus, um diesen Prozessen Rechnung zu tragen, obschon sie annähernde Untersuchungen ermöglichen. Der durch die Praxis erschaffene

Sinn, der in den Werken verkörpert ist und die »Felder« besetzt hält (deren vollkommenes, aber entferntes Modell, da es den größten Teil seines »Sinns« verloren hat, in den Wappen und der mittelalterlichen Heraldik liegt), geht mehr oder weniger in das Signifikat ein. Das scheint auf den formal und sprachlich unerschöpflichen Charakter des Sinns hinzuweisen. Vielleicht gelingt es nur der Geschichte, ihn auszuschöpfen. Die Bedeutungen bemühen sich vergeblich, den Sinn zu erreichen, sie erschöpfend zu formulieren. Der zugleich den Bedeutungen und Werten immanente und sie »transzendierende« Sinn gibt ihnen eine Richtung.[13] Wenn es anders wäre, würden sich die Signifikanten nie von den Signifikaten loslösen und die Sprache würde sich fixieren oder würde wohl ständig losgelöst umhertreiben. Wenn es anders wäre, würden sich Kultur und Natur, das Verbale (abstrakt, formal) und das Sinnliche voneinander trennen ohne mögliche Einheit und sogar ohne Kampf. Wir haben also drei Termini vor uns: das Nicht-Bedeutende, die Bedeutung, den Sinn.

Die Dreigliedrigkeit, die die eindimensionale und die zweidimensionale These durch Reduktion eliminierten, strömt von allen Seiten zurück. Wir hatten schon drei Stufen, drei Ebenen der Artikulation vor uns: die nicht-bedeutungstragenden Zeichen – die Signifikanten mit ihren Signifikaten – die großen bedeutungstragenden Einheiten (Sätze und Satzgruppen). Diese letzte Stufe hängt nicht ab von begrenzten Inventaren, obgleich sie Segmentierungen, Gliederungen nach thematischen Einheiten ermöglicht. Sie kann nicht abgeschlossen werden und manifestiert diese Unmöglichkeit. Diese Artikulationsstufen koinzidieren nicht mit den Dimensionen. Die Sprachanalyse (Gliederung, Segmentierung) nach den Stufen unterscheidet sich von der Analyse nach Dimensionen. Sollten sie keine Beziehung zueinander haben? Eine völlige Exteriorität der Analysen, die dieselben Mengen von Phänomenen betreffen, würde überraschen. Zweifellos konvergieren die Analyse nach Stufen und die Analyse nach Dimensionen auf der Ebene des Sinns.

[13] Diese Interpretation des Sinns kann derjenigen, die von J. Berque (Dépossession du monde, Paris 1964) dargelegt wird, angenähert werden. Die Konvergenz der gegen die mißbräuchlichen Reduktionsmethoden gerichteten Kritik rechtfertigt diese Annäherung. In jedem Fall wollten wir von strengen linguistischen Untersuchungen ausgehen. J. Berque nennt bewußt »expressiv« das, was wir weiterhin »bedeutungstragend« nennen, und nennt »Bedeutung« das, was wir »Sinn« nennen. – Die Arbeiten von B. Mandelbrojt zeigen, daß eine Nachricht, wo es Leerstellen gibt (Lücken, Intervalle, Stops), nicht völlig dechiffriert werden kann. Gesprochene und geschriebene Nachrichten, die menschliche Sprache, sind also unausschöpfbar. Die mathematische Forschung bestätigt diese Behauptung. Gegenteil: Es gibt keine totale, vollkommen kohärente Rede.

Die Betrachtung, die völlige und vollkommene Wiederherstellung des Sinns zwingen uns dazu, drei Stufen und zweifellos ebenso drei Dimensionen zu unterscheiden. Wir haben schon drei »Angriffsarten« der Analyse des sprachlichen Faktums: die Analyse nach Ebenen, die Analyse nach Dimensionen, die im eigentlichen Sinn mathematische Analyse – die Untersuchung der Verteilung und der Distribution. Ebenso gerechtfertigt wie die anderen, geht diese Analyse ebenfalls durch Reduktion vor und macht unserer Meinung nach jenes Unreduzierbare evident: den Sinn. *Die Sprache hängt ab von verschiedenen Analysen, von denen jede sie unterschiedlich von ihrem Standpunkt aus angeht, die unterschiedlich gliedern und unterschiedlich ihre Elemente klassifizieren, aber von denen keine sich als erschöpfend bezeichnen kann.*

Einige Leser werden einwenden: »Sie behaupten, sich von den hegelschen Kategorien zu befreien: These, Antithese, Synthese – oder von den Kategorien einer erstarrten Dialektik: Behauptung, Negation, Negation der Negation. Aber Sie zeigen wie Hegel und die Dialektiker, die ihm folgten, eine Manie der Zahl drei. Von wem haben Sie diesen Fetischismus? Von den Ariern, die Georges Dumézil mit seinem Strukturalismus erforscht hat? Von den Römern und den Griechen? Oder von der christlichen Tradition? Sehr zu unrecht glauben Sie die Philosophie und die Theologie zu überwinden!«

Auf diese Einwände werden wir antworten, daß die Zahl *eins* und die Zahl *zwei* ihre Bedeutung bewahren. Was haben wir festgestellt? Jede Determination *verdoppelt* sich in der Analyse. Wir haben der *Einzigartigkeit* Rechnung getragen: dem Individuellen, der sinnlichen Qualität. Wir werden auch sehen, daß es isolierte Symbole gibt. Was die drei Ebenen oder die drei Dimensionen betrifft, könnte man ebensogut sagen, in der folgenden Äußerung gäbe es einen Fetischismus der Zahl drei: »Wir leben und handeln in einem dreidimensionalen Raum.« Wenn die Zeit in manchen Kalkülen als vierte Dimension hinzukommt, wenn der Raum anders als dreidimensional betrachtet werden muß, geschieht das auf einer anderen Ebene. Nichts erlaubt uns, in eine vierte Dimension zu treten, wenn wir keinen Science-fiction Roman schreiben, noch Zeit und Raum in einem »raum-zeitlichen« Bereich zu vermengen. Für uns alle stellt die Verbindung von räumlichen Dimensionen mit zeitlichen Dimensionen ein Problem dar; die Beziehung zwischen der sprachlichen Zeitlichkeit als solcher (das Verfließen der Zeit) und dem Sprechakt[14] ist ebenfalls problematisch. Das Einbringen der

[14] Vgl. E. Benveniste, in: Diogène, S. 12, der drei Artikulationen unterscheidet.

Zeitlichkeit in die Räumlichkeit deckt eine ständige, aber noch dunkle Beziehung auf; es ist das Thema von Untersuchungen und Meditationen, das z. B. in der Musik und in der Schrift spürbar wird, das noch schlecht dargestellt ist, obwohl es sehr gegenwärtig ist. Denn wir beherrschen die Welt ein wenig durch den und in dem Raum, aber wir beherrschen kaum die Zeit. Die Sprache als Schatz und als Depot verspricht uns diese Herrschaft; sie läßt sie uns erhoffen – in der Erzählung, in der rekurrenten Erforschung der Vergangenheit, in der Poesie (besser als die Bildenden Künste, die eher das Ephemäre erfassen), dann enttäuscht sie uns. Nur im Imaginären, in der Science-fiction beherrscht der Mensch die Zeit. Einige große, noch gegenwärtige Symbole, die nicht weggeräumt werden können, sagen im Gegenteil, daß das Werden irreversibel, das Altern unausweichlich, die Tragik der Zerstörung im historischen Werden ist. Sollte das eine Folge der philosophischen Reflexion sein? Ja und nein. Es ist eher der Ausdruck der gegenwärtigen Grenzen der Praxis, der Gewalt über die Natur und der Aneignung: der Grenzen des beherrschten Sektors, der Fragen, die daraus entstehen. Keine Beziehung mit der spekulativen und systematischen Philosophie, es sei denn die des Überschreitens.
Diese Diskussion hat uns von unserem Thema abgebracht. Wir haben die dritte Dimension der Sprache nicht deutlich gezeigt. Wir haben nicht ihre Existenz bewiesen. Wir haben sie nicht explizit bezeichnet (genannt). Wir haben keinen Schluß gezogen, es sei denn, daß wir die Wahrscheinlichkeit festgestellt haben, daß sie in einen analytischen Prozeß eingebaut ist, der immer »etwas« beiseite läßt: Inhalt, innere Bewegung, äußere Beziehungen. Um weiter vorzudringen, müssen wir die Analyse des Sinns und die Strukturen des Sinns verfolgen.

Über die Leerstelle und den Satz

Wir sind dabei, zwei Begriffe auszuarbeiten, die die Linguisten anscheinend vernachlässigt haben. Weshalb? Wegen ihres Positivismus, ihrer darin eingeschlossenen Verachtung für das »Negative«. Was sind diese solidarischen Begriffe? Die *Leerstelle* (blanc) und der *Satz*.
Die »Leerstelle«? Die visuelle, durch die Schrift gestützte Metapher verweist auf eine Abstraktion, auf ein »Objekt«, das verwirrt, da es zugleich abstrakt und unmittelbar mit den Sinnen wahrnehmbar, virtuell und gegenwärtig ist. Eine Leerstelle ist eine Leere. Ein »Nichts«, das etwas »ist«, in der Art der Null als der ersten Zahl, die der Folge (Menge) der Aufzählung inhärent ist. Die »Leerstelle« hat eine phy-

siologische Basis: den Stop, die Pause, die es ermöglicht, Atem zu schöpfen, und die die Rede, das Warten rhythmisiert. Und das Schweigen. Wenn wir sprechen, hören wir die Leerstelle zwischen den Wörtern, ohne sie zu sehen; wir hören demjenigen zu, der die Sätze und die Satzteile beendet. Wir sehen all diese Leerstellen auf dem Blatt Papier. Da ist eine »Leerstelle«, wenn es einen Schnitt, einen Bruch im Ton gibt, wenn die Rede »suspendiert« ist. Kann es keine »Super-Leerstellen« geben (dem »Super-Zeichen« analoge Formulierung)? Eloquenz, Dramatisierung, Rhetorik führen in die Rede »Super-Leerstellen« ein. Auf einer Druckseite, zum Beispiel auf einer Reklameseite, spricht eine weiße (oder farbige) Seite. Sie hat ihre Eloquenz. Diejenigen, die das Layout machen, verstehen es, die Leerstellen und Super-Leerstellen zu gebrauchen, um Bild und Text hervorzuheben.

Keine Artikulation ohne Leerstelle. Die Leerstelle zwischen den Buchstaben spielt eine implizite Rolle. Sie trennt die relevanten Eigenschaften der Phoneme voneinander. Sie ist zwischen den Wörtern (Monemen) unentbehrlich. Ihre Rolle wird deutlich. Ihr Fehlen, das es den morphologischen Elementen (Morphemen) erlaubt, sich den bedeutungstragenden Einheiten (Lexemen) anzuschließen, ist nicht weniger wichtig, als ihr Vorhandensein. Die Leerstellen haben eine Funktion zwischen den Sätzen und auch, um das »Sich-Loslösen« zu kennzeichnen. Wenn sich der Signifikant vom Signifikat loslöst, wenn die sekundäre Beziehung (Wert) die primäre Beziehung (Bedeutung) vervollständigt, wird eine unsichtbare »Leerstelle« eingeführt, die man »marginal« nennen könnte. Eine Veränderung in der Stimme oder einfach eine Lücke, die in der Verkettung erfaßt wird, weist darauf hin.

Die Leerstellen besitzen ihre eigenen Kennzeichen: die Satzzeichen. Durch die Satzzeichen werden sie spezifiziert, werden ihnen relevante Eigenschaften zugeordnet. Komma, Strichpunkt, Punkt, Gedankenstrich, Auslassungszeichen, Ausrufezeichen »werten« und qualifizieren die verschiedenen Leerstellen, geben auf dem Papier den Sprechpausen, den Sinnsprüngen, der »Reflexität« der Rede ebenso wie ihrer Expressivität eine Form. In den Leerstellen finden sich Rede (parole) und Sprache (langue) im Sprechakt wahrnehmbar zusammen. Es gibt nichtmarkierte Leerstellen: zwischen den Buchstaben und den Wörtern, zwischen den in der Rede behandelten Themen. Was die »Super-Leerstellen« betrifft, so akzentuieren sie die Diskontinuitäten. Spielen sie nicht eine entscheidende Rolle in einer literarischen Schrift oder in einer Poesie, die die spontanen Leerstellen auslöscht und an ihre Stelle intentionale Diskontinuität setzt? Seit Apollinaire enthält die moderne Poesie

diese Brüche im Ton, in der Sequenz, in der Verkettung, auf die diese suggerierten und suggestiven »Super-Leerstellen« hinweisen. Die Stimme unterstreicht sie und weist auf sie hin, wenn die Lektüre das Sprechen wiederfindet. Es scheint so, daß sich dem Mißbrauch der Super-Leerstellen (in der Poesie und in jener trivialen und ganz besonderen Poesie, die heute die Reklame ist) eine Schrift (écriture) widersetzt, die versucht, sie zu verurteilen.[15]

Der mathematische Kalkül enthält keine anderen Leerstellen als sein Ende oder der Neubeginn mit neuen Größen. Zwischen zwei Gleichungen, von denen die zweite aus einer Transformation der ersten hervorgeht, ist die Leerstelle fiktiv. Ein Kalkül, als Nachricht betrachtet, ist vollkommen dechiffrierbar oder will sich so. In ihm gibt es keine Diskontinuität, keine Artikulationsebenen, nur eine einzige Dimension: die Verkettung. Alles ist gleich bedeutsam. Er enthält keine nichtbedeutungstragende Zeichen: a und b (Konstanten), x und y (Variable) sind definiert. Sind Gleichungen den Sätzen analog? Nein. Der Kalkül versucht, die Leerstellen zu unterdrücken; das könnte im Grenzfall erreicht werden in dem Kalkül, der den ganzen Kosmos umfassen würde. Davon träumt der Mathematiker. Er setzt an die Stelle der synkopierten Sprache eine formale Kontinuität. Er ersetzt unsere diskontinuierliche »Welt« mit ihren Lücken und ihren Leeren, die wir im »wirklichen« Leben so gut wie möglich ausfüllen, besonders, indem wir etwas Neues dort konstruieren, indem wir einen Sinn dort einführen, durch eine Kette. Kein Drama, weniger noch Tragik, kein Ende und kein Tod in der mathematischen Rede. Selbst wenn sie der wissenschaftlichen Ideologie und den Träumereien der Science-Fiction als Ausgangspunkt dient.

Die Sprache als vollständig dechiffrierbar betrachten, heißt den Sinn eliminieren und ihn auf die Bedeutungen reduzieren, d. h. auf eine Kombinatorik von Zeichen. Das heißt also die Leerstellen und Super-Leerstellen virtuell eliminieren. Umgekehrt heißt die Sprache auf eine Kombinatorik reduzieren, sie rein mathematisch betrachten und nicht als ein soziales und menschliches Faktum, indem durch Reduktion bestimmte Eigenschaften übergangen werden, besonders die Unerschöpflichkeit des Sinns, die Unmöglichkeit, die mit dem Sprechen und der

[15] Bezeichnet nicht R. Barthes das mit dem Begriff der *Schrift* (écriture)? Vgl. R. Barthes, Le Degré zéro de l'écriture, Paris 1953; deutsch: Am Nullpunkt der Literatur, Hamburg 1959. Die neuere Literatur bietet zahlreiche Beispiele für eine kontinuierliche Schrift ohne Leerstellen und Super-Leerstellen. Das konstituiert unserer Meinung nach den Versuch einer vollkommen dechiffrierbaren – und unmöglichen – Sprache.

Handlung verbundene Sprache zu dechiffrieren. Das heißt, zusammen mit den Leerstellen die Multi-Dimensionalität, die wir zu definieren versuchen, zu unterdrücken. Das Paradox der Leerstellen liegt darin, daß sie zählbar sind, und gleichzeitig machen sie es den Zahlen unmöglich, das Sprechen und die Rede auszuschöpfen. Eine Nachricht, die aus einer Kombinatorik von Zeichen (Atomen) resultiert, kann vollkommen dechiffriert werden. Eine Nachricht, in der Leerstellen, »Stops«, Lücken eine Rolle spielen, ist unvergleichlich viel schwieriger zu dechiffrieren und kann nicht ausgeschöpft werden. Die Dekodierung oder Dechiffrierung wird niemals beendet sein. Die spürbar oder nicht spürbar spezifizierten Leerstellen hindern den Sinn daran, erschöpfend erfaßt zu werden. Denn es geschieht etwas in den Leerstellen: der Sinn tritt auf. Nichts weniger und nichts mehr.

Betrachten wir den *Satz*. Er kann nicht ohne Leerstelle begriffen werden. Er rollt ab zwischen zwei Leerstellen. Er zerschneidet die Sprechkette und akzentuiert gleichzeitig die Verkettung. Er ist eine große bedeutungstragende Einheit, ein »Superzeichen«. Die tatsächliche Rede besteht aus Sätzen. Die Themen sammeln die Sätze, und die Sätze segmentieren die Themen. Zweifellos kann man die Sätze nach ihrer morphologischen Struktur einordnen. Das liegt nicht in unserer Absicht. Es genügt uns zu zeigen, daß der Satz eine dritte Stufe oder Ebene konstituiert, die auf einen neuen Horizont hin geöffnet ist: den Sinn. Auf dieser Ebene erscheinen Konfigurationen, Konstellationen, die einflußreich, obgleich unerreichbar, oft schädlich und dennoch wahrnehmbar sind: die Strukturen des Sinns.

Die Linguisten der »klassischen« Schule, vor der strukturalistischen Linguistik, hatten den Satz nicht vernachlässigt. Im Gegenteil. Sie gingen davon aus. Sie betrachteten ihn als ein Element der Sprache. Folglich analysierten sie ihn nicht. Sie verwechselten *Bedeutung* und *Sinn*. Sie führten Begriffe ein, die schlecht erklärt waren und den Weg versperrten. Zum Beispiel der Begriff des Ein-Wort-Satzes. Für A. Meillet war das Wort schon ein Satz mit einem Terminus: »Mama!« ... »Peter?«[16]

Man sieht daran, welchen Schritt vorwärts die strukturalistische Linguistik dadurch gemacht hat, daß sie das Zeichen (die Beziehung Signifikant-Signifikat) analysiert hat. Aber sie scheint von dem Zeichen fasziniert gewesen zu sein. Sie führt den Satz wieder ein, aber vorsichtig, langsam. Und eher als Kombinatorik von *Zeichen* (oder bedeu-

[16] Vgl. Linguistique historique et linguistique générale, besonders den Anfang des 2. Bandes.

tungstragenden Einheiten) denn als Sinn und Sinnträger.[17] Kann man von ihr übrigens nicht sagen, daß das Wort ihr die Sprache verdeckt, d. h. das menschliche Faktum? Man könnte sagen, daß auf dieser Ebene die Linguisten befürchten, überfordert zu werden und in die »Translinguistik« zu geraten.

Der Satz und die Aneinanderreihung von Sätzen sind für uns, d. h. für die soziologische Untersuchung, die Öffnung zu/nach dem Sinn, die dabei Bedeutungen und Werte mit sich führen. Der Satz ist nur vollständig, wenn er sich mit Bedeutungen und Werten in einer großen bedeutungstragenden Einheit verbindet, die über den vorfabrizierten Verbindungen (Syntagmen) steht, die er verwendet. Es ist die Sinneinheit.

In der Tat übt der Sinn auf dieser Ebene seinen Einfluß (oder seinen Druck) aus. Er gibt den Sätzen, ihrer Reihenfolge, ihrer Verkettung eine Richtung. Er dringt ein und drängt sich auf; er konstituiert und instituiert sich. Wir beobachten im Hinblick auf den Sinn die doppelte Bewegung von *Virtualisierung* und *Aktualisierung*, die die Linguisten in der Sprachkette evident werden ließen. Die Bewegung des Sprechaktes vollzieht sich, indem das Feld des Möglichen erkundet wird. Am äußersten Punkt angelangt, wird der Sinn skizziert, antizipiert; er wird flüchtig gesehen. Am entgegengesetzten Pol wird der Sinn aktualisiert; er fügt sich ein in die Bedeutungen und die Werte.

So stellen wir wieder das Globale, das Synthetische her (ohne daß es eine im voraus festgelegte, vorgefertigte These gäbe; es gibt im Gegenteil eine sich bewegende Totalität, die jederzeit Halt machen und sich in Bedeutungen fixieren oder zu einem weitergefaßten Sinn über sich hinausgehen kann). Kommen wir auf diese Weise ganz einfach dahin, die Themen, die Inhalte in ihre Bedeutung zu reintegrieren? Finden wir die traditionellen Methoden der Textinterpretation, in der die Themensuche der grammatischen und logischen Analyse folgt? Werden wir die ungeschickt erneuerten klassischen Entitäten treffen: Genie der Sprache, Genie des Volkes?

Es scheint nicht so. Eine nach einer Analyse aufgegriffene und sozusagen nach einer methodisch durchgeführten Reduktion wiedereroberte Totalität stellt sich anders dar als eine synthetische Realität, die ohne diese vorbereitenden Schritte konfus begriffen wird. Der Eingriff von analytisch erarbeiteten Begriffen kann die Verfahren nicht verändern.

[17] Vgl. die mehrmals zitierte Sondernummer von Diogène, besonders die Beiträge von E. Benveniste, S. 12, und von A. Martinet, S. 53.

Segmentierungen, Gliederungen werden anders als in den klassischen Analysetypen vonstatten gehen.
Es bleibt nicht aus, daß sich hier eine Frage stellt. Haben wir nicht den Bereich der Linguistik, der Semantik, der Semiologie verlassen, dadurch daß wir den Sinn definiert, die Totalität wiedergefunden haben? Geraten wir nicht in die »Translinguistik«, indem wir andere Methoden aufgreifen?
Unserer Meinung nach nicht. Damit diese Einwände eine Tragweite gewinnen, müßte unser Verfahren uns außerhalb der Signifikation tragen, auf die Ebene des alleinigen *Signifikats*. Sogleich würde eine Linguistik des Sprechens, die schwer zu definieren wäre, von der Linguistik der Sprache getrennt, von selbst ihre Rechte verlieren. Wir wären gezwungen, das Signifikat mit einer historischen Methode oder mit extralinguistischen Techniken (z. B. der Stilistik) zu erkunden. Die sprachliche *Form* als solche wäre transzendiert. »Im Rahmen der Sprachwissenschaft ist also jede *›Bedeutung‹* in irgendeiner Weise in der Form der lautlichen Nachricht impliziert; *jedem Bedeutungsunterschied entspricht notwendig ein Unterschied der Form an irgendeiner Stelle der Nachricht*«, erklärt zu Recht A. Martinet.[18]
Auf der Ebene der Sätze und des Sinns stellen wir aber formale Anforderungen fest. Es gibt eine Ordnung der (gesprochenen oder geschriebenen) Rede, die sich weder auf die grammatische noch auf die logische Ordnung, wie man allgemein sagt, reduzieren läßt. Die Rede ist organisiert. Die Sätze sind miteinander verkettet. Die durch einen Satz gebildeten Segmente oder mehrere Sätze folgen einander, greifen ineinander oder lassen zwischen sich eine große Leerstelle. Die Rede hat Teile, eine nach Regeln geformte Komposition. Die Komposition hat eine gewisse Beziehung zu dem »Stil«, koinzidiert aber nicht mit ihm. Wir haben die Form nicht verlassen, obgleich auf dieser Ebene die Form wieder mit dem Inhalt zusammentrifft, die Sprache mit dem Sprechen und der Sinn mit dem Sinnlichen. Die nach den formalen Regeln der Anordnung der Rede vorgenommene Segmentierung koinzidiert nicht mehr mit den »Themen« des Signifikats, obwohl sie sie wiederfindet und gerade so organisiert ist, um sie wiederzufinden. Auf dieser Ebene des Sinns besteht noch ein Unterschied zwischen Signifikant und Signifikat: von Form und Inhalt; aber die über der Spaltung stehende Einheit wird dynamisch wiederhergestellt, geht ständig vom Virtuellen zum Aktuellen, ist immer in Frage gestellt, skizziert und

[18] A. Martinet, Grundzüge . . ., a.a.O., S. 43.

niemals ganz vollendet. Es gibt also unserer Meinung nach Sinnstrukturen. Und das obwohl (oder weil) der Sinn die Strukturen beherrscht, sie wie seine Werkzeuge benutzt, darin die Bedeutung und die Artikulationsebenen wohlverstanden eingeschlossen. Geschieht das nicht ebenso in der Musik? Die Sätze unterscheiden sich dort; Kompositionsregeln organisieren ihre Gliederung und ihre Reihenfolge. Diese Regeln sind Teil der musikalischen Formen und Genres. Sie benutzen und beherrschen die Melodie, die Akkorde und ihre Verkettung, die Klangfarben.

Im übrigen können sich die Sätze nur dadurch miteinander verketten, daß sie das bereits Erworbene, das, was bezeichnet wurde, wieder aufgreifen. Nichts kann von dem verloren gehen, was gesagt worden ist. Die Rede enthält ebenso eine ununterbrochene Retrospektion. Auf dieser Ebene besteht zwischen der *Bedeutung* und dem *Wert* eine Beziehung einer relevanten Opposition. Sie unterscheiden sich voneinander und implizieren sich gegenseitig. Sie setzen sich voraus und schließen sich aus. Aber der Sinn, d. h. die Bewegung der tatsächlichen Rede – wenn es Sinn gibt –, zwingt sie dazu, sich gegenseitig zu stützen und zieht sie mit sich. Er konstituiert ständig eine Einheit, die durch einen ständig neu entstehenden Unterschied hervorgerufen wird, den er ohne anderen Haltepunkt als den der Rede überwindet.

Das Problem des Sinns ist durch Unterscheidungen verdunkelt worden, die zugleich elementar und ungenügend weit vorangetrieben waren. Wir wissen, wie eine gewisse Geringschätzung des Gebrauchs*wertes* die Reduktion des Wertes auf die Bedeutung mit sich zieht, ebenso wie der Bedeutung gewährte Privilegien, die dennoch erstarrt bleibt. Neigt Jakobsons *referentielle Funktion*[19], die der Autor als »Ausrichtung auf den Kontext« definiert, nicht dazu, den Wert auf die Bedeutung zu reduzieren, indem sie die Beziehung von Bedeutung und Wert als eine einfache Funktion des Zeichens betrachtet? Vom soziologischen Standpunkt aus greifen wir das Problem der Sprachfunktionen wieder auf. Wir wollen hier sehen, daß das Referentielle weder durch die primäre Beziehung (die einzig denotierte) noch allein durch den Kontext definiert werden kann. Wenn das Referentielle nicht fehlt, ist es auf der Ebene des Sinns, am Horizont, an der unbestimmten und gesuchten Bindestelle von Sinn und sinnlichen Feldern in der Wahrnehmung lokalisiert. Anders ausgedrückt, das Referentielle lokalisiert sich ebensosehr im Möglichen und in der Erforschung des Möglichen wie im Ak-

[19] Essais . . ., a.a.O., S. 214.

tuellen. Was die *metasprachliche Funktion* desselben Autors betrifft, so trägt sie das Merkmal derselben Reduktion. Die *Reflexivität,* die Fähigkeit des Sprechens loszuschnellen, ihre Elemente (Bedeutungen und Werte) in der Verfolgung des Sinns zu sammeln, das ist noch nicht die *Metasprache,* d. h. die Sprache, die es erlaubt, über die Sprache zu sprechen.[20] Die Reflexivität macht den Unterschied zwischen Bedeutungen und Werten zum Konflikt. Sie geht aus von ihren Oppositionen, die sie akzentuiert, indem sie auf sie zurückkommt und sie weiterführt. Bald verwischt sich der Wert, und die Bedeutung dient als solide Stütze (primäre Beziehung); bald tilgt sich die Bedeutung vor dem Wert aus, wenn es sich darum handelt, das Denotierte in einer Teilmenge von Objekten oder Handlungen (sekundäre Beziehung) zu lokalisieren. Die Reflexivität ist schon ein dritter Terminus. Sie löst den Konflikt, den sie zwischen primärer und sekundärer Beziehung einführt, die außerhalb von ihr einander entgegengesetzt sind. Die *Reflexivität* ist die wahre Funktion. Sie vereinigt die referentielle und die metasprachliche Funktion nach Jakobson, dritter Terminus, der solange in Aktion ist, als sich das Sprechen nicht zergliedern und seine Elemente sich nicht fixieren lassen. Was die Metasprache betrifft, so konstituiert sie sich, indem sie sich auf diese Bewegung zurückbezieht. Ohne die Sprache zu verlassen, um in die »Translinguistik« einzutreten, ist sie der Sprache nicht immanent, nicht bereits vorgegeben als sprachliche Funktion.

Hier stellen wir sowohl den *Funktionalismus* als auch den *Strukturalismus* der Linguisten in Frage. Wir werfen ihnen vor, die dialektische Bewegung der lebenden Sprache zu verkennen, um sie in starre Kategorien einzuschließen. Diese Kategorien haben einen Gültigkeitsbereich. Es gibt Funktionen und Strukturen, so wie es Formen gibt. Nur das Begreifen ihrer Bewegung, oder wenn man will, ihr Erfassen in der Bewegung ermöglicht die Intelligibilität.

Auf der höheren Artikulationsebene, derjenigen der Sätze (Artikulation innerhalb ihrer Verkettung) und des Sinns vollzieht sich die Integration der Sätze in den Sinn. Bezeichnet dieser Terminus »Sinn« durch ein lehrreiches Wortspiel nicht zugleich die Bedeutungen, die Be-

[20] Leibniz hat das auf bewundernswerte Weise am Ende des Kapitels des 3. Buches der »Neuen Abhandlungen« (a.a.O., S. 314 f.) erfaßt: »Übrigens bilden bisweilen auch unsere Ideen und Gedanken den eigentlichen Gegenstand, auf den wir im Sprechen abzielen, und sind selbst dasjenige, was man bezeichnen will, und die Reflexionsbegriffe mischen sich mehr, als man denkt, in die Begriffe, die wir uns von den Dingen machen, ein.«

wegung und die Bewegungsrichtung zum Sinnlichen? In dem und durch den Sinn vereinigen sich zwei formale Folgen: der Ursprung der Rede, die in Aktion befindlichen Elemente, die Entwicklung, die diese Elemente gebraucht und mit einem Gedächtnis zurückbehält, also in einer Synchronie einerseits – und andererseits die Entdeckung, die Prospektion, die konkrete Geschichte, die Diachronie. Das Denken, das nicht von der Sprache zu trennen ist, geht vom sensoriellen Unmittelbaren zur Abstraktion der *Zeichen* (mit dem formalen Unterschied: Signifikant – Signifikat); dann erreicht es durch die Vermittlung des *Wertes* das Konkrete des Sinns, der das Sinnliche wieder erreicht, besonders in der Wahrnehmung der Felder, die die Sinne, mit denen sie sich beladen, besetzen. Auf jeder Ebene greift die Freiheit ein, aber ebenso auch der Zufall. Die analytische Intelligenz führt das Abstrakte ein; sie regiert die Institution der Sprachen als Zeichen- und Bedeutungssysteme mit ihren Unterschieden und ihren formalen Verbindungsregeln. Die Freiheit taucht auf der Ebene des Sinns wieder auf. Sie bedient sich dieses Instruments – Bedeutung, Werte – wie der anderen formalen Determinismen, die ihre Grenzen und Möglichkeiten festsetzen; sie sucht den Sinn, indem sie ihn in der Aktion erschafft. Es steht uns immer frei, dieser Freiheit verlustig zu werden, indem wir es zulassen, daß das Denkinstrument, die Sprache, den Kontakt mit dem Sinnlichen, mit dem Sinn, mit dem Konkreten verliert, indem man sie erstarren und sich in ihre Elemente auflösen oder in die Trivialität der täglichen Rede hinabsinken läßt.

Wir finden hier das »Prinzip der Unbestimmtheit«, das schon formuliert wurde. Die *Bedeutung* ist präzise und abstrakt, aber arm. Der *Sinn* ist reich und konfus, aber unerschöpflich. Ein Sinn, der sich ausschöpfen läßt, ist kein Sinn oder ist es nicht mehr. Die Bedeutung entspringt der primären Beziehung. Der Sinn verweist nach allen Seiten auf etwas anderes: auf die Vergangenheit, auf das bereits Erworbene, auf die Aktualität, auf das Gedächtnis einerseits – und andererseits auf das Virtuelle, auf das Mögliche, auf die Unterschiedlichkeit der wahrnehmbaren, mit Sinn beladenen Felder. Der *Wert*, die sekundäre Beziehung, ist bald eindeutig, wenn wir zur Bedeutung der Moneme neigen, bald mehrdeutig und dunkel, wenn sich unsere Aufmerksamkeit auf Beziehungen richtet, die Lexeme und Morpheme in größere Felder integrieren.

Der Reichtum und die Dunkelheit des Sinnes dürfen nicht eine primäre und letzte Fragestellung beiseite schieben. Auf der Ebene des Sinnes und nur des Sinnes stellt sich die Frage nach der Wahrheit. Wir müs-

sen nicht nur suchen, wie in der Geschichte der Gesellschaft der Sinn entsteht und sich durchsetzt. Wir müssen uns fragen: »Wie ist die Beziehung zwischen Sinn und Wahrheit?« Die Wahrheit hat keinen »Sinn« auf der Ebene der Bedeutungen. Diese sind präzise und formal und lassen sich manipulieren. Sie geben Anlaß für Gebrauchstechniken (die Maschinen usw.) Anders mit dem Sinn, den man immer über seine Wahrheit befragen kann, weil auf dieser Ebene die Lügen und Illusionen durchscheinen. Und gerade auf dieser Ebene ist der Sinn normativ. Er ordnet nicht nur das richtige Sprechen an, sondern auch das richtige Denken und Handeln.

Ohne den Bereich der Sprache und ihrer Kenntnis zu verlassen, ohne uns in die »Translinguistik« zu begeben, haben wir uns nicht in der Sprache eingeschlossen. Wir haben gezeigt, daß das »Immanenzprinzip« in der Tat ein Reduktionsprinzip war.

Die Sprache, faßt man sie in ihrer Gesamtheit, hat eine doppelte Beziehung zur sinnlich wahrnehmbaren Welt. Unter der Sprache, vor dem individuellen Sprechen, gibt es etwas, das die Philosophen das *Existentielle* nennen: Körper, Bedürfnisse, Wimmeln von Impulsionen und Epfiindungen. Gegenüber diesem Formlosen spielt die Sprache, als soziales Faktum, die Rolle eines Filters und der Kontrolle. Aber es gibt in der sozialen Sprache und vor dem individuellen Sprechen die elaborierte Zeit und den elaborierten Raum. »Für den Sprachwissenschaftler G. Guillaume existiert ein subsprachliches Schema, das unter jeder Sprache liegt und das uns Informationen z. B. über die Architektonik der Zeit in jener Sprache liefert.«[21] Wenn es eine subsprachliche Ebene gibt, gibt es auch eine suprasprachliche Ebene: die Wünsche, die Ideen, die Werke, die von unendlich reichem Sinn besetzt sind. *Wir unterscheiden also nicht nur (wenigstens) drei Ebenen innerhalb der Sprache, sondern die Sprache selbst ist eine Ebene – eine dritte Ebene – zwischen dem Subsprachlichen und dem Suprasprachlichen, zwischen dem Schweigen unten und dem Schweigen oben.*

Die dimensionale Analyse

Wir kommen nun auf die dimensionale Analyse zurück.

C. W. Morris hat in seinen *Foundations of theory of signs* die Dreigliedrigkeit dessen angenommen, was er »Semiose« nannte, d. h. den

[21] M. Merleau-Ponty, L'Acquisition du langage, cours de psychologie, a.a.O., S. 227. Vgl. auch: Signes, a.a.O., S. 84 usw.

Prozeß, durch den das Zeichen zum Zeichen wird und als solches in ein Zeichensystem eintritt. Die »Semiose« enthält eine semantische Dimension (die Beziehung des Signifikanten mit dem bezeichneten Objekt) – eine syntaktische Dimension (die formale Beziehung des Zeichens mit den anderen Zeichen des Systems) – und schließlich eine pragmatische Dimension (die Verbindung des Zeichens mit den Interpreten, dem Sprecher und dem Hörer). C. W. Morris proklamierte die bevorstehende Ankunft einer Metawissenschaft oder Wissenschaft von der Wissenschaft, die die Semiose als »Organon« gebraucht (als Ausgangspunkt und Instrument, nach der Art der alten aristotelischen Logik). Die Semiose stellte sich für ihn dar zugleich als Wissenschaft, als ein Teil der Wissenschaft in ihrer Gesamtheit und als Instrument zur Zusammenfassung. Sie mußte, von der gewöhnlichen Sprache ausgehend, die Semiotik liefern, die Sprache der Wissenschaft selbst. Ihre Erarbeitung (Axiomatisierung) mußte also eine wesentliche Rolle spielen. Die Fähigkeit der Semiose zusammenzufassen, die durch die Semiotik wirksam ist, mußte nach diesem Autor sehr viel weiter reichen als die Linguistik und sogar als die Wissenschaft im allgemeinen. Für ihn hingen von dieser Untersuchung die Wahrnehmungen ab: die Gesten, die Musik, die Malerei; im gleichen Maße wie die Schrift. Er schlug vor, neben festen und rigorosen Systemen, wie der Sprache der Mathematik, labilere »Untersysteme« zu unterscheiden, mit unterschiedlichen Kohäsions- und Konnexionsgraden. C. W. Morris hoffte, von diesen Untersystemen zu der konkreten Charakterisierung der menschlichen Situationen überzugehen, die schon in der pragmatischen Dimension impliziert sind.

Morris' Analyse scheint sich nicht an das Werk von Saussure anzulehnen; er zitiert es nicht. Dieser amerikanische Forscher scheint von den Arbeiten der Logiker, der Wiener Schule (Carnap) und der polnischen Schule (Tarski) inspiriert worden zu sein. Und wohlverstanden von den Arbeiten von C. S. Peirce, W. James, G. H. Mead. Morris' Theorie und Kritik erlauben es, die dimensionale Analyse und die dritte Dimension zu beleuchten. Über die syntaktische Dimension scheint es keine Diskussion zu geben. Alle, Linguisten und Grammatiker, sind sich einig. Kein Zeichen noch Zeichensystem ohne formale Verbindungsregeln, ohne Beziehungen zwischen den Zeichen, die selbst signifikant sind. Die Logik ist eine systematisierte (in Axiome gefaßte) Syntax und die Syntax ein System oder eine spezifische Struktur, die man vielleicht nach dem logischen Modell versteht. Die *Formationsregeln* determinieren die möglichen Kombinationen, unabhängig von den in

den Serien (Wörtern) gegebenen Mitgliedern. Die *Transformationsregeln* determinieren die Aussagen, die man von anderen Aussagen ausgehend gewinnen kann. Die syntaktische Dimension umfaßt also die Untersuchung der Zeichen und Zeichenkombinationen, als die sie formalen Regeln unterworfen sind.
Nehmen wir es einmal an. Gibt es eine semantische Dimension der Zeichen und Zeichensysteme? Diese These ist weniger evident. Wenn man unter *Semantik* die Tatsache versteht, daß das Zeichen (Signifikant) eine Bedeutung hat, dann ist diese Behauptung tautologisch. Wenn man unter diesem Terminus die Fähigkeit versteht, zwischen Bedeutungen auszuwählen oder die Bedeutungen zu modifizieren, haben wir eine distinkte Operation, eine Dimension. Wir stoßen wieder auf Jakobsons *Paradigmen.* Eine formale Regel untersagt die Auswahl innerhalb eines Systems, wodurch die Bedeutungsveränderung eine Richtung erhält. Diese Regeln sind empirisch oder rational, wurden weder von den Grammatikern noch von den Linguisten formuliert oder expliziert und bestätigen die Hypothese von einer paradigmatischen Dimension.
Schwierigere Fragen: Muß die Praxis als eine Dimension der Sprache betrachtet werden? Kann man mit C. W. Morris von einer *pragmatischen* Dimension der Semiose sprechen? Wenn wir mit »Nein« antworten, laufen wir Gefahr, Sprache und Praxis zu trennen. Wir überspringen die Vorbehalte, die zu formulieren sind angesichts der »Pragmatik« und der Unmöglichkeit, die soziale Praxis und Pragmatik zu identifizieren. Es ist übrigens interessant, sie bis zu einem gewissen Punkt im Werk von C. W. Morris zu finden, der die *Pragmatik* (Wissenschaft) und den *Pragmatismus* (Theorie) unterscheidet. Wenn wir aber mit »Ja« antworten, wie C. W. Morris, hat das ganze menschliche Leben Eingang in die Sprache; die Sprachuntersuchung umfaßt mit der Mathematik die Psychologie, die Soziologie, die Anthropologie, die Geschichte (insofern diese Wissenschaften bestehen bleiben). Die Semiose wird in der Tat die universelle Wissenschaft, Wissenschaft der Wissenschaften, die die partiellen Disziplinen absorbiert. Da es kein gesellschaftliches Leben ohne verbale »Expression«, ohne Kommunikation gibt, identifiziert man das gesellschaftliche Leben mit der Kommunikation, mit der Rede. Man reduziert den Inhalt auf die Form. Wir haben nicht aufgehört, diese Reduktion anzugreifen. Wir hoffen, sie widerlegt zu haben.
Um eine befriedigende Antwort zu geben, müßte man genau sagen, was in einem schöpferischen Prozeß während einer Entdeckung oder einer Erfindung geschieht. Wann und wie erhält ein neues Objekt einen

Namen? Das ist immer noch das Problem des Entstehens von Sinn, »positiver« gefaßt, d. h. präziser und enger. Es ist schwierig zu denken (obwohl man diese Hypothese finden kann), daß das Wort dem Objekt vorausgeht, es ankündigt, es antizipiert. Es ist fast ebenso schwierig zu denken, daß ein Objekt ohne Namen entstehen kann. Um eine Antwort geben zu können, muß man zweifellos den Denkprozeß und den Prozeß des praktischen Handelns untersuchen. Arbeiten über die technischen Erfindung zum Beispiel, mit der Mitarbeit von Technikern, Psychologen, Soziologen und sogar Philosophen (oder Ex-Philosophen, die die Grenzen des philosophischen Denkens überwunden haben), könnten neue informative Elemente beisteuern. Das Wichtigste für uns aber ist, die Frage auf der höchsten Ebene zu formulieren. Die Praxis? Das ist das *Referentielle* der Sprache in seiner Gesamtheit. Die »referentielle Funktion« reduziert sich auf einzigartige Weise, wenn man sie mit R. Jakobson auf der Ebene der elementaren bedeutungstragenden Einheit, dem Wort mit seiner Denotation, begreift. Im globalen Maßstab verweist die Sprache einer Gesellschaft auf die Gesamtheit der Situationen, Aktivitäten, Objekte, in einem Wort auf die Praxis. Sie genügt sich nicht, obwohl sie notwendig ist. Die *Praxis,* wie wir sie verstehen, umfaßt nicht nur das »Reale«, sondern auch das Mögliche und die Erforschung des Feldes der Möglichkeiten. Die Sprache kann nach Präzision und Voraussicht streben; sie kann sich operational, technisch wollen. Die Operation ist nicht die Rede, und die technische Sprache ist nur eine Sprache. Die Konfrontation der Sprache mit der Praxis legt eine seltsame Beziehung frei. Die Sprache »ist« dabei das Wesentliche – und »ist« dabei nur ein Teil. Oder eine *Ebene.* Hat sie nicht über und unter sich das Unter- und das Übersprachliche? Sie »ist« alles und sie »ist« nichts. Wäre das Studium der Praxis nicht »transsprachlich«, ohne die Sprache abzuschaffen, im Gegenteil, indem sie erhellt wird?

Mit anderer Perspektive treffen wir wieder auf die Frage der Metasprache. Um die Sprache zu untersuchen, braucht man eine Metasprache. Man braucht ebenso eine, um die Beziehung zwischen Sprache (langue) und Gesellschaft, d. h. zwischen einer Sprache (langage) und einer determinierten Praxis, die sich definieren muß, zu untersuchen. Wir wollen festhalten, daß die Analyse der Praxis, dadurch daß sie die Sprache untersucht, ihre Sprache geschaffen wird, Formen aufdecken kann, die sich nicht auf die Form der Sprache als Zeichensystem reduzieren lassen. Die Philosophen, auf die wir schon gestoßen sind, B. Parain, E. Ortigues, die den Pragmatismus vermeiden und eine Öffnung

der Sprache bewahren wollen, lassen sie weit offen zu einem metaphysischen Unendlichen hin. Sie umgehen die Praxis. Sie verwechseln sie mit der Pragmatik. Indem wir diese Verwechslung vermeiden, halten wir die Sprache offen für das Feld des Möglichen in der Praxis.
Die Dimensionen sind formal. Nun ist aber die Praxis der Inhalt. Sie ist das Signifikat der Gesamtheit der Zeichen; sie ist das Denotat oder das Referentielle in diesem Rahmen, demjenigen der Gesamtheit und nicht *eines* Zeichens. Sie ist also die Gesamtheit der Felder im Rahmen des Sinns. Folglich muß die Praxis durch die Sprache erreichbar sein, indem man die Sprache als *Kode* betrachtet, indem man sie soweit formalisiert, bis sie wie ein Kode ausgearbeitet ist. Es ist unmöglich, die Praxis in den Kode zu verlegen, denn wir versuchen sie *mit* diesem Kode zu dechiffrieren. Nun geht aber, wie wir wissen, der Kode von einer Reduktion aus, die darauf die Wiederherstellung dessen erfordert, was beiseite geschoben worden ist: Inhalt, »Referentielles«.
Aus konvergierenden Gründen betrachten wir nicht die praktische Arbeit oder die »Pragmatik«, noch weniger die Praxis, als eine der Sprache immanente (interne) Dimension. Von allen Linguisten behalten wir die syntagmatische Dimension (das Syntagma als Dimension) und von R. Jakobson die paradigmatische Dimension zurück. Es stimmt, daß A. Martinet sich damit zufrieden gibt, die syntagmatische und die paradigmatische Ökonomie zu definieren[22], ebenso wie den syntagmatischen »Druck« (pression) und den paradigmatischen »Druck«. Er faßt diese Hinweise zusammen und sagt, »daß jede Einheit dazu neigt, sich ihrer Umgebung im Kontinuum anzugleichen und sich von den benachbarten Einheiten im System zu unterscheiden«. Wir ziehen es vor, den analytischen Dimensionsbegriff zu bewahren. Die Schemata, die A. Martinet gibt, bestätigen die Existenz zweier neutraler Operationen: Assoziation, Wahl. Aber die dritte Dimension? Wir sind wieder zum Ausgangspunkt zurückgekehrt. Gehen wir nicht im Kreis?
Um ihn zu verlassen, haben wir schon in Richtung des *Symbols* gesucht. Eine Suche, von der wir wissen, daß sie schwierig ist wegen der Verwirrung durch die verschiedenen Bedeutungen des Terminus. Die beiden häufigsten Bedeutungen widersprechen sich. Das Wort »Symbol« bezeichnet das formalisierte Zeichen, das zu einem in Axiome gefaßten System gehört, also der abgeklärten und gereinigten Form so nahe wie möglich kommt: der Mathematik. Das mathematische Symbol ist nichts ohne seine Anwendungsregeln. Mit und durch seine Re-

[22] Grundzüge . . ., a.a.O., S. 165 ff. und 184 ff.

geln ist es etwas »wert«; hat es eine effektive Macht. Als Teil einer Menge ermöglicht es, sie zu ordnen. So die Symbole f (Funktion), x (Variable), a oder b (Konstanten). Die Funktion und die Struktur erreichen in der reinen Form, ohne sich mit ihr zu vermischen, auch die »Reinheit«. Das mathematische Symbol tritt ein in eine Syntax, die Kombinationen vorschreibt und sie begrenzt. Nun bezeichnet aber derselbe Terminus ein von Bildern, Emotionen, Affektivität, »Konnotationen« beladenes Wort. Das Wort Vater weist hin auf ein biologisches Faktum, ein soziologisches Faktum (Autorität), ein ökonomisches Faktum (»Patrimonium«), ein psychologisches Faktum (Bewunderung oder Ablehnung, Unterwerfung oder Rebellion) usw. Zu diesen Bedeutungen kommen noch Bilder hinzu (Stärke, Reife des Erwachsenen, Generationenfolge, Zeugungskraft, diejenige von Gott Vater usw.). »Vater« ist nicht nur durch die Opposition, durch den Unterschied zu »Mutter« verständlich. Jeder Terminus besitzt eine substantielle Realität, die höchst komplexer Natur (wenn man so sagen kann) ist. Darüber hinaus hat der Vater eine Rolle; sie ist ganz genau *kodiert*, d. h. hier durch das Zivilrecht. Der Vater hat eine Form und einen Inhalt. Er ist Zeichen und Symbol. Ein solches Symbol wird von allen oder von fast allen verstanden, darin sind selbstverständlich die eingeschlossen – Kinder oder Erwachsene –, die die Vaterschaft verweigern, revoltieren, das Vertrauen durch Mißtrauen und Herausforderung ersetzen.

Muß man nicht auf dieser Seite stehen? Das strukturalistische Denken hat den Symbolismus verschmäht. Weshalb? Wegen der Substantialität des Symbols, seinen Ambiguitäten, seiner Komplexität. Das Symbol genügt sich selbst in seiner Einmaligkeit. Es drängt sich auf gefährliche Weise auf. Man unterscheidet darin nur schwer das Signifikat (oder die Signifikate) und den Signifikanten, Form und Inhalt. Es kann nicht allein durch relevante Opposition definiert werden. Die affektive Substantialität neigt zum Nicht-Intellektuellen, ergießt sich in das Irrationale. Indem man es akzeptiert, heiligt man es. Man neigt dazu, es als theologische, metaphysische, sogar als politische Wahrheit zu errichten. Der Vater, das ist Gott: die absolute, ewige, transzendente Vaterschaft. Es ist die beunruhigende Essenz der privilegierten maskulinen oder virilen Fruchtbarkeit. Es ist ein »Archetyp«, der des Chefs, des Meisters, des Besitzers. Ja, gewiß! Aber wenn es zu Recht oder Unrecht in und für die gelebte und lebende Sprache eingeschlossen ist, können wir es dann eliminieren? Wenn die Sprache Symbole befördert, müssen wir sie dann nicht in die Betrachtung einbeziehen? Wäre der recht vage

Begriff der »Konnotation« nicht eine Begünstigung, um den Symbolismus zu reduzieren und ihn auf das Prokrustesbett der unterschiedlichen Bedeutungen zu legen? Hat man das Recht, sich die Sprache als intellektuelles Werk vorzustellen, indem man das Affektive beiseite schiebt? Es ist sehr gut möglich, daß der Sinn Symbolismen impliziert oder voraussetzt; und daß der Sinn sich verwischt oder verschwindet, wenn der Symbolismus nicht mehr vorhanden ist. So hat eine Agglomeration ohne Monumente, ohne Straßen, ohne Suggestion ihrer eigenen Realität als menschlicher »Makrokosmos« nichts mehr von einer Stadt. Muß es nicht ausdrücklich sagen, wenn es das ist, was man beschreibt, was man akzeptiert, was man will?

Diese eher kritischen und negativen Hinweise genügen nicht. Damit wir eine *symbolische Dimension* annehmen, müssen wir ihre Notwendigkeit aufzeigen. Die vorangehenden Betrachtungen zeigen den Weg; indem wir die Beziehung der Sprache zur Gesellschaft, der Form zu den Inhalten untersuchen, ohne die Signifikanten zu vergessen – werden wir diese Dimension reintegrieren. Wir bleiben nicht innerhalb der Sprache als Form, ohne darüber hinaus die *Praxis* (oder die Pragmatik) als innere Dimension der Sprache anzunehmen. Wir dementieren das »Immanenzprinzip«, um ihre Reduktionsoperation zu kompensieren. Vielleicht werden wir mehr als Soziologe denn als Linguist urteilen, aber das wird geschehen, um die Sprache, als soziales Faktum, Institution im gesellschaftlichen Leben und der sozialen Praxis zu lokalisieren. Das Vorgehen erscheint uns durch die Kritik an den Reduktionen legitimiert und gerechtfertigt.

Wir definieren zuerst das Symbol und das symbolische Bewußtsein. Man sagt, es gibt Symbole und Symbolismus, wenn es eine (wahrgenommene oder angebliche) Analogie gibt, also einen Vergleich eines bezeichneten Terminus mit einem implizierten Terminus. In den Vergleich würde eine partielle Identität Eingang finden. Der Fuchs gilt als schlau, der Tiger als wild. Zweifellos sind sie es wirklich. Man wird also sagen: »Jener Mann ist schlau wie ein Fuchs, wild wie ein Tiger«; oder elliptisch: »Das ist ein Fuchs, das ist ein Tiger! . . . blutrünstiger Tiger . . .!« usw. Unzweifelhaft erheben sich die Realitäten der Natur und des pflanzlichen Lebens zu Symbolen. Der Vergleich, die Analogie, die partielle (fiktive oder wirkliche) Identität haben Eingang in das Bewußtsein vom Symbol. Der so betrachtete Symbolismus setzt immer zwei Termini voraus, die durch eine Trope (Ellipse, Metapher) zu einem einzigen zusammengefaßt werden. Erfaßt diese klassische Theorie den Symbolismus erschöpfend? Erreicht sie ihn in seinem Kern?

Unserer Meinung nach nicht. Die wichtigen Symbole genügen sich in ihrer Einmaligkeit. Sie geben den Vergleichen, Analogien, Allegorien eine Richtung und werden nicht durch sie koordiniert. Der Vater, um unser Beispiel wieder aufzugreifen, taucht in seiner symbolischen Gestalt nur isoliert auf. Der Vergleich des Vaters mit dem biologischen Erzeuger, mit dem Hausherrn, mit dem Hirten der Herde illustriert das Bild von ihm. Der Vergleich schöpft ihn ebensowenig aus wie die Opposition zur Mutter. In ihrer Einmaligkeit gewinnt die Vaterfigur ihre Faszination und provoziert Verwirrungen. Sollte das die Theorie von den Archetypen nach Jung sein? Nein. Jung hat seine Theorie auf Fakten aufgepfropft; er hat die symbolischen, oft traumatischen Figuren zu einer Metaphysik extrapoliert. Anstatt vom Vater zu sprechen, könnten wir von der Quelle, dem Baum, von Figuren sprechen, die den Analogien, Erzählungen, Mythen, Gedichten, sogar den Kenntnissen, Bildern, die verbale Kommentare übersteigen, aber in die »Expression« eintreten, eine Richtung geben.

Daß sich das Symbol nicht zu einer Opposition reduzieren läßt, ist ziemlich klar. Der Vater steht in Opposition zur Mutter, erhält aber in bestimmten Situationen das Privileg des Absoluten. Er richtet sich in der Einsamkeit der Essenz ein: göttliche oder menschliche Vaterschaft. Er übertrifft und absorbiert nun die Mutter; die Mutterschaft ihrerseits wird zu einer Entität und erhält vom Gefühl und von der Darstellung her das ontologische Privileg: die ewige Mutter oder die Mütter, die Göttin Mutter, die Mutter in sich, die mißbräuchliche Mutter: sie absorbiert nun die Vaterschaft. Was Baum oder Quelle betrifft, so stehen sie zu nichts in Opposition; sie besitzen einen »Wert« in sich und durch sich. Wenn jemand sagt: »der Baum der Erkenntnis im Paradies . . . Der Baum der Erkenntnisse bei Descartes . . .«, versteht jeder oder kann jeder das verstehen in unserer Kultur und dies trotz mystisch-theologischer »Konnotationen« in der ersten Äußerung und rationaler und intellektueller in der zweiten Äußerung. Die Quelle? Das ist eine Geburt, eine hochspritzende Frische, ein Ursprung, eine Gabe, eine Natur, die sich mit Überfluß ausdehnt, die überquellend an den Tag kommt, ein Auge (oculus), das den Himmel widerspiegelt. Zehn, zwanzig Bilder bemühen sich erfolglos, in die Wörter das Signifikat des Symbols hineinzubringen.

Sollte es sich um ein Zeichen, ausgestattet mit einer zweiten Macht, von Bedeutungen überladen, handeln? Dadurch von einem abgeleiteten Produkt erhalten, daß die Gleichheiten und Ähnlichkeiten betont wurden? Das Kreuz ist in der Tat der Signifikant eines Signifikats: des

Christentums. Das Rote Kreuz bedeutet eine internationale Organisation. Der Halbmond bedeutet Islam; in den islamischen Ländern wird das Rote Kreuz zum Roten Halbmond. Wir haben hier eine Reihe abgeleiteter Phänomene. Das Symbol wird zum Zeichen und gleichzeitig zeichnet sich eine Folge relevanter Oppositionen ab: ein Paradigma. Um das spontan zu verstehen, machen wir die Kommutationsprobe; wir vergleichen Rotes Kreuz und Roter Halbmond, Kreuz und Halbmond, Christentum und Islam. Sobald wir zwei Symbole vergleichen, gleiten sie hinüber zum Zeichen. Was nennt man aber »Kreuzzeichen«? Es ist ein symbolischer Akt. Der Gläubige zeichnet auf seinen Körper, von der Stirn bis zu den Schultern, das Kreuz Christi. Er identifiziert sich symbolisch mit dem gekreuzigten Gott und identifiziert ihn mit sich. Er kreuzigt sich auf dem Kreuz Christi, er, der Christ, gefangen in den Stürmen des Lebens, im Tal der Tränen wandelnd, auf dem Fleisch gekreuzigte Seele. Die sinnliche und schematisierte Form des Kreuzes erlaubt diese Identifikation, diese Partizipation an einem kosmischen Drama, das weit über eine Ähnlichkeit hinausreicht. Das Kreuz als Zeichen dient zur Vermittlung. So aufgefaßt transzendiert das Symbol das Zeichen.

Es kann also nicht vom Zeichen ausgehend begriffen werden, als Zeichen der Zugehörigkeit, als Zeichen des Wertes, als Indiz für einen sozialen Pakt. Das scheint die These von Cl. Lévi-Strauss zu sein.[23] Das Symbol ist als eine »Valenz« erklärt, die ein Zeichen und eine Bedeutung privilegiert. Nun handelt es sich aber bei den Symbolen um einen »Wert«, der sich sehr von den anderen, linguistischen, ökonomischen, ethischen Bedeutungen dieses Terminus unterscheidet. Die Zugehörigkeit zu einem metaphysischen, mystisch-theologischen Bereich. Er ist historisch und mythisch durch die Zeit und die Kontinuität in der Zeit legitimiert. Der symbolische oder symbolisierte »Wert« betrifft die Ursprünge und die Endpunkte, die Natur und die Übernatur. Nicht das Menschliche als solches. Wenn das Symbol Teil des Ganzen ist, so ist das kein »System«. Selbst wenn rationale Darstellungen versuchen, es in einer Theologie oder in einer Philosophie zu systematisieren. Das Symbol trägt das Ganze, dessen (integrierender) Teil es ist. Die Ableitungen, die zum Zeichen streben, oder wenn man so will, zur »Valenz«, setzen das Symbol voraus: das Rote Kreuz setzt das Kreuz der christlichen katholischen, protestantischen, orthodoxen Länder voraus, was wiederum voraussetzt, daß unzählige Hingerichtete, unter ihnen

[23] Vgl. besonders die Einführung zu: Anthropologie et Sociologie von A. Mauss, S. XVI ff.

Christus, ans Kreuz genagelt wurden und daß zahllose Menschen die Strafe eines Lebens voller Schmerzen erlitten.
Ein Einwand drängt sich auf. Er kommt nicht unerwartet: »Sie reintegrieren das Irrationale; Sie rehabilitieren den Mystizismus. Sie sind der Vergangenheit verhaftet. Zusammen mit dem Positivismus verwerfen Sie die wissenschaftliche Rationalität.« Der erwartete Einwand erreicht nicht sein Ziel. Der so dargestellte angebliche Positivismus ist *normativ.* Er ist eine Ideologie. Er weigert sich, das zu betrachten, was ihm entgeht. Das Gefühlsmäßige, Emotionale, das »Irrationale« also, als menschliche und soziale Tatsachen untersuchen, hieße das, sie als solche in einer Philosophie annehmen? Dem ist nicht so. Das zurückweisen, was wir intellektualistisches, positivistisches, rationalistisches Asketentum genannt haben, bedeutet nicht rückwärts, in die Vergangenheit, zu gehen. Das ist höchstens die Vergangenheit als Faktum annehmen und das Geschichtliche als solches anerkennen. Man möge sich nicht über unsere Absichten irren. Sollte es sich für uns darum handeln, eine symbolische Soziologie wieder aufzubauen, die die Gesellschaften durch Entitäten erklärt? Das kann man Durkheim vorwerfen, seiner These des Totemismus, des Inzests, der Exogamie. Bei diesem Soziologen wird in der Tat das Totem zu transzendenter Wesenheit, zur symbolischen Stütze des kollektiven Bewußtseins. Desgleichen bei vielen Psychoanalytikern, bei Freud und vor allem bei Jung. Das ist nicht unsere Absicht. Wir restituieren das Symbol jenseits der Zeichen nur in dem Maße, in dem es so »ist« für die Menschen in einer bestimmten Gesellschaft. Wir stellen fest, daß der Christ (der Gläubige) sich symbolisch mit dem Fleisch gewordenen Gott identifiziert, daß dieser Symbolismus eine wichtige Rolle spielt, daß er durch die Signifikanten und Signifikate hindurchscheint, denen er eine Richtung gibt. Wir versuchen ein Bewußtsein über das Symbol zu spezifizieren. *Das Symbol liegt auf der Ebene des Sinns.* Aber es koinzidiert nicht mit dem Sinn. Weit entfernt davon. Es wird *vor* den Zeichen und Bedeutungen präsentiert, während der Sinn sie durchquert und *danach* kommt. Das eine setzt sich »diesseits« durch, das andere wird »jenseits« realisiert, an der gemeinsamen Grenze zwischen den Signifikaten, den sinnlichen Feldern und der Praxis. Das Symbol bezieht sich auf die Natur »an sich«, metaphysisch (ohne sich um Schwierigkeiten zu kümmern, die dieser Haltung, von einem reflexiven oder rationalen Standpunkt aus gesehen, inhärent sind.) Der Sinn bezieht sich auf die Praxis. Sie stehen sich gegenüber, aber nicht auf die Art der relevanten Oppositionen. Das Symbol enthält die Bestätigung seiner Transzendenz. Der Sinn und die Su-

che nach dem Sinn umfassen die Elaboration, die Erläuterung: das Durchqueren der erfaßten und wieder erfaßten, wieder aufgegriffenen und beherrschten Bedeutungen. Wäre das nicht das Drama der religiösen Kommunion und ebenso der Poesie? Sie verlieren sich bei diesem Durchqueren. Das Drama des Sinns liegt darin, daß er sich teilt, einerseits zu den präzisen Bedeutungen und den formalen Unterschieden, andererseits in die Ungenauigkeit globaler Behauptungen. Das bringt die Gefahr mit sich, daß sich der Ring schließt: der Sinn fällt zurück in den Symbolismus. Dann verspürt man das Symbol auf die Art des Sinns. Ohne das Konkrete und das Abstrakte, das Unmittelbare und Mittelbare, das Expressive und das Signifikative zu unterscheiden, werden sie vermischt. Besser ist ein auf die Spitze getriebener Konflikt als diese Verwechslung und dieses Im-Kreise-Gehen, dieser Nullpunkt des Denkens, wo nichts mehr markiert ist.

Es wird also eher Rivalität als Identität zwischen Symbolismus und Sinn geben: eine Konfliktbeziehung. Jeder umschließt die Sprache auf seine Weise: der Symbolismus zum Ursprünglichen, zur Natur, dem Gedächtnis, der vollendeten Zeit, der Kontinuität, dem Expressiven hin – der Sinn zur Aktivität, dem Möglichen, dem Horizont hin. Im Extremfall geht das Symbol an und für sich im Absurden unter. Unentzifferbar, undechiffrierbar, geheimnisvoll wie es ist, hat es keinen Sinn. Es ist die Zone der Fetische und der Fetischismen, die noch viel zu oft für die Zonen der »Tiefe« gehalten werden. Das Denken, das auf die Symbolismen ausgerichtet sein will, ist immer integrierend und auf die Vergangenheit ausgerichtet. Das Denken, das sich auf den Sinn ausrichtet, will sich vernünftig, sowohl in Theorie als in der Praxis. Es geht durch die mehr oder weniger rationalen Bedeutungen und Systeme hindurch. Es umschließt mehr oder weniger vollkommen den Augenblick der Kritik. Der Glaube, der Mensch, der den Glauben besitzt, wird in jeder Ideologie auf den kritischen Sinn mit Symbolismen antworten. Der Sinn und die Erforschung der Sinne werden immer so verfahren, daß sie die Symbole zurückweisen, indem sie die Bedeutungen determinieren, die tatsächlichen Sinne der Handlungen, Institutionen, Situationen suchen. Selbst wenn der Sinn und seine Erforschung den Symbolismus verwerfen, selbst wenn die Symbolismen sich verschlechtern, so bleiben sie doch bestehen; sie vermischen sich, immer auf provisorische Art, mit dem Sinn, denn der Konflikt lebt wieder auf und geht weiter. Unter bestimmten Bedingungen neutralisieren sich Symbolismus und Sinn; sie degenerieren zusammen in ihrer machtlosen Rivalität. Wie auch die theoretische und ideologische Situation sei,

wie ihre tatsächliche Degradation sei, der Symbolismus durchdringt weiterhin die Sprache (oder, wenn man will, dringt in die Sprache). Man stößt auf ihn selbst in der Reklame, und die Rhetorik der Reklame besteht zum Teil im Gebrauch und Mißbrauch von Symbolen. Man kann sich sogar fragen, ob eine Sprache ohne Symbole eine Kommunikation ermöglichen würde.

Es ist nicht möglich, die Polysemie (Vielzahl von Bedeutungen), die Konnotationen, den »figürlichen Sinn«, der durch Metaphern erhalten wird, mit dem Symbolismus zu verwechseln. Das würde das Symbol zur Bedeutung reduzieren. Nehmen wir einige Beispiele. Sie rufen aus: »Das ist wunderbar!« wegen einer Dummheit, oder »Das ist sonnenklar!« in bezug auf eine undurchsichtige Angelegenheit. Wir haben vor uns eine Konnotation, eine rhetorische Figur: die Ironie. Die darauffolgende Leerstelle, die durch ein Ausrufezeichen markiert ist, könnte durch ein spezifisches, oft vorgeschlagenes Zeichen, den Ironie-Punkt gekennzeichnet werden. Er substituiert die primäre Beziehung, die Denotation, die Bedeutung im eigentlichen Sinn durch eine sekundäre Beziehung, »Wert« oder wenn man will »Valenz«. Das Reale, die primäre Beziehung, das Repräsentierte oder das Denotat herrschen nur in der Sprache der Wissenschaft vor oder bei denjenigen, die zu einem pathologischen Zustand neigen und sich bemühen, niemals sich vom »Realen« zu lösen, weil sie sich verlieren, sobald sie sich davon entfernen. Von Kindheit an sind das Spiel und das Imaginäre Teil des »Realen«, das in einer flexiblen Bedeutung aufgefaßt wird. Die Ambiguität dringt mit dem Wert in die Bedeutung, nicht konfliktlos, ein. Wir wissen, daß das (isolierte) »Wort«, »Ein-Wort-Satz«, – festes Syntagma[24], nur Baumaterial ist. Das Bauwerk? Das ist der Satz und die Rede, die aus Sätzen besteht. Das Denken geht vermittels der Reflexivität vor, indem es sich der verschiedenen Materialien bedient (darin eingeschlossen die sensoriellen und sinnlich wahrnehmbaren Elemente der Wahrnehmung und der »Erfahrung«). Die Bedeutung der Wörter variiert. Nehmen wir die folgenden Sätze: »Schüren Sie die Glut seines Eifers« – »Schüren Sie die Glut des Feuers« – »Feuer fangen« – »ein Bad nehmen« – »seinen Regenschirm nehmen« – »Nehmen Sie!« – »Was haben Sie, dorthin zugehen?« – »Salat setzen« – »Jemand dahin stellen«.* Wir haben hier Polysemien vor uns. Die Wahl der Bedeu-

[24] Vgl. A. Martinet, in: Diogène, S. 51.

* Da die Polysemie in jeder Sprache anders strukturiert ist, hier die Sätze im Original: »Réchauffez la *flamme* de son zèle« – »Activez la *flamme* du feu« – »*prendre* feu« – »*prendre* un bain« – »*prendre* son parapluie« – »*Prenez*!« – »Qu'est-ce que

tung impliziert, wie wir wissen, einen Wert, der in einem Satz aktualisiert wird. Das Wort, Bündel oder Garbe von Bedeutungen, eine Gruppe für sich allein, gehört zu mehreren Gruppen, Untermengen, Subsystemen. Mehrere partielle semantische Felder greifen ineinander, überlagern sich. Der Übergang von dem einen Feld zum anderen setzt den sich konstituierenden Sinn und das Eingreifen der Reflexivität, einer gewissen Freiheit voraus. Die Komplexität eines Terminus kann überraschen. So etwa die oft genannte Komplexität der Bedeutungen des Wortes »faire« (machen) im Französischen (faire l'idiot – den Dummkopf spielen, faire des crêpes – Crêpes machen, faire un voyage – eine Reise machen, faire l'Italie – durch ganz Italien fahren, faire les cuivres – Geschirr spülen, faire l'amour – mit jemandem schlafen oder einfach mit einer derben Bedeutung: »machen«). Die abgeleiteten Bedeutungen können von der ersten und wichtigsten Bedeutung durch Sich-Loslösen, durch Metapher oder durch Metonymie herkommen. Es sind Bedeutungen im sogenannten figürlichen Gebrauch, die sich von den primären Bedeutungen unterscheiden. Sie können ebenso von einem Überwechseln eines Wortes in eine Bedeutungsgruppe (Subsystem) herrühren, die weit entfernt von der ursprünglichen liegt (»J'ai beaucoup marché« – »Il a marché dans l'affaire«: »Ich bin weit gegangen« – »Er hat Erfolg mit seinem Geschäft gehabt«). Bestimmte Fälle sind bemerkenswert, weil sie die Situation direkt, ohne anderen Hinweis als die Betonung, eingreifen lassen: »Gehen wir? – Gehen wir!«, was uns an die Grenze des sprachlichen Feldes führt.

In jedem Fall gibt es eine wachsende Komplexität durch Derivation oder metaphorischen Gebrauch.

Wir lenken unsere Aufmerksamkeit auf das Wort Feuer in einigen bedeutungstragenden Einheiten: »das heilige Feuer« – »das Feuer seines Blicks« – »das Feuer der Jugend« – »im Höllenfeuer« usw. Wer versteht diese Sätze nicht? Das Wort *Feuer* enthält und suggeriert mehr als nur den Gebrauch und die Werte, die es autorisiert. Es evoziert das Herdfeuer, das Opferfeuer, die Wärme des Lebens, das elementare Feuer oder das Element Feuer. So ist es dann ein *Symbol*. Es findet Eingang in die Träumereien vom Feuer, wie das Wasser in die Träume vom Wasser oder die Erde in die Bilder der Erde nach G. Bachelard. Wenn auch weder das Imaginäre noch die Symbolik mit dem Traum noch mit der Träumerei koinzidieren, so trägt das eine das andere,

vous *prend* d'y aller?« – »*Planter* des salades« – »*Planter* quelqu'un là«. (Anm. d. Übers.)

ist das eine der Inhalt des anderen.[25] Das Symbol, so scheint es, ist die Grundlage des sozialen Imaginären, das sich von dem individuellen Imaginären unterscheidet. Es ist der Ort und Anlaß für Zeichen, Zeichenmengen, Felder oder »Subsysteme«. So tritt es in die sozialen Strukturen, in die Ideologien ein. Es dient den Sinnbildern oder den Fetischen als Stütze. Es ist mehr und anders, zentrale Sonne der Satelliten, die von ihm und nicht von sich selbst ihr (fiktives oder wirkliches) Licht erhalten.

Symbole und Symbolismen präsentieren sich also in einer Art Transzendenz? Sind sie etwa unaussprechlich? Unübersehbar? Nein. Wenn die Sprache sie, ebensowenig wie die Sinne, ausschöpfen kann, so sind sie dem doch ständig nahe. Die Bilder, in denen sie sich bewegen, drehen sich um sie herum. Wir können sogar versuchen, sie zu klassifizieren.

a) Es gibt zunächst die konstitutiven, ursprünglichen, nicht reduzierbaren Symbole. Für jede Kultur, jede Zivilisation, jede Gesellschaft scheint ihr Inventar begrenzt zu sein. Diese Liste kann man nicht vergleichen mit dem begrenzten Inventar der Phoneme oder der Morphologie. Die Begrenzung betrifft die Zahl, nicht den affektiven oder repräsentativen Inhalt dieser Symbole. Wir haben ihre Einmaligkeit hervorgehoben. Sie haben einen »Wert« durch sich selbst. Der Adler steht nicht in Opposition zu einem anderen Tier, in dessen Eigenschaft als Symbol, aber zu allen anderen Tieren, die er mit seinem Blick beherrscht, die er vor sich von oben auslöscht. Er symbolisiert jene Macht: den kaiserlichen Adler. Desgleichen auch noch die Quelle oder der Baum oder das Feuer, die schon genannt wurden. Diese Symbole sind in bezug zu den Zeichen äußerst marginal. Sie besitzen etwas Faszinierendes. Man greift auf sie zurück, um das zu sagen, was die systematisierten Zeichen nicht sagen können: das Instinktive. Als Grundlagen des sozialen Imaginären und einer gewissen individuellen Imagination legen sie eine Dualität frei, die jedoch in ihrer Eigenschaft als Symbole liegt: Barbarei, Poesie. Kann man auf sie verzichten? Die Frage ist unvermeidbar. Ohne sie, das wissen wir bereits und werden es immer besser erkennen, sinkt die Sprache herab; sie fällt in die Trivialität der täglichen Rede. Ihre Aufgabe, ihre Verdunkelung bringen die Ver-

[25] E. Ortiges, Le Discours et le symbole, Paris 1962, S. 189, zeigt zu Recht, daß es unmöglich ist, die psychologische Funktion des Imaginären und die soziale Funktion des Symbols zu verwechseln. Er bezieht sich übereilt auf den Begriff der »formalen Struktur«. Über die Träume und Träumereien von den Elementen vgl. die berühmten Bücher von G. Bachelard.

schlechterung der Sprache mit sich. Und dennoch beunruhigt uns ihre Ambivalenz. Sie ermöglichen viel Mißbrauch, viele Erpressungen. Sie suggerieren selbstherrlich dunkle Entitäten: die Rasse und die Macht, den unerreichbaren und unveränderlichen Ursprung. Sie erlauben Mythen jenseits der ausgearbeiteten Elemente der Mythologien.

b) Jetzt haben wir die Symbole, die in Oppositionen eintreten, aber auf spezifische Art, so vor uns, daß die Opposition sie nicht definiert, aber daß jeder der Termini zum Absoluten werden kann: Vater und Mutter oder besser Licht und Finsternis. Die Helligkeit steht in Opposition zum Schatten, aber vor dem ewigen Licht vergeht die Finsternis. Das Gleiten dieser Symbole zu den Höhen oder Tiefen des »Seins« war ein ständiges Verfahren des Denkens. Spontan haben wir gerade eins jener Symbole benutzt: Höhe und Tiefe, Niedertracht und Oberflächlichkeit.

c) Wir betrachten nun die symbolischen Mengen mit den Elementen, die sich daraus ableiten, wenn sie sich von der Gesamtmenge (durch ein Verfahren, das sich von der Metapher und der Metonymie unterscheidet) lösen. Das Königtum wird symbolisiert: Krone, Zepter, Thron, die Lilie in Frankreich, ohne den Hof zu nennen, wo jeder Gegenstand das königliche Zeichen tragen muß. Die symbolischen Gegenstände haben eine Beziehung zu den effektiven Attributen des Königs: Abkunft von einem Heroen oder von Gott, Kraft, Gerechtigkeit, Reichtum. Sie verweisen auf eine geheimnisvolle Entität, die sie spürbar werden lassen: die Majestät. Die symbolischen Gegenstände sind mit dem königlichen Wesen auf innigste Weise assoziiert: die »rächende Hand« ist keine Metapher; der König von Gottes Gnaden konzentriert in sich die Funktionen des Richters und die des Armeechefs. So urteilt und vollstreckt Gott Vater die Urteile zu gleicher Zeit. Der König sammelt in sich Rechte und Macht, so daß in ihm das Gerechte und Ungerechte zusammenfallen.

Einige dieser Attribute besitzen eine größere Bedeutung als andere, die Krone u. a. Die Zeremonie, durch die der König das wird, was er ist, sei es durch Geburt oder Usurpation, heißt Krönung. Wir lassen historische Umstände beiseite. Die Krone kann sich von der Menge der Symbole, die am Königtum hängen (dem Wesen des Königlichen) lösen. Wenn ein König im Exil, seiner anderen Attribute ledig, noch die Krone trägt, will er damit sagen, daß er den Kampf fortsetzt und sich noch nicht geschlagen und enteignet gibt. Dabei handelt es sich um Metonymie (der Teil steht für das Ganze). Das Recht, eine Krone zu tragen, dehnt sich auf alle möglichen Personen aus, um einen außerge-

wöhnlichen Augenblick anzuzeigen: Lorbeerkranz, Festkrone, Brautkranz usw. Die Ableitungen vom Symbol sind zahlreich. Wie suggeriert ein Schauspieler, der den König spielt, das Königtum? Er löst davon ein Symbol ab, die Krone oder vielleicht eine einfache Gebärde, in die er Sicherheit legen wird, die ein königliches Wesen von sich, von seiner Abkunft und seiner Macht hat – von seiner Angst, wenn er weiß, daß er häßlich oder bedroht oder verloren ist. Das Talent, das Genie des Schauspielers, wird hervorleuchten in der Art, wie er den Zuschauer an der Macht und an der Tragik der Macht teilhaben läßt. Wie? Durch abgeleitete Symbolismen.

d) Auf der letzten Stufe in der absteigenden Hierarchie der Symbolismen setzen wir die organisierten Symbole. Sie nähern sich den Bedeutungen, ohne sich mit ihnen zu vermischen. Es sind die Symbole, mit denen die großen sozialen Gruppen (Völker und Nationen, die Klassen und auch religiöse und ideologische Gruppen) ihre Zugehörigkeit anzeigen; sie resümieren oder fassen eine Gesamtheit von realen Eigenschaften zusammen und zeigen sie nach außen. Um die Formulierungen von G. Gurvitch aufzugreifen, sie schließen ein und aus; sie decken auf und zu. Dieser sehr richtigen Bemerkung fügen wir hinzu, daß die Sinnbilder oder Allegorien, die zu den öffentlich ausgearbeiteten Symbolismen gehören, auf die Ursprünge zurückweisen. Im allgemeinen brauchen sie einen verbalen Kommentar, auf den sie zurückweisen und der die Ursprünge der Gruppe erzählt. In Frankreich weiß jedes Schulkind, daß die republikanische Fahne die historische Einheit der Nation zusammenfaßt, indem sie die Farben des Königtums mit dem Blau und Rot von Paris, mit dem Rot der Revolution verbindet. Warum aber das Weiß der Monarchie, das Blau und das Rot von Paris, das Rot der Revolution? Hier liegt der ursprüngliche Symbolismus des Ursprungs. Man könnte von einem »Signifikanten« zweiten Grades sprechen, wenn es nicht im Innern dieses »Signifikanten« eine Anspielung auf das Ursprüngliche, auf die Kontinuität gäbe, die nach unserer Meinung den Symbolismus als solchen konstituiert.

Die Sinnbilder, Allegorien, symbolischen Erzählungen spielen eine große Rolle im Leben der Gruppen. Sie verändern sich, löschen sich aus oder verschwinden oder ersetzen einander. Die Symbole der Aristokratie waren nicht die der Bourgeoisie. Die Bourgeoisie bemächtigte sich bei ihrem Aufkommen der aristokratischen Symbolismen, adoptierte sie, setzte die eigenen an deren Stelle. Was das Proletariat betrifft, so scheint es vornehmlich die Symbolismen der herrschenden Klassen verworfen und zerstört zu haben; zusammen mit der Technik

und dem Kult der Technik ersetzt es sie durch einen direkten, gesunden, aber rohen Realismus.

Man kann von den Symbolen, Sinnbildern, Allegorien ausgehen und das Leben der Gruppe studieren. Unter der Bedingung, eine Verwechslung zu vermeiden. Diese Semiologie beschäftigt sich eher mit den Symptomen, den Manifestationen als mit den Gründen und Ursachen. Sie kann die Geschichte, die politische Ökonomie, die Untersuchung der Ideologien nicht ersetzen. Sie gewinnt ihre Tragweite nur in einem Rahmen, der über sie hinausgeht: einerseits die Symbolismen im eigentlichen Sinn und andererseits die Erforschung des Sinns, eine Forschung, die Distanz, Abstand und kritische Analyse impliziert. Mangels Vorsicht verfällt die Semiologie der Verwechslung. Es gab eine Zeit, in der die Klassenunterschiede durch die Kleidung symbolisiert wurden (mit den Accessoires: Degen des Adels, Kopfbedeckung, verschiedene Verzierungen). Zu jener Zeit unterschieden sich »diachronisch«, d. h. in der Geschichte Frankreichs, die sozialen Klassen, die sich gegenüberstanden und sich durch die Kleidung symbolisierten, nicht durch den Wohnort; sie wohnten in denselben Vierteln und oftmals in denselben Gebäuden (das Proletariat in den oberen Stockwerken). Heute sind Kleidungsunterschiede zum Teil verschwunden. Sie tauchen anders wieder auf (in der Mode mit der Hierarchie: Haute-Couture, Maßgeschneidert, Prêt-à-Porter, Konfektion). Die Unterscheidung vollzieht sich hauptsächlich durch das, was man durch einen ziemlich häßlichen Neologismus bezeichnet: das Habitat. Die Soziologen, die aus der Tatsache, daß die Arbeiter nicht mehr Kittel und Mütze tragen, ein Argument gewinnen, um zu behaupten, die sozialen Klassen seien verschwunden, sind nicht fähig, die Gesellschaft, in der sie leben, genau zu betrachten. So einfach ist das nicht.[26]

Diese Bemerkungen kommen zur rechten Zeit, um uns daran zu erinnern, daß die Symbolismen nicht nur verbal sind, sondern durch zahlreiche semantische oder semiologische Felder hindurchscheinen. Die Monumente sind beladen von Symbolen. Gibt es ein Symbol ohne Symbolismus? Man kann es bestreiten. Wenn die Symbolismen sich verwischen oder verschwinden, was bleibt dann von dem Monument? Bezieht es sich nicht immer auf ein Epos, eine Legende, ein Bild von den Ursprüngen? Die religiösen Monumente trugen kosmische Symbole: sie »sind« ein kosmologischer Symbolismus. Die nicht-religiösen Monu-

[26] Vgl. die Bemerkungen von J.-P. Sartre, Critique de la raison dialectique, a.a.O., S. 103.

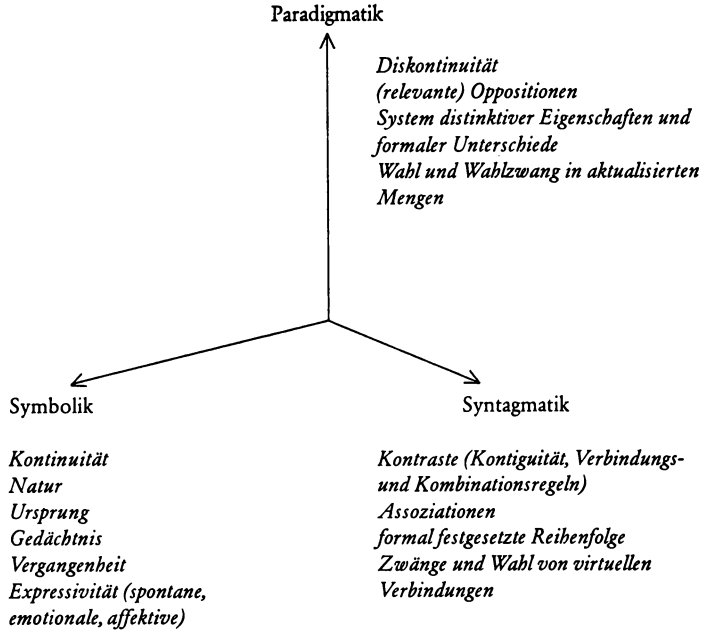
mente tragen politische, militärische, gesellschaftliche Symbolismen. Die Stadt hat eine symbolische Dimension, ohne die sie sich auf eine Agglomeration reduziert.

Wir haben ein Schachspiel. Das perfekte Spiel. Die sehr genauen formalen Regeln sind dabei wesentlich. Die Schachfiguren stehen im Bereich der Spiele in Opposition zum Poker, wo der Zufall entscheidet, wo die formalen, auf ein Minimum reduzierten Regeln relativ wenig Bedeutung besitzen. Als F. de Saussure seine Konzeption des Zeichens illustrieren wollte, dachte er an das Schachspiel, nicht ans Poker. (Zu unrecht vielleicht; seither hat die Spieltheorie die Darstellungen wenig modifiziert. Eine Unterredung, eine Konversation, eine Diskussion haben zweifellos ebensoviel vom Poker wie vom Schach. In jedem Fall hängt es von den »Sprechern« ab und von der Art, in der sie die Unterredung führen.) Jede Figur ist Teil eines strengen Systems, das durch das Schachbrett und die Regeln für die Züge, die mit all den anderen Regeln verbunden sind, konstituiert wird. Isoliert ist die Figur nur noch eine Figur. Es ist also von sehr geringer Bedeutung, ob sie aus Holz oder aus Elfenbein ist. Die Figur ist ein Zeichen, und die Sprache begreift sich formal als ein solches Zeichensystem.

Halten wir fest, daß der Vergleich, den der Meister der modernen Sprachwissenschaft anstellt, weiter führt, als er selbst dachte. Die Figur hat eine *Bedeutung*. Der Signifikant ist das Objekt (wie auch immer das Material oder die stoffliche Figur sein mag). Das Signifikat ist die Ortsveränderung auf den Feldern. Die Figur hat aber auch einen *Wert*. Er ist größer oder kleiner. Die Dame ist mehr wert als der Bauer. Nun ist der Wert aber nicht ganz im voraus festgelegt. Paradoxerweise läßt dieses Spiel, in dem die formalen Regeln ein geschlossenes System bilden (im Raum und in der Zeit) der Initiative, dem Talent des Spielers einen überragenden Anteil. In der (antagonistischen, konflikthaften) Auseinandersetzung gewinnt der Beste. Die Figuren haben ihren Wert nur innerhalb einer Strategie. Der eine Spieler wird mit dem Pferd, der andere mit den Läufern spielen. Er kann übrigens die Strategie von Partie zu Partie ändern oder sogar im Verlauf der Partie. Dennoch tragen die Partien der großen Spieler ihr Kennzeichen. Der Sinn der Partie erscheint und präzisiert sich im Verlauf der Entwicklung; er wird erst am Ende klar, wenn die Strategie das Ziel erreicht. Die Werte ändern sich mit der Strategie, d. h. mit dem Sinn.

Es wäre möglich, die Namen der Figuren zu verändern, wie ihre Materie und ihr Aussehen. Warum soll man diese Termini beibehalten:

König, Dame, Reiter, Läufer, Turm, Bauer? Wir können sie mit Buchstaben oder Zahlen, mit konventionellen Zeichen bezeichnen. Einige große Spieler können mehrere Partien gleichzeitig spielen, mit verbundenen Augen, also ohne Schachbrett, ohne Felder, ohne Figuren, mit einer Art operationaler Abstraktion. Die Maschinen, mit denen man Schach spielen kann, brauchen keine traditionellen Bezeichnungen. Warum sollte man sie beibehalten? Zweifellos gibt es Gründe dafür. Man könnte auch die Schachfiguren durch bunte Jetons ersetzen. Würde das Spiel an Anziehungskraft verlieren? An Klarheit? Ohne Zweifel. Auf eine unpersönliche Kombinatorik reduziert, würde es sich ein Element des Traumes und des Kampfes entziehen: die symbolische Dimension. Durch sie und mit ihr verbindet sich das Spiel mit der großen und traurigen Trilogie: Liebe, Krieg, Fest.
Das Beispiel mit dem Schachspiel (und dasjenige mit dem Kartenspiel) zeigt, daß die symbolische Dimension sich abschwächen kann, ohne zu verschwinden. Sie bleibt die Grundlage der formalen, paradigmatischen (Weiß und Schwarz im Schachspiel) und syntagmatischen (Gruppierungen und Bewegungen der Figuren im gleichen Spiel) Regeln. Sie durchtränkt sie. Die Symbole gehen so in unterschiedliche Strukturen



über, ohne zu verschwinden. König und Dame gibt es in sehr unterschiedlichen Spielen mit formalen Regeln, die keine andere Verbindung besitzen als die von diesen Symbolen getragenen Regeln.
Wir haben die wichtigsten Gründe aufgezählt, die unserer Meinung nach die Konzeption einer symbolischen Dimension der Sprache legitimieren. Das dreidimensionale Schema würde, auf das Papier projiziert, so aussehen:

VI. DER DREIDIMENSIONALE KODE ENTWURF EINER FORMENTHEORIE

Das dreidimensionale Schema. Seine Grenzen und seine Anwendung

Bevor wir die Anwendung dieses Schemas mit drei Dimensionen suchen, äußern wir einige Vorbehalte. Dieses Schema erlaubt die Klassifizierung der Elemente der Sprache und vielleicht bestimmter semantischer und semiologischer Felder. Die Analyse dieser Felder wird es ermöglichen, die Symbole, die Paradigmen, die Syntagmen zu erkennen. Wenn das Schema es ermöglicht, Nachrichten zu dechiffrieren, ist es ein *Kode*. Es wird auf Mengen angewandt, die genügend kohärent sind, um ein *Corpus* zu bilden. Das besagt nicht, daß es sie erfaßt, ohne etwas zu übergehen. Wir haben aus Gründen soziologischer Natur und folglich entgegen der Meinung der meisten Linguisten in diesen Kode die Symbole reintegriert. Wir integrieren die Verknüpfungen, während für viele Linguisten die Oppositionen allein in den Kode gehören und während andere Linguisten die Verknüpfungen privilegieren. Drei Termini, drei Dimensionen. Diese Analyse entspricht bis zu einem gewissen Punkt anderen Analysen. Die menschliche Erfahrung enthält drei Aspekte: die Welt, die Sprache, die konkrete Gesellschaft (Praxis). Auch das Bewußtsein kann nach drei Richtungen hin analysiert werden: die Vergangenheit, das Gewicht der Vergangenheit – die Gegenwart, das Aktuelle, die Bindung zur Gegenwart oder die Loslösung davon oder die Verweigerung – das Mögliche, die Zukunft, das Projekt. Seit der griechischen Philosophie haben die Philosophen unterschieden: die Rolle der Determinismen und des Schicksals – die Rolle der Wahl und der Entscheidung – die Rolle des Zufalls und der aleatorischen Kombinationen. Diese dreifachen Einteilungen koinzidieren nicht miteinander, sie sind aber nicht ohne Beziehung. Die Dreiteilung weist auf: die Kontinuität – Diskontinuität (Opposition) – Kontiguität.

In jedem Fall kann das dreidimensionale Schema nicht als totale Wahr-

heit betrachtet werden. Was stellt es dar? Es ist das Ergebnis einer Analyse und auch ein Instrument der Analyse. Es geht von einer formalen Reduktion (auf eine Form) aus. Es koinzidiert nicht mit der Realität der sprachlichen, semantischen und semiologischen Felder. Zahlreiche Aspekte des »Realen« bleiben außerhalb: die Produktionsbeziehungen zum Beispiel oder die sozial funktionierenden »Netze«, sobald sie keine Nachrichten über sich auf transparente Weise aussenden. Es steht nicht außerhalb der Realität, aber das Mögliche entgeht ihm, während das Mögliche auch als eine bestimmte Realität aufgefaßt werden muß. Mangels dessen schließt sich der Realitätsbegriff; das, was er bezeichnet, verarmt. Damit unser Schema brauchbar wird, ist sein Abschließen unentbehrlich; ein Analyseinstrument, dem es an Härte fehlt, das weich und ohne Konturen ist, besitzt nicht die Eigenschaften eines Werkzeugs. Dennoch ist dieses Abschließen nicht fiktiv. Was die Gründe soziologischer Natur betrifft, die die Forschung geleitet haben, so können sie sich weder als ausschließlich noch als definitiv ausgeben, noch sich über das kritische Denken erheben, noch einem Dogmatismus dienen. Die Soziologie ist eine parzelläre Wissenschaft unter den anderen parzellären Wissenschaften.

Wir sagen, daß die Symbole unausschöpfbar sind, und wir stellen sie durch eine Dimension dar. Die Formalisierung der Symbolismen ist nicht möglich. Ihr Inventar ist trotzdem endlich, aber nach unserer Analyse kann man ein Symbol als solches eher mit einer Konstellation als mit einem Monem vergleichen. Die Symbole hängen also nicht vollkommen von unserem Kode ab und können von ihm nicht integral dechiffriert werden. Sie überschreiten ihn auf der einen Seite, während der Sinn ihn auf der anderen Seite überschreitet.

Es ist noch nicht erwiesen, daß das Inventar der paradigmatischen Oppositionen in *einer* Sprache und in *einer* Gesellschaft leicht sei, noch daß der systematische Charakter der relevanten Oppositionen aufgezeigt werden kann. Wenn wir diese oder jene Sprache untersuchen, liefern uns die Grammatiker diese oder jene vollständige, systematische, formalisierte Liste der Paradigmen: die Pronomen, die Deklinationen mit den Endungen, die Konjugationen. Wenn wir weiter gehen und die Sprache dechiffrieren wollen, in dem, was sie an Unbekanntem versteckt – in ihrer Beziehung zur Gesellschaft –, werden wir auf Hindernisse stoßen. Wie sind die paradigmatischen Oppositionen hierarchisch zu ordnen? Durch die Frequenz? Durch ihre Bedeutung, d. h. durch einen Wert? Wahrscheinlich sind die Syntagmen leichter zu erfassen. Was nicht heißen soll, daß sie wesentlicher sind. Wir dürfen nicht den

Fehler machen, den wir ständig brandmarken: die Bequemlichkeit der Analyse mit der Wichtigkeit dessen verwechseln, was sie erreicht.
Es ist nicht sicher, daß wir auf diese Weise alle Funktionen der Sprache erfassen können. Gibt es vielleicht nicht eine Funktion der *Situation*, diejenige der Expression der Situationen? Wenn sie existiert, was wir glauben, kann sie nur aus einer Spannung resultieren, die der Sprache und der formalen Kohäsion der Rede aufgezwungen ist, damit sie über sich selbst hinausgehen in Richtung auf die Dramen des menschlichen Lebens, zu dem, was schwierig oder unmöglich zu sagen ist (die Ebene des Übersprachlichen). Wenn es eine schöpferische Kraft, »energeia«, der Sprache gibt, was wir glauben, so liegt sie darin, daß die Sprache über sich hinaus geht auf das Sinnliche hin, auf die Handlung, zur »poiesis«, die die Welt verändert, zur *Praxis*, die die Menschen modifiziert oder verwandelt. Diese Kraft, die Erforschung des Möglichen, kommt nicht im Kode zum Vorschein, auch nicht in der entgegengesetzten Bewegung: dem Sturz in die Trivialität, in das banale Alltägliche, in das »Gerede«. Eine Degradation, die weder mit dem Informationsverlust noch mit dem Gebrauch fester Syntagmen zusammenfällt; sogar die hitzigste Kommunikation läßt Informationen verloren gehen und benutzt Stereotypen (die, das ist wahr, mehr oder weniger häufig sind). Die Entfremdung in der Sprache, die Verdinglichung in ihr und durch sie – was man gemeinhin »die Kraft des Wortes« nennt, ihre Faszination – werden nicht kodiert sein. Sogar die operationale Funktion der Sprache – eine Handlung vorbereiten, in eine Ordnung bringen, ausführen – wird kaum hindurchscheinen.
Mit diesem Kode legen wir Aspekte frei, die den Sprachen und Gesellschaften gemein zu sein scheinen, die also allgemein sind.[1] *Allen* Sprachen gemeinsam? Der Bestätigung würde es an Vorsicht fehlen. Können wir die konkrete Originalität, die konkrete Spezifizität der Sprachen erreichen? Es ist nicht sicher. Als Sprachtheoretiker behauptet Heidegger, daß die deutsche Sprache allein als Stütze für die »fundamentale Ontologie« dienen kann (die gerade keine Ontologie, eine Rede über das Sein ist, sondern das freilegt, was vom Sein in die Sprache einfließt und sich dort verliert.) Die deutsche Sprache würde so die Nachfolge des Griechischen und des Sanskrit antreten. Die anderen modernen Sprachen, die auf das Existierende (das Seiende) ausgerichtet sind, würden sich vom Sein entfernen. Was kann man Heidegger antworten? Ist das, was er behauptet, wahr? Ist es eine Frage der

[1] »Alle Sprachen haben bestimmte Ausdruckskategorien gemeinsam, die einem konstanten Modell zu entsprechen scheinen.« E. Benveniste, in: Diogène, S. 31.

Wahrheit, d. h. des Sinns? Bewahrt das Deutsche archaische Eigenschaften mit einer Vorherrschaft des Symbols, während die Sprachen der anderen großen Nationen durch Oppositionen oder durch syntagmatische Verbindungen, d. h. durch logische oder empirische Eigenschaften beherrscht werden? Superiorität oder Inferiorität? Das Kennzeichen einer weniger oder einer mehr entwickelten Eigenart? Um auf die Anweisung des deutschen Philosophen zu antworten (die von einem Nationalismus herzurühren scheint und sogar von einem »Arierismus«, was in keiner Weise die Tiefgründigkeit bestimmter Forschungen verhindert), müßte man sich lange mit dem Verb »sein« beschäftigen, das uns schon Sorgen bereitet hat. Enthält es hie und da einen Symbolismus? Hat es Eingang zu den Oppositionen? Wie groß ist seine Bedeutung in den verschiedenen Sprachen? Neigt es dazu, vor den Handlungsverben zu verschwinden? Ein einfaches Hilfsverb zu werden oder im Gegensatz dazu, auf einen Sinn zu verweisen? Wozu steht es in Opposition? Muß in den Paradigmen der deutschen Sprache dieses furchtbare Paar erscheinen: »Sein – Nicht-Sein«, was Heidegger nach Hegel zu sagen scheint?

Unser Kode erfaßt auch nicht jene *Wortspiele,* die eine Rolle spielen im ernsten Denken wie in der Zerstreuung. Muß an einige von denen erinnert werden, die zu den berühmtesten dieser schrecklich ernsthaften »Spiele« gehören? Gott, der durch sein Wort erschaffen wird; er mußte also zuerst das Wort erschaffen; der Logos, das *Wort,* ist also Gottes Sohn. – *Überschreiten,* das ist zugleich vernichten und auf eine höhere Ebene bringen. – Sogar hier haben wir eine sehr reichhaltige Polysemie erläutert, die ein ständiges Spiel erlaubt und eine bemerkenswerte Gruppe bildet: *den Sinn* (Organ – Bewegungsrichtung – Menge bedeutungstragender Einheiten). Diese Gruppe findet sich in anderen Sprachen wieder (deutsch: Sinn, sinnlich). Wir werden vielleicht die Gruppen erläutern können, die mit dem Wort *Wert* zusammenhängt (sprachliche, semantische, semiologische Werte – ethischer Wert – Tauschwert usw.), wenn es überhaupt eine Gruppe gibt, wenn sich diese Hypothese bestätigt. Die Konstellationen, diese zahlreichen Sterne, diese Nebelsterne leuchten über unserer »Realität«. Der Kode weist aber nur auf die Richtungen im Raum hin.

Um die Wahrheit zu sagen, überschreitet der Sinn unser Schema nach allen Seiten. Wir befinden uns an der unbestimmten, beweglichen und dennoch »realen« Grenze zwischen dem Sprachlichen und dem Transsprachlichen, d. h. des Sozialen, der Praxis, des Signifikats. So versuchen wir, die Signifikanten nicht zu überschreiten, die sprachliche Form

nicht zu überschreiten in einem unvorsichtigen und nicht legitimen Verfahren. Schwierige Erforschung einer gefährlichen Gegend.
Die großen Konflikte: Symbol und Sinn – Sprachliches und Transsprachliches – sind hier nicht einmal genannt. Was finden wir ohne Zweifel, wenn wir in der Richtung der Paradigmen suchen? Ideologien, die auf einer höheren (konfliktuellen, widersprüchlichen) Ebene die Oppositionen in die Liste einführen oder ausschließen. Nehmen wir an, daß wir diese Paradigmen-Liste die Gegensatzpaare einsetzen: privat-öffentlich, Freund-Feind, wegen ihrer Bedeutung oder ihrer Frequenz. Wir wissen deshalb nicht mehr, wie und wer und für wen Freunde Freunde, Feinde Feinde sind usw. Die Ausweitung des Paradigma-Begriffs jenseits der grammatikalischen Morphologie wird als transsprachlich verworfen werden. Desgleichen die syntagmatischen Kombinationen, insofern sie für etwas anderes gehalten werden als die Formulierung der Ordnung oder Unordnung der bedeutungstragenden (formalen) Einheiten.
Das dreidimensionale Schema hätte also keine Tragfähigkeit? Das ist nicht unsere Meinung. Warum hätten wir es uns sonst lange erarbeitet, um es dann zu widerlegen und zu verwerfen?
Nehmen wir ein Beispiel. Wir haben nur die Qual der Wahl. Es wäre interessant, die Symbol-, Zeichen- und Signalsysteme zu beschreiben und zu analysieren, die es den Schiffern erlauben, entlang der Küste zu fahren. Das System ist doppelt: die *Festen Seezeichen* auf dem festen Land, die *Schwimmenden Seezeichen* im Wasser.[2] Das Ganze bildet ein wunderbares semiologisches Feld, ein bis ins Detail der Bedeutungen durchdachtes System (besonders das der schwimmenden Seezeichen, die eine Durchfahrt in diese oder jene Himmelsrichtung kennzeichnen).
Wir könnten ebenso die Zeichen im Wald oder die Zeichenerklärung auf Landkarten untersuchen. Wir begnügen uns mit dem banalsten Beispiel: den Verkehrszeichen.
Die syntagmatische Dimension ist sehr klar: die Kreuzungs- und Überholregeln, ohne die der Verkehr chaotisch, unmöglich wäre. Halten wir fest, daß der Kode operationell ist: er schreibt vor, ordnet an. Das *Corpus* ist die Gesamtheit der Autos. Die Nachricht ist der Verkehr, seine »Kanäle«, die Straßen. Das *Signifikat* ist die auferlegte Ordnung, der in kohärenter Weise geregelte Verkehr. Der *Inhalt,* das ist die Summe der statistisch erfaßten Angaben und Ergebnisse: Zahl der Fahrzeuge (nach Kategorien aufgegliedert), relative Geschwindigkei-

[2] Alle Hinweise für die französische und englische Küste in: Reed's Nautical Almanac, London, der jedes Jahr auf den neuesten Stand gebracht wird.

ten, Fahrzeugschlangen, Zähflüssigkeit des Verkehrs. Das Paradigma ist von einer perfekten Einfachheit: Grün und Rot, das Verbot und die Erlaubnis (zu denen man noch rechts und links hinzufügen sollte, vorn und hinten beim Auto), Nähe und Entfernung (in bezug auf Gefahrenpunkte), Kontinuität und Diskontinuität (die gelben Linien, die in Frankreich die Fahrbahn »materialisieren«, d. h. sinnlich wahrnehmbar machen). Ein dritter Terminus, das gelbe Licht, ist unentbehrlich; zugleich verwirrt es die Situationen und ermöglicht Einwände und Bewertungsfehler. Halten wir auch fest, daß die Ampeln Signale sind; sie »bauen« Automatismen, konditionierte Reflexe »auf«. Wie schon erwähnt, gibt es ein Abgleiten des semiologischen Feldes zum Signal hin.

Sollte die symbolische Dimension fehlen? Ist der Kode nach zwei Dimensionen, der (wesentlichen) Syntagmatik und der (untergeordneten) Paradigmatik zu analysieren? Nein. Der Symbolismus verschwindet nicht, obwohl es eine Tendenz gibt, ihn zu reduzieren. Auf einfache, doppelte Kurven, Serpentinen wird durch *Seme* hingewiesen. Wir greifen hier die Terminologie einiger Linguisten auf.[3] Das Sem kündigt die Krümmung der Kurve an, indem es sie nachahmt. Gleichfalls die Ankündigung der Fahrbahnverengung. Die Silhouetten von Kindern in der Nähe von Schulen, von Fußgängern bei Fußgängerüberwegen, von Arbeitern an Baustellen sind Symbole. Ebenso der Totenkopf bei gefährlichen Kreuzungen (der das Wort »Gefahr«, den verbalen Kommentar des semiologischen Feldes, ersetzt). Oder ein schleuderndes Auto, das auf Schleudergefahr hinweist. In diesen Bildern sind Signifikant und Signifikat, Form und Inhalt, nicht unterschieden: es sind Symbole. Die Verkehrszeichen sind ein perfektes, zu perfektes Beispiel: ein Grenzfall.

Die große Komplexität der Musik und der musikalischen Wahrnehmung wird von allen Theoretikern anerkannt. Von Platon bis Nietzsche haben die Philosophen ihr gegenübergestanden und haben – implizit oder explizit – den Sinn in der Musik und den Sinn in der Sprache, den Horizont der musikalischen Wahrnehmung und den des Logos einander gegenübergestellt. Eine wunderbar fruchtbare Konfrontation. Die Philosophie hat *dennoch* die analytische Reduktion nicht auf die Musik angewendet. Erst in unserer Zeit hat eine rigorose Analyse der musikalischen Wahrnehmung begonnen, nicht ohne Risi-

[3] Der Tanz der Bienen, der die Richtung und Entfernung des Zieles angibt, ist danach weder ein Zeichen noch ein Symbol, sondern liegt dazwischen: ein Sem.

ken, und zuerst das Risiko, sie in Stücke zu brechen.[4] Indem wir in den vorangegangenen Kapiteln den Sinn von der Bedeutung unterschieden haben, wollten wir zeigen, daß die Musik Sinn besitzt, aber keine Bedeutung. Es erscheint uns als unnütz zu versuchen, ein musikalisches Fragment in bedeutungstragende Einheiten zu zergliedern: in »Meleme«, deren Kombinationen den musikalischen Signifikanten ergeben würden. Mehr noch als in der Sprache wird auf den Sinn auf der Ebene des Satzes und von Satzgruppen hingewiesen. Die Artikulation der Intervalle, der Akkorde und der Klangfarben, ordnet sich der »Phrasierung« unter. Lange, fast ergebnislose Diskussionen über die bedeutungstragende Kapazität der Tonalitäten und der Tonleitern haben stattgefunden. Es ist nicht sicher, daß ein Musikfragment in C-Dur deshalb lustig und in C-Moll deshalb traurig ist. In solchen Versuchen haben wir nicht nur die Verwechslung von Sinn und Bedeutung denunziert, sondern auch die Reduktion des Gesamten auf Atome, den Mißbrauch der analytischen Reflexion, die Extrapolation, das der Kombinatorik zugestandene Privileg. Wenn es sich bewahrheiten würde, daß die zeitgenössische (elektronische, konkrete, aleatorische) Musik auf einem solchen Privileg fußt, werden wir es feststellen; wir hätten einen neuen Beweis einer tatsächlichen Reduktion der Dimensionen der Erfahrung und der Sprache auf eine einzige: die des technischen Charakters.

In der musikalischen Bewegung haben wir drei Artikulationsebenen unterschieden: die Intervalle, die Klangfarben, die Sätze (mit ihren Kompositionsregeln, die die Sätze zu »Stücken« zusammenfügen, zu Werken, die spezifizierten Genres und Formen, zum Beispiel der Form der *Sonate* entsprechen). Wir haben gezeigt, wie eine musikalische Bewegung mit Leerstellen (Schweigen, Pausen, Fermaten usw.) markiert ist. Wir versuchen nun die dimensionale Analyse.

Wir finden die »klassischen« Elemente wieder, wenn wir sie kodieren (sie nach unserem Schema klassifizieren): die Melodie, die Harmonie, den Rhythmus. Die Melodie ging der Harmonie voraus. Die menschliche Stimme (solo oder im Chor) folgt einer melodischen Kurve, die schon beim Sprechen spürbar wird. Die Melodie ist kontinuierlich, expressiv, natürlich. Sie gehorcht erst spät – nach einer langen Bearbeitung und einer Lehre – den genau festgesetzten Einteilungen des lautlichen Kontinuums in Intervalle, in Tonleitern. Heute noch messen viele Gesellschaften der Melodie ein Übergewicht gegenüber der Har-

[4] Vgl. R. Francès, La Perception musicale.

monie zu. Nur die okzidentale Musik hat nach einer langen Bearbeitung die Melodie der Harmonie untergeordnet. Die arabische Musik zum Beispiel (wenn sie authentisch ist) klingt seltsam für europäische Ohren; der durch die Harmonienlehre geformte Theoretiker wird sagen, daß arabische Sänger und Musiker Vierteltöne oder sich daran annähernde Intervalle benutzen. Der arabische Musiker seinerseits findet, daß die Europäer durch die Instrumente mit festen Tönen (Laute, Spinett, Klavier) und durch die wohltemperierte Tonleiter (Einteilung der Oktave in 12 Töne mit gleichen Intervallen) verformt worden sind. In der arabischen Musik behält die Stimme eine Art Freiheit, die zweifellos geregelt ist, aber nicht durch die Tyrannei der wohltemperierten Tonleiter (deren Privileg mit dem zunehmenden Gebrauch der Instrumente mit festen Tönen, der Akkorde, der Harmonie, zusammenfällt). Die europäische Musik vor dem 17. Jahrhundert bewahrt etwas von jener Priorität der Melodik, die sich in der Kunst der Fuge und im Kontrapunkt fortsetzt (obgleich auch hier der Druck des Harmonischen auf die Melodik stark ist). Wir erinnern kurz an die lange Rivalität zwischen Geige und Klavier, zwischen dem *bel canto* (italienische Musik) und der Symphonie (deutsche Musik), sowie an die theoretische Bedeutung des Werkes von Rameau. Die Musik mit vorherrschender Melodik ist frei in bezug auf die Intervalle und auf die rigorose Gliederung des lautlichen Kontinuums, beachtet nicht die Akkorde und benutzt vor allem die Konsonanzen innerhalb der Oktave (Männer-, Frauen-, Kinderstimmen) und bewahrt auch viel rhythmische Freiheit. Der Taktstrich taucht mit den Zwängen der Harmonie auf; er ist Teil eines Ganzen aus formalen Regeln, die die expressive Einheitlichkeit der Melodie in die Dimension der sogenannten klassischen Musik verwandelt.

Die Entwicklung der Harmonie hat physikalische Ursachen und historische und soziale Gründe. Die harmonischen Klänge besitzen eine Existenz als physikalische Phänomene. Lange bevor sie erklärt werden, dringen sie in die Melodiekurve ein, geben ihr unmerklich eine Richtung, verändern den Aufbau des musikalischen Satzes als akustisches Phänomen. Die wachsende Bedeutung der Harmonie und ihre Vorherrschaft scheinen nicht weniger mit sozio-historischen Bedingungen und vor allem mit einem Rationalismus verbunden zu sein: die Fixiertheit (der Instrumente, der Intervalle, der Tonleitern), die Einteilung der Oktave in gleiche Intervalle, der Begriff des Akkords (der Umkehrung, der Rekurrenz, der Äquivalenz der Oktaven). Dieses Ganze an Darstellungen und Techniken entspricht einem Rationalismus, d. h.

einer Ideologie, die einen sozialen Grund besitzt, dessen Sinn spürbar wird in einem semiologischen Feld.[5] Es gibt als Grundlage der Harmonie, als strukturales Substrat (um Chomskys Terminologie aufzugreifen) eine Art Grammatik oder Logik, die gerade Rameau, ausgehend von der Theorie der Akkorde, freilegte.

Wir brauchen hier nur den *paradigmatischen* Charakter der Harmonie festhalten und zu unterstreichen. In der Theorie und in der Praxis enthält die Harmonie ein System relevanter Oppositionen. Der Grundton erhält ein Privileg. In bezug auf den Grundton werden die Beziehungen der Nähe und der Entfernung und besonders der Spannung und der Ruhe determiniert. Die Rückkehr zum Grundton (Kadenz) ist zugleich wesentlich in der Struktur der Sätze und für den Sinn. Diese Rückkehr suggeriert die Ruhe, die Freude, den Sieg nach der Spannung des Willens, Mut, Leiden oder Scheitern. Das semiologische Feld und das strukturale Substrat, d. h. der semantische Gehalt und der Aufbau der Sätze sind so mit der Beziehung Spannung-Entspannung verbunden, die die Rückkehr zum Grundton voraussetzt.

Was die Opposition »Konsonanz – Dissonanz« betrifft, so entspricht sie dem Begriff der Relevanz und des Unterschiedes. Als Konsonanz (tolerierter oder empfohlener Akkord) wird betrachtet, was nicht dissonant ist. Und umgekehrt. Daß bestimmte Dissonanzen durch Akkorde absorbiert wurden, die in der Harmonie akzeptiert wurden, ist Diachronie; sie ist nur verständlich durch die Opposition und das System der Oppositionen.

Dieses System greift in die musikalische Syntax ein, d. h. in die Akkord-Gruppierungen, die der Komponist im Satz in der Satzfolge (Komposition) verwendet. Der Musiker wählt die Opposition und die Stärke der Opposition aus (in der Tonleiter aufeinanderfolgende und nicht aufeinanderfolgende Töne, Spannung oder Lösung durch die Rückkehr zum Grundton), die ihm passen. Dennoch beherrscht das System der Oppositionen nicht völlig den Aufbau der Sätze. In der Klassik denkt der Musiker nicht daran, auf die Melodie oder den Rhythmus zu verzichten. Die harmonische Struktur ist nur eine Di-

[5] Es bleibt uns nichts anderes übrig, als die Geschichte der Harmonie wegzulassen, obwohl sie uns betrifft, besonders die Rolle der Dissonanzen, die zunächst beiseite geschoben und dann durch die musikalische Praxis eingeführt wurden (kleine Terz, dominanter Septimenakkord usw.). Vgl. dazu die Arbeiten von Chailley und besonders seine (hektographierten) Vorlesungen an der Sorbonne. Der Rationalismus der Harmonie wurde durch Max Weber begründet. Dennoch unterschätzt der deutsche Soziologe das Werk Rameaus und erkennt nicht den Erschöpfungszustand der klassischen Harmonie in dem Augenblick, als er sie studiert.

mension. Im 19. Jahrhundert wird sie vorherrschend und alleinbestimmend. Nun wird ein musikalisches Werk auf einem Akkord aufgebaut. Die Vertikalität gewinnt mit der Vorherrschaft des Klaviers und der vollkommenen Ausschöpfung seiner Möglichkeiten (Chopin, Schumann). Seltsamerweise, aber für uns nicht überraschend, ordnet sich die horizontale Dimension (die Stimme oder Stimmen, ihre Verknüpfung im Kontrapunkt und der Fuge) der vertikalen Dimension unter. Die Oppositionen (Spannung und Lösung der Spannung) sind ausdrücklich und klar durch Oppositionen *überdeterminiert*, die zur Auseinandersetzung neigen. Der Musiker fühlt sich der »Welt« ausgeliefert und produziert sich vor ihr. Er ist er selbst und ein anderer. Er ist der Ort der Auseinandersetzung zwischen dem Licht und dem Schatten, dem Guten und dem Bösen, dem Reinen und dem Unreinen. Die hellen Töne und die hellen Harmonien symbolisieren die Reinheit, die Helligkeit, das Licht, das Göttliche. Die dunklen Töne und die Bässe symbolisieren das dämonische Element. Das rationale System, das im 18. Jahrhundert ausgearbeitet wurde, wird mit der Romantik beladen. Eine Sensibilität und eine Ideologie werden in einem erneuerten Symbolismus wahrnehmbar, dadurch daß sie (paradigmatisch) Oppositionen verwenden und sie bis zum Paroxysmus treiben.[6] So integriert der Sinn die formalen Strukturen, indem er sie nach seinen Forderungen umformt. Nicht ohne Nachteile, nicht ohne negative Auswirkungen. Diese Übertreibung kündigt das Ende der klassischen Harmonie an und erzeugt es. Ihr innerer Widerspruch (die Tonalität wird als Referentielles aufgefaßt, während die zwölf Töne der Tonleiter als Äquivalenzen gesetzt werden) läßt sie auseinanderfallen. Die Komplexität der Akkorde und der Klangfarben überschreitet die Tonalität. Die Überschreitung der Harmonie vollzieht sich in gegensätzlichen und miteinander verbundenen Weisen: Rückkehr zu Tonleitern, die wirklich und ohne Einschränkung einen bestimmten Ton privilegieren – streng gleichwertiger Gebrauch der zwölf Töne (atonale Musik) – Klangfarbenmelodik usw. Diese Überschreitung füllt eine lange Zeitspanne: von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis heute.

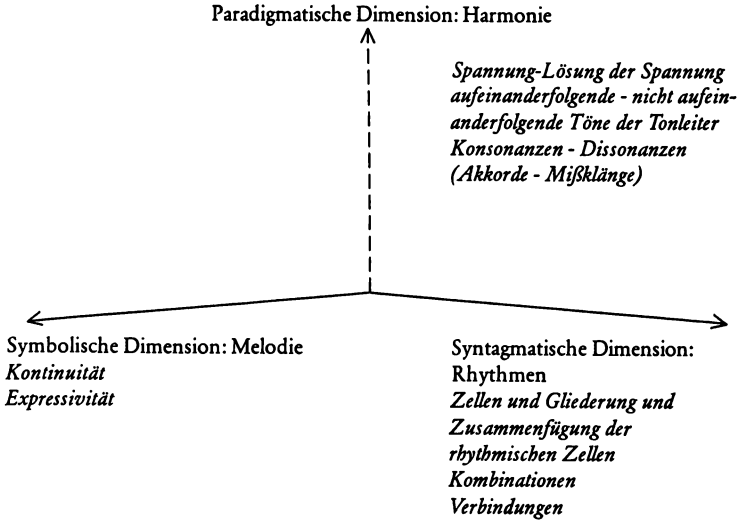
Der Rhythmus beherrscht die musikalische Syntax im eigentlichen Sinn. Die *Kontraste* von Betonung und Nicht-Betonung im Takt, der Kürzen und Längen, bilden das Gerüst. Ein Satz besteht aus einer Folge von Takten (rhythmischen Zellen). Mit dem Verfall des »Tyrannen C« (der Tonalität) wird der Rhythmus frei. Er vervollkommnet

[6] Vgl. bei Schumann die beiden Themen: Eusebio und Florestany, besonders in den Kreisleriana.

sich, und komplexere Zellen als in der klassischen Periode tauchen auf. Die Musik der Klassik hat einen Teil, wenn nicht alle ihrer Rhythmen der griechisch-römischen Prosodie entnommen. Ist die rhythmische Zelle die bedeutungstragende Einheit? Nein. Wenn man von langsamen, beschleunigten, schnellen Rhythmen spricht, geschieht das auf der Ebene des Sinns. Eine bestimmte rhythmische Zelle (zum Beispiel bei Bach der Anapäst) wird sehr verschiedenartig verwendet. In Anlehnung an die formalen Strukturen, die aus der Überwindung der klassischen Harmonie resultieren, neigen diese komplexen syntaktischen Strukturen dazu, vorzuherrschen. Vor den Ruinen der alten Harmonie, vor den Schwierigkeiten der neuen Harmonie, der seriellen und der atonalen Musik erklärt sich der Rhythmus zum König. Die symbolische Dimension und paradigmatischen Oppositionen (Spannung-Entspannung) verwischen sich und verschwinden sogar. Die Perkussion und die Perkussionsinstrumente gewinnen und bleiben oft alleinige Herren. Die syntagmatische Dimension wird exklusiv. Nicht ohne Gefahren für den Rhythmus selbst, dessen Zwänge erschüttert werden. Seine biologischen (natürlichen) Grundlagen, die Atmung, Lebenszyklen, die Zeiten der Spontaneität sind weit entfernt. Wenn die Kombinatorik und mehr noch die Aleatorik als solche zu Techniken der musikalischen Komposition werden, verschwindet die Auswahl. Der Autor selbst als »Subjektivität« zieht sich völlig zurück. Und ebenso der Dirigent. Man kann eine Musik konzipieren, in der das Publikum Komponist und Hörer wäre, indem man ganz zufällig aus der Unendlichkeit der möglichen Kombinationen kontrastierende Lautbündel herausnimmt, die vielleicht nach sehr allgemeinen Regeln in der Art einer Grammatik miteinander verbunden sind, und wobei man die wahrscheinlichsten, banalsten oder unzumutbaren Kombinationen eliminiert.

Wir stoßen wieder – es ist weder das erste, noch das letzte Mal – auf eins unserer Zentralthemen. In der heutigen Gesellschaft wird eine Tendenz erkennbar, die syntagmatische, kombinatorische, aleatorische Dimensionen (Zufall, den man versucht, als solchen zu verwenden, anstatt ihn vorherrschend werden zu lassen) zu privilegieren. Weshalb? Aus wesentlichen Gründen: Technik, Maschinen, Kybernetik, Informationstheorie. Mit der Ideologie, die sich daran anschließt: Kult der Technik, des Operationalen, tatsächliche (praktische) Reduktion des menschlichen Wesens auf die Dimension, die technisch am besten zu manipulieren ist. Hier brauchen wir das nur festzustellen, müssen aber die Lehren daraus anderswo oder weiter unten ziehen und unsere Kritik hinzufügen.

Diesen Bemerkungen Rechnung tragend, die spätere Weiterentwicklungen fordern – und ebenso den schon geäußerten Vorbehalten Rechnung tragend, schlagen wir für die Musik das dreidimensionale Schema vor, das demjenigen der Sprache analog ist und das es erlaubt, auf diese Weise die Unterschiede zu kennzeichnen.
An dem unten abgebildeten Schema wird ein strenggläubiger Linguist (Formalist oder Strukturalist) kritisieren, daß der Begriff des Paradigmas über den Bereich der grammatischen Morphologie hinaus ausgedehnt wurde. Zweifellos wird er sagen, daß wir die Linguistik verlassen, um in die Sprachphilosophie einzutreten. Wir weisen diesen Einwand zurück. Wenn wir die Linguistik, die Morphologie, die Grammatik, die Syntax verlassen, dann geschieht das im Namen der Sprachsoziologie und nicht im Namen einer Philosophie. Wir überschreiten oder transzendieren den Bereich der Linguisten, denjenigen ihrer Wissenschaft nicht, indem wir behaupten, diesen Bereich begrifflich zu denken.



Die lebende Sprache überschreitet ständig ihre eigenen Grenzen in Richtung auf »etwas anderes«, die Praxis, das sinnlich Wahrnehmbare. Und sie schließt sich ihnen an. Oder sie verfällt. In Wahrheit bewegen wir uns entlang der Grenzen, zu deren Festlegung wir beigetragen haben. Sollten wir zu Unrecht auf das Gebiet des Signifikats überge-

gangen sein? Sollten wir in einer Sprachverwirrung, die sich nicht nach den Lehren Saussures richtet, Signifikat und Signifikant verwechselt haben? Sicher nicht. Zum Beispiel ist die Opposition »Spannung-Entspannung« in der Musik formal, bedeutungstragend. Wir sagen, daß das Signifikat (der Inhalt) vom Sinn abhängt, der auf einer bestimmten Ebene festgesetzt ist. Gemäß dem Sinn ist die Spannung die Spannung des Willens, des Verlangens, der heroischen Tat, der Mühe, des drohenden Scheiterns. Die Lösung der Spannung ist diejenige der Ruhe, der Wollust, der Freude, der Hingabe, des Anhaltens, des Triumphes, des Scheiterns, des Todes.

Ein anderes gewichtiges Argument zu unseren Gunsten: eminente Linguisten, die eine Linguistik der Rede beiseite schieben, die von der Linguistik der Sprache (langue) unterschieden ist (sie geht nicht mit der Saussureschen Dichotomie konform), betonen nicht weniger den Redeakt, Sprache (langue und langage) als »energeia«, Fähigkeit zur Erforschung und zur Schöpfung, stets erneuerte Kraft.[7] Wir stimmen überein mit den Tendenzen, die das »Immanenzprinzip« zu überschreiten und sich nach unserem Thema auszurichten scheinen: Sprache (langue) und Gesellschaft. Andererseits genügt es nicht, wenn man sich damit zufrieden gibt, den Schluß zu ziehen, daß sich die Sprache (langage) nach der *Realität* ausrichtet, zu ihr tendiert, sie »kopiert« oder sie »reflektiert«. Selbst wenn man darauf hinweist, daß die Realität und ihr Abbild nicht unbeweglich sind[8], muß man hinzufügen, daß Sprache und Sinn das Feld des Möglichen erkunden, um es zu realisieren.

Zwei letzte Bemerkungen oder vielmehr zwei Bestätigungen. Die Musik kann verbal kommentiert werden. Diese Rolle kommt den Musikkritikern und Musikästheten zu. Ohne die Konversation in einer Gesellschaft zu nennen. Der verbale Kommentar läßt den Sinn entfliehen, der den Wörtern auf doppelte Weise entgeht: in seiner Eigenschaft als unausschöpfbarer und als im eigentlichen Sinn musikalischer Sinn. Man kann bestätigen, daß die Musik ihren eigenen Sinn hat, unter der Voraussetzung, daß man präzisiert, daß es sich sehr wohl um einen Sinn handelt. Die Analogie zwischen beiden Bereichen ermöglicht es ihnen, auf der höheren Ebene miteinander zu kommunizieren und nur auf dieser Ebene, die die Einheit der ästhetischen Erfahrung in der Einheit (die heute vielleicht zerbrochen ist, die aber einmal mächtig war) der

[7] Diogène, Nr. 51; E. Benveniste, Le langage et l'expérience humaine, S. 13; R. Jakobson, A la recherche de l'essence du langage, S. 37 f.
[8] Ibid., A. Schaff, Langage et réalité, S. 173.

menschlichen Erfahrung absichert. In der Höhe treffen sich die Sinne (und die Bereiche). Die Musik ist weder eine Sprache (langue) noch eine Rede. Man kann sie nur mit Vorbehalt als »Sprache« (langage) bezeichnen. Sie ist ein im sinnlich Wahrnehmbaren, dem semiologischen Feld, verkörperter Sinn. Der Sinn findet in ihr seine Fülle. Sie ähnelt in keiner Weise dem Bild (und zweifellos deshalb kann sie es im Film kommentieren). Es gibt für die Musik keine Schwankung zwischen dem sinnlich Wahrnehmbaren und den Wörtern. Die Musik und der Sinn der Musik haben nichts Zweideutiges an sich. Nur das Bild verweist wegen seiner Ambiguität, wegen der Vielzahl der Bedeutungen (Polysemie) auf den verbalen oder musikalischen Kommentar, weil es Erklärungen braucht. Daher rühren die starken Unterschiede zwischen diesen sinnlichen, mit Sinn beladenen Feldern: der Musik, der Bilder usw. Wir werden unseren Kode nicht auf die Bilder anwenden, obwohl jedes Bild oder jede Bildserie eine bestimmte oder unbestimmte Nachricht enthält.

Es ist möglich, daß die Geschichte der Musik die Frage der Sprache erklärt. Und umgekehrt. Besonders die Verschiebung der Musik hin zu der einen syntagmatischen Dimension (markierte Rhythmen, Perkussionen, Kombinatorik der lautlichen Eigenschaften), verbunden mit der Verschiebung des Gesamtfeldes zum Signal hin bringt uns einige Erklärungen. Wäre es nicht möglich, daß das Verschwinden des Symbolischen vor der Paradigmatik und dieses vor der Syntagmatik (Kombinatorik) die Geschichte der Sprache charakterisiert wie diejenige der Musik und der verschiedenen semiologischen Felder? Daß sich der Einfluß der Sprache als Objekt von der Schrift her in dieser Richtung auswirkt, ohne andere Einflüsse zu übergehen, die vom simultanen (synchronischen) Charakter der technischen Objekte abhängen? Nun ist es nicht erstaunlich, wenn man die Linguistik selbst, in ihrer Eigenschaft als Wissen, die von einer Soziologie des Wissens abhängt, abgleiten sieht zur distributiven, statistischen und quantitativen Linguistik, zur Kombinatorik, zur Technik der Sprechmaschinen, zur Theorie der syntaktischen Strukturen.[9] Ist das nicht eine soziologische Tatsache? Die Linguistik, ihre Beschäftigung, ihre Begriffe können sich nicht von der Sprache trennen, denn entweder setzt die Linguistik eine Metasprache voraus oder konstituiert sie. Sie ist also wie die Sprache Teil einer theoretischen Situation, ein Aspekt einer Gesamtsituation der Gesellschaft und der Zivilisation. Sie entsteht nicht irgendwie noch irgendwo.

[9] Vgl. N. Chomsky und S. K. Šaumjan, in: Diogène, Nr. 51.

Ebensowenig wie die Ästhetik. Mißtrauische oder empfindliche Menschen mögen diese Erklärungen nicht übelwollend interpretieren. Wenn die Symbole zur Folklore werden, ohne daß sie von etwas Lebendigem ersetzt werden, wenn der Sinn vor den Bedeutungen und die Zeichen vor den Signalen verschwinden, sollte man nicht den Linguisten dafür anklagen!

Andernorts[10] haben wir den Kode dargestellt, der es erlaubt, die Nachricht der Philosophie oder die Philosophie als Nachricht zu dechiffrieren. Mit den gleichen Vorbehalten. Der Kode schöpft die Philosophie nicht aus; er erlaubt es im Gegenteil, das Unreduzierbare in ihr, das Projekt des (vollendeten, totalen) Menschen zu determinieren.

Das Übergewicht der Syntagmatik schimmert hier durch den abgöttischen Kult der Systeme und der Systematisierung hindurch, ein Kult, der sich seltsamerweise bestätigt, seit die Systeme auseinandergebrochen sind. Und zuerst das am weitesten vollendete System: der Hegelianismus. Die Symbole sterben, aber die philosophische Rede mit ihrer Pseudo-Strenge, der der Dissertationen, tritt verheerend auf. Das philosophische Genre überlebt die lebendige Philosophie, den Versuch der Menschenkräfte, die Erforschung seiner Möglichkeiten.

Paradigmatische Dimension

wahr — falsch
endlich — unendlich
Subjekt — Objekt
notwendig — zufällig
Sein — Nichts
gleich — anders
identisch — gegensätzlich
total — parziell
geschlossen — offen

Symbolische Dimension
die Sonne des Intelligiblen
die Quelle der Wahrheit
die Rose der Welt
der Baum des Wissens

Syntagmatische Dimension
Kohärenz
Systematisierung
strenge Verkettung
Beweis

[10] Métaphilosophie, Paris 1965.

Wir wenden nun das Schema auf soziale Formen, auf soziale Realitäten (Inhalte) an, die in ihrer Form betrachtet werden. Das schöpft weder den Inhalt aus noch die Funktionen noch die Strukturen dieser Realitäten, erlaubt es aber, die formalen Elemente zu klassifizieren. Das dreidimensionale Schema des Hauses:

Paradigmatische Dimension

zugänglich — reserviert
offen — privat
außen — innen
einladend — geheim
sichtbar — verborgen
Aktivität — Ruhe
Intimität — Beziehungen
Nachbarschaft — Entfernung

Symbolische Dimension
Haben (Eigentum)
Familie und Adoption
Erbe (Erbteil)
Lebenskontinuität
Gastfreundschaft
Ursprung, Vergangenheit, Sein
Körper (Gesicht und Fassade — Innen und Bauch)

Syntagmatische Dimension
Anordnung der Zimmer
Gänge

Wir können sogar diese Schematisierung bis zum modernen »Heim« ausdehnen.
In der »Welt der Pavillons«, kann man sagen, ist die Metapher Königin. Es ist eine transsubstantielle Metapher: eine Rasenecke »ist« die Natur, die Gesundheit, die Freude, die zugleich als fiktiv und als wirklich erlebt werden. Das Symbol in Mini-Ausführung im Überfluß: das Bäumchen, der Springbrunnen usw. In den Grands Ensembles gewinnt die Metonymie: das Ganze ist im Teil und der Teil ist durch Permutation identischer Elemente dem Ganzen äquivalent. Die Fragestellungen »Wer hat das gemacht? Wer hat das gewollt oder hat es ohne seinen Willen getan? Wie? Warum? Wofür, mit welchem Ziel? Wer ›wohnt‹ so? Wie und warum?« bleiben außerhalb der kodifizierten Klassifizierung. Das Schema gibt nur einen Rahmen ab, um diese Fragen anzugehen.

Paradigmatische Dimension

Dominante: der Pavillon
Gesundheit — Morbidität
Natur — Künstlichkeit
Grün — Stein
Sonne — Schatten
Intimität — Promiskuität
Environnement — Nachbarschaft

Symbolische Dimension
„bewohnen"
(eine Bleibe haben und sein)

Dominante syntagmatische Dimension
„die Grands Ensembles"
Kontraste: leere und gefüllte Räume
Arrangement
Kombination
formale Ordnung
Nachbarschaft

Die traditionelle Stadt kann auf dieselbe Art und Weise schematisiert werden:

Paradigmatische Dimension

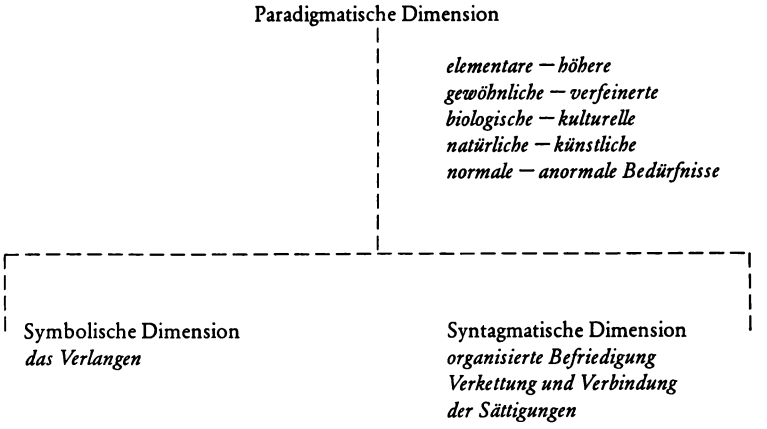
Stadt — Land
innen — außen
Zentrum — Peripherie
Mauer — Tore
(Grenzen und Zugang)

Symbolische Dimension
Monumente
Stil
historische Erinnerung
Kontinuität

Syntagmatische Dimension
Wege
Netz der Beziehungen
Wohneinheiten und Verbindungen

Hier koinzidiert das Auseinanderbrechen der Stadt als Form (wohlverstanden weder als Menge von Funktionen noch als Menge von Strukturen) mit dem Übergewicht der Syntagmatik. Die symbolische

Dimension ist fast verschwunden in den »neuen Wohngebäuden« und ist zu den »Mikrokosmen« der Pavillons in der Vorstadt geworden. Die paradigmatische Dimension wird undeutlich. Nur die Verkehrswege und die »Dienstleistungs«-Netze bleiben übrig.
Wir könnten das Schema auf die Objekte und auf die »Welt der Objekte« anwenden. Wir begnügen uns für den Augenblick damit, die Bedürfnisse in das Schema zu fassen:



Nicht ohne Ironie beschränken wir den symbolischen Aspekt auf ein einziges Wort. Die Sprache siebt die Bedürfnisse. Sie filtert sie und läßt nur das hindurch, was die Gesellschaft, so wie sie ist, akzeptiert und hinnimmt. Und dennoch überdauert dieses ursprüngliche und finale Unreduzierbare, das Verlangen, Prinzip der Unzufriedenheit, der Imagination, des Rufs nach dem Möglichen. Das Übergewicht der Syntagmatik wird in die Ideologie des Konsums übersetzt: Glück und Zufriedenheit – die Sättigung – identifizieren sich.
Das Leben des Bewußtseins können wir noch schematischer darstellen. Wir haben schon gesagt, daß die Analyse der Sprache die Analyse des Bewußtseins (als Form) erklärt und umgekehrt. Es gibt im übrigen keine Koinzidenz zwischen den Analysen, die man von dieser Aktivität unternehmen kann: Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft – Erinnerung und Vergessen, Anhänglichkeit und Ablehnung, Projekt oder Hingabe – Determinismen, Zufälle, Willen – Objekte, Situationen, Handlungen – Verhalten, Haltungen, Meinungen – Bedürfnis, Arbeit, Lust usw. Diese verschiedenen Begriffe, die von den Soziologen oder

der politischen Ökonomie entwickelt wurden, gehen mit verschiedenen Mitteln und Wegen an das Leben des bewußten, individuellen und sozialen, in der »Welt« handelnden Wesens heran. Die dimensionelle Analyse, die von der Sprachanalyse inspiriert ist, scheint zu ergeben:

a) eine symbolische Dimension

Die fundamentale Kontinuität, die von den Philosophen als »ontologisch« oder »existentiell« angesehen wird. Unter dem Erworbenen, dem Akkumulierten, unter der Erinnerung überdauern zugleich Kindheit und Erinnerungsbild der Kindheit, also eine bestimmte Bildwelt mit ihren gefühlsmäßigen Beziehungspunkten.

b) eine paradigmatische Dimension

Die Referenz nicht auf Objekte, sondern auf thematisierte Oppositionen, deren Termini in gegenseitigem Bezug etwas bedeuten und ein Ganzes bilden (das Ich und der Andere, das Gutwillige und das Böswillige, das Nahe und das Ferne usw.). Die Wahl zwischen diesen Termini deckt das spontane Bewußtsein und die reflektierte Ausnutzung des Erworbenen auf.

c) eine syntagmatische Dimension

Die Aneinanderreihung der verfügbaren Angaben zur Handlung, die Organisation der Virtualitäten, ausgehend von erworbenen und schon gut gegliederten Elementen. Also, im Grenzfall, die entschlossene und logisch durchgeführte Operation, die Aufnahme des Unvorhergesehenen im Rahmen des Vorhersehbaren, die Information, die ausgehend von der Erfahrung (der Redundanz, der Wiederholung der Gesten, der Handlungen, der Reflexionen) angewendet und aufgefangen wird.
Diese Analyse kann wie folgt dreidimensional projiziert werden:
Es ist nicht notwendig, dieses Schema lang und breit zu kommentieren, um seinen kritischen Aspekt zu zeigen. Die Seele liegt im Sterben, die Seele ist gestorben. Der Leib ist deswegen nicht weniger traurig, da man es nicht erreicht, alle Bücher zu lesen. Die Anwesenheit hat keine Macht mehr; so gut es geht, greift man nach ihr. Was den personali-

Paradigmatische Dimension

Gegenwart – Abwesenheit
Anhänglichkeit – Ablehnung
Interesse – Desinteresse

Symbolische Dimension
die Seele

Syntagmatische Dimension
Personalisierung – personalisierte Objekte
persönlicher Charakter der Objekte (Dinge)
Kombinationen der Objekte
Handlungen, Gesten
Kommunizierbarkeit durch personalisierte Objekte

sierten Wagen, die personalisierten Möbel, die personalisierten Kleider angeht, so spielen sie eine determinierende Rolle. Es sind Wörter, also eine Sprache, die der Objekte, die einer Kombinatorik unterworfen ist, in der die Freiheit durch die zufällige Auswahl unter den Kombinationen definiert ist.

Wodurch und auf welche Weise ist der *Code civil* ein Kode im linguistischen Sinn (in der Dichotomie: Nachricht – Kode)? Handelt es sich um eine zufällige aber inhaltslose Namensgleichheit (Homonymie)? Oder um ein Wortspiel? Nein. Unserer Meinung nach ist der Code civil ein Kode wie derjenige der Straße, zugleich im linguistischen, semantischen, semiologischen Sinn. Er ist operational und gibt einem Strom menschlicher Beziehungen, die ohne ihn Gefahr laufen würden, ins Chaos und ins Ungeformte zu fallen, eine Form. Er ordnet diese Beziehungen. Gleichzeitig verleiht er ihnen Ausdruck: er liefert eine präzise Sprache, indem er Zeichen und Bedeutungen gebraucht, die vor seiner Entwicklung schon bestanden. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts setzte Napoleon ihn in dem Augenblick in Kraft, als die konstituierenden Beziehungen in der neuen Gesellschaft (Konkurrenzkapitalismus) bereit waren, diese Formalisierung aufzunehmen, die, von praktischen Formen ausgehend, aufgebaut war: Vertrag, Tausch, Eigentum. Er ist auf der Ebene der juristischen Beziehungen eingesetzt und ist mit den Beziehungen des Eigentums verbunden, die bereits in einer bestimmten (unvollendeten, nicht als solche formulierten) Form bestanden und ihm einen Inhalt gaben. Das Signifikat dieses Signifikanten ist eine Ord-

nung, die Ordnung der sich formenden Gesellschaft. Das Recht vermittelt eine Stabilität, eine Struktur der Gesamtheit der Produktions- und Eigentumsverhältnisse, die dieser sozialen Praxis inhärent sind. Eine endliche Zahl von Gesetzen erlaubt es, eine unendliche Zahl von Situationen und Rollen zu regeln. Eine Vielzahl von zeitlichen Ereignissen sind – näherungsweise – auf und in einen starren Rahmen eingeschrieben.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts beruhigt sich das revolutionäre Aufbrausen, das die Veränderung begleitet hat. Es läßt hinter sich ein Chaos, das mehr scheinbar als wirklich ist. Der Code civil, ein Kode von Verträgen, Tausch und Eigentum, dechiffriert (enträtselt) dieses Chaos, deckt die Ordnung auf, die es verheimlicht, setzt wirksam die geforderte und erwartete Ordnung ein. Er besteht nicht nur aus einer Sammlung von aus Prinzipien abgeleiteten Gesetzen. Er setzt fest, er »kodifiziert« eine bestimmte Zahl sozialer Rollen: Familienvater, Ehefrau, Eigentümer, Vertragspartner, Erbe – für diese Gesellschaft wesentliche Rollen. So erklärt er sie. Er durchdringt mit seinem Licht die versteckten Tiefen dieser Gesellschaft. Beschäftigt er nicht bis zur Faszination, bis zur Inspiration Stendhal und Balzac? Beide wollten schreiben wie der Code civil. Sie sahen darin das Werkzeug zum Entschlüsseln einer äußerst komplexen Realität. Mehr noch als die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte, die ihn stützt und legitimiert.

Wir stoßen darin auf eine symbolische Dimension, d. i. den Eigentümer von Immobilien, Grund und Häusern, eine Gestalt feudalen Ursprungs. Der Bourgeois erscheint nicht als solcher im Kode der Bourgeoisie; er schimmert durch in den Symbolismen der Vernunft, des Gesetzes, der männlichen (oder virilen) Tugenden, die ihn begleiten. Als Statue, Statur und Statut, die die Verhältnisse und den Staat verkörpern, beherrscht die große Gestalt des Eigentümers symbolisch die reglementierten Formen. Dieser Mensch ist durch Definition der Harmonische und Vollkommene, der mit seinem Schicksal, mit seinen Funktionen, mit seinen inneren und äußeren Verhältnissen Zufriedene.

Die paradigmatische Dimension schlägt sich nieder in einem klaren und deutlichen System von relevanten Oppositionen: das Legale und Illegale, die Gleichheit und Ungleichheit, das Eigentum und Nicht-Eigentum. Was die syntagmatische Dimension betrifft, so besteht sie aus Vertragsprozeduren, juristischen Formalismen, die die Reihenfolge der Handlungen festlegt, die vom Recht abhängen.

Die dreidimensionale Klassifizierung macht die Lücken, Löcher, Män-

gel des Kodes deutlich, die die Gesellschaft selbst waren und sind. Es ist bekannt, daß die konkreten Gruppen (die Jugend, die Kinder, die Frauen, die Arbeiter usw.) ein wenig in diesem formalen und allgemeinen Kode vernachlässigt werden. Untergruppen von Kodes kamen hinzu, um ihn unzureichend zu ergänzen und sich darin mehr oder weniger gut zu integrieren.

Die Klassifizierung zeigt nicht das tatsächliche Funktionieren der Gesellschaft und ihrer Praxis, besonders nicht die Tatsache, daß die Gesetze sich wenden und drehen, sich abwenden und umdrehen. Und daß dies die »Funktion« zahlreicher »Gesetzesleute« ist, die sich bald damit beschäftigen, die Lücken auszufüllen, bald die formalen Regeln im Interesse von einzelnen zu beugen, bald ganz einfach Mißbräuche zu legalisieren.

Wir verallgemeinern, achten aber immer darauf, nicht zu extrapolieren. Wir verfügen über ein Gitter, das wir auf die Texte und die »Realitäten« legen, um sie zu entschlüsseln. Wir begreifen vielleicht teilweise, wie ein zeitlicher Prozeß von einem Feld Besitz ergreift, wie eine Diachronie sich in eine Synchronie einschreibt. Die Analyse der Ebenen, die Analyse der Dimensionen, die Analyse der Frequenzen liefern uns zumindest drei konvergierende Annäherungsmöglichkeiten zu diesem wichtigen Phänomen. Es stimmt, daß wir ihre Konvergenz postulieren, daß eine Distanz ständig diese Möglichkeiten voneinander trennt und daß zwischen ihnen vielleicht das bestehen bleibt, was zum Thema und Gegenstand einer anderen Analyse werden wird.

Was ist ein Text? Wir können den Begriff verallgemeinern. Schauen wir um uns: die Straße mit den Häusern, die Leute mit ihren Gesichtern, Gebärden, Kleidern, die Wohnungen mit den Möbeln. Vor unseren Augen haben wir einen sozialen Text. Der Begriff des *Textes* und des *Feldes* überschneiden sich. Ein sozialer Text ist ein sinnlich wahrnehmbares, durch die Zeichen und Werte mit Sinn beladenes Feld. Verschiedene Ebenen bilden sich. Wir haben bereits darauf hingewiesen, wie das Studium der Sprache, der Schrift und der Lektüre die Wahrnehmung der Dinge erklären kann (das, was die Philosophen und Psychologen »Wahrnehmung« nennen). Die Wahrnehmungsebenen finden sich wieder in den sozialen Texten. Die Dimensionsanalyse und die Frequenzanalyse gesellen sich dazu. Wir haben bereits einen dreidimensionalen Kode für das Haus und die Stadt aufgebaut. Das Studium der Frequenzen würde in derselben Perspektive die zahlenmäßig erfaßbaren Elemente, ihre Seltenheit oder ihre Wiederholung determinieren.

In unserem Beispiel gliedern sich die »Semanteme« wie Fenster, Tür, in Häuser und Straßen; die Straßen bilden die Stadt im traditionellen Sinn, d. h. ein sinnlich wahrnehmbares, mit *Sinn* beladenes Feld: Florenz, Venedig usw. Ein solches Ganzes gruppiert Zeichen und Werte in einem globalen Sinn, der sich demjenigen kundtut, der ihn sucht; er wird kaum dem Spaziergänger, dem Tourist sichtbar oder gar dem Stadtbewohner, dem sie gleichgültig ist und der nur Trivialität in den Symbolen und dem Sinn sieht. Die unterscheidenden Merkmale – Gewölbe, Bögen, Spitzbögen, Fensterformen, Türen und Dächer – sind dem Stil untergeordnet, d. h. dem Sinn, wenn es wirklich eine Stadt ist. Der Sinn? Es ist eine Stadt, eine Art zu leben, manchmal (in Paris, in Rom, in Moskau) eine richtige oder falsche Konzeption von der Welt.

Indem wir uns durch die Sprache und ihr Studium inspirieren lassen, gelangen wir nach und nach zu einer sehr allgemeinen Methodologie. Wir betrachten die Gesellschaften wie eine ständige (zeitliche) Nachricht, die zu dekodieren ist, d. h. in synoptische (synchronische) Bilder zu verwandeln, soweit sie sich dafür anbietet, d. h. daß sie selbst solche simultan gegebenen Einheiten produziert. Die Nachricht der Gesellschaft ist doppelt: der Text, der sich unseren Augen darbietet (die Landschaft, die Stadt), und die Sprache selbst, der verbale Text.

Eine Serie von Operationen wird notwendig, um sie als soziale Texte zu erfassen: ein erster Moment, der des Erstaunens, dem ein zweiter Moment folgt, der der kritischen Distanz. Wir müssen fortfahren zu schauen, zu hören, aber nicht in der Weise wie derjenige, der im täglichen Leben hört und schaut, der in dem Text gefangen, in die Systeme integriert, Zeichen unter Zeichen ist. Wir erschüttern und lösen den Eindruck des Gewohnten, des Bekannten, des Schon-Gesehenen auf. Sogar die Redundanzen und Wiederholungen innerhalb des Textes werden uns überraschen. So erst lassen wir das Unbekannte in dem scheinbar Bekannten zum Vorschein kommen: die Nachricht und die Dringlichkeit der Dekodierung. Es ist unmöglich, ein System zu verstehen (zu dekodieren), wenn man in dem System gefangen, »Zeichen unter Zeichen« ist. Um eine Gesellschaft zu verstehen, darf man weder außerhalb von ihr noch innerhalb stehen, gefaßt, verführt, gefangen. Es muß eine *gute Distanz* gefunden werden, analog der, die es den Augen erlaubt zu lesen und den Ohren zu hören. Kritik und Distanzierung sind die Grundlage der soziologischen Erkenntnis.

Daran anschließend beginnen wir die Analyse des Textes: Ebenen, Dimensionen, Frequenzen. Wir stellen besonders Kodes auf, die es uns

erlauben, die Signifikanten zu klassifizieren und ihre Beziehungen zum Sinn besser zu erfassen.

a) Ausgehend vom sinnlich wahrnehmbaren Text werden wir uns bemühen, die semiologischen Felder zu unterscheiden. Wir wollen die *Gesamtheit der Praxis* oder sozialen Praxis, d. h. die Produktiv- und Kreativkräfte erreichen. Die Aneignung der sinnlich wahrnehmbaren Welt unterscheidet sich von den Beziehungen zwischen menschlichen Wesen, von der Praxis im eigentlichen Sinn, ohne sich davon zu trennen. Für die Aneignung der sinnlich wahrnehmbaren Welt, die sich so vollzieht, daß die praktische Aktivität – mit den dieser Aktivität inhärenten Beziehungen – in sie eindringt und sich darin einprägt, reservieren wir den Namen *poiesis*. Praxis und poiesis sind unterschieden und verbunden. Die Untersuchung der semiologischen Felder erlaubt es uns, ihre Verknüpfung und die Art und Weise zu erreichen, in der sie zusammen in der sozialen Zeit wirksam sind, um den sozialen Raum zu formen.

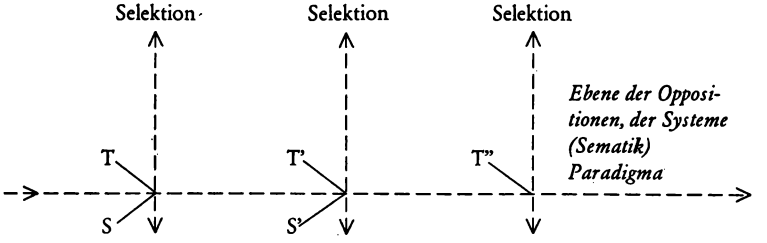
Die Aufstellung des Kodes geschieht nach den bereits festgesetzten Regeln. Wir nehmen an, daß jeder Kommunikationsakt ein Feld besetzt hat (wo das Kommunizierbare nicht ohne Verluste und Schaden, Illusionen und Desillusionierung zum Vorschein kommt) je nach den Ebenen, Dimensionen und Frequenzen. In den Dimensionen suchen wir den *Symbolismus* (emotionale Inhalte, die durch privilegierte Bilder getragen werden, »Expressivität«, Affektivität) – die *Paradigmatik* (dem Feld und dem Erkennen des Feldes inhärente Oppositionen) – die *Syntagmatik* (die Arten der Verknüpfung, der Assoziation, des Kontrastes zwischen den Elementen des gegebenen Feldes).

Was ist, zusammenfassend, ein Kode? Von unserem Standpunkt aus ist er eine im voraus aufgestellte Klassifizierung von Signifikanten, die ausgehend von bereits bekannten oder bereits durch dieses Mittel entschlüsselte Nachrichten ausgeführt wird und die es erlaubt, neue, unbekannte oder verkannte Nachrichten zu entschlüsseln.

Durch die Dechiffrierung, d. h. vermittels des Kodes, füllen sich die Zeichen der Nachricht mit Bedeutung. Sie decken die Signifikate auf. Die geistige Überlagerung von Nachricht und Kode (formale Gesamtheit) ist notwendig, damit die Signifikate klar zum Vorschein kommen, um an die Werte und den Sinn heranzukommen.

Der Kode ist formal. Er hat als wichtigste Eigenschaft die Kohärenz. Also die Abgeschlossenheit. Und doch kann er nur durch die Reduktion gänzlich abgeschlossen werden. Außer in einigen Grenzfällen (Verkehrszeichen).

Es genügt zu sagen, daß die Anwendung eines Kodes Reste manifest werden läßt, auf die dann die Analyse angewandt werden muß. Die äußerst komplexen Elemente, die Werte und mehr noch der Sinn manifestieren sich im allgemeinen als Reste in Bezug zu den ersten Analysen (Ebenen, Dimensionen, Frequenzen).
Der Kode für sich allein genommen und besonders in seiner graphischen Darstellung (Schema auf einem weißen Blatt Papier) fixiert das, was er erfassen will; er projiziert eine ständige Bewegung in eine erstarrte Form und eine statische Struktur: die unablässige Inskription von Ereignissen (Handlungen und Situationen) in Mengen von Objekten. Schon in der Sprache vollziehen sich in jedem Augenblick der durch das Sprechen durchlaufenen Zeit die Operationen, die von der Analyse unterschieden und wieder zusammengefügt sind. Das Schema könnte wie folgt aussehen:



Achse der Kombinationen
Assoziative Ebene
Gliederung in Einheiten
Syntagmen

S = in die Bewegung eingegliederte Symbole.
An den Stellen T, T', T" geschieht immer etwas. Was? Verklammerung oder Sich-Loslösen, der Rückgriff auf das Symbol, die Wahl, die Assoziation. Die Überfülle des Denotats durch die Konnotationen. Die Öffnung zu einem Sinnhorizont oder seine Verdunkelung oder sein Verlust.
Wenn man annehmen muß, daß wir im praktischen Leben *die Felder wahrnehmen* (das, was die Analyse der Dimensionen zu zeigen versucht), und dies in Situationen oder vor Gegenständen, die mit bestimmten Frequenzen versehen sind (das, was die mathematische Analyse untersucht), muß man auch annehmen, daß diese gewöhnlichen Operationen mit außerordentlicher Geschwindigkeit abrollen. Wenn wir durch eine Stadt gehen, gleichen wir einem, der ein Musikfragment hört, das

auf einer Platte festgehalten ist. Mehr noch: wir *sind* der Plattenspieler selbst; wir stellen das zeitliche Phänomen wieder her und gehen dabei von seiner Inskription in einen Raum aus. Unvollkommener Apparat, der jedoch viel empfindlicher ist als das materielle Instrument, das von den Technikern hergestellt wurde. Eine solche Komplexität von Operationen läßt sich nicht leicht in ein Schema fassen. Dazu kommt noch, daß Lücken, Unzulänglichkeiten, Fehlschläge immer *möglich* sind. Das ist das Gegenstück zur Öffnung (auf das Mögliche). In seinem buchstäblichen Sinn zeigt der Kode eher die Tendenz zur Degradation. Er fixiert; die Bedeutungen fixieren sich, indem sie vorherrschend werden in ihren distributiven Details. Danach lösen sich selbst die Zeichen von den Signifikaten. Geschieht das nicht, wenn man einen geschriebenen Text liest? Man muß mehrere Male neu anfangen, um den Sinn zu erraten oder ganz zu erfassen. Die Werte und Bedeutungen folgen im Verlauf dieser Annäherungen aufeinander, stehen sich bei der Lektüre gegenüber, stehen im Widerstreit miteinander. Es kann geschehen, daß sich die Wörter, jedes mit seinem Signifikat, loslösen und trennen. Bald haben wir vor unseren Augen nur noch Wörter, Silben, Buchstaben ohne Bedeutung und, mehr noch, ohne Sinn: Das Schema erlaubt es, diese Bewegungen zu verstehen, unter der Voraussetzung, daß sie als Bewegung wiederhergestellt werden.

Der Ruf nach den Wörtern der Sprache ist unumgänglich, um eine konkrete Nachricht (einen sozialen Text) zu dechiffrieren. Wir können nicht darauf verzichten. Die Sprache der betreffenden Gesellschaft spielt in Bezug auf die sinnlich wahrnehmbaren (semiologischen) Felder schon die Rolle einer Metasprache. Aber sie kann diese Rolle innerhalb des Erkennens nur spielen, wenn sie kritisch und mit der erforderlichen Distanz gebraucht wird. Ohne diese Voraussetzung reproduziert man einfach die gewohnten verbalen Kommentare, mit denen sich die Leute im täglichen Leben gegenseitig die Musik, die Bilder, die Straßen und die Stadt, die Kleider, die Gruppen, die Klassen, die Lebensart erklären.

b) Wir gehen so über zu einer zweiten Art von Betrachtungen, zu einem zweiten Verfahren. Die Sprache, in der sich eine Gesellschaft ausdrückt, die Sprache, die die Entschlüsselung der sinnlich wahrnehmbaren Felder erlaubt, braucht selbst eine Dekodierung. Aus der Entfernung und kritischen Distanz betrachtet, erscheint sie reich an Unbekanntem.

Nun können wir versuchen, für jede »sprachliche Gemeinschaft« und ebenso für jede Gruppe, für jede soziale Klasse, einen Kode aufzustel-

len. Wir suchen die Symbole und unterscheiden sie nach Bedeutung, Einfluß und Frequenz. Zur Gesamtheit der Symbole zählen wir die Embleme (Fahnen, Wappen), die nach den Worten G. Gurvitchs die Zugehörigkeit zu einer Gruppe spürbar werden lassen und sie zementieren. Daran anschließend werden wir das System der paradigmatischen Oppositionen aufstellen, die die Gesellschaft oder die betreffende Gruppe charakterisieren: Erlaubnis und Verbot, das Natürliche und das Kultivierte, das Normale und das Anormale. Wir haben nicht die Schwierigkeiten dieser Erforschung verheimlicht: die Liste der Oppositionen abzuschließen, ihre Kohäsion zu zeigen, ihre Elemente und Qualitäten (Bedeutung) und Quantität (Frequenz) hierarchisch anzuordnen. Schließlich versuchen wir die Handlungs- und ebenso die Situations- und Objektsequenzen wiederherzustellen, die sich innerhalb der Gruppe aneinanderketten und sie charakterisieren.

Das ist ein *metasprachliches,* aber kein *transsprachliches* Verfahren. Wir meinen gezeigt zu haben, wie man vorgehen muß, indem man aus der Sprache die Analyseelemente herausnimmt, sie klassifiziert, sie in die Form der Analyse und in die Aufstellung des Kodes einführt. Es ist ein legitimes Verfahren unter der Bedingung, daß die Sprache in ihrer Bewegung erfaßt wird, in ihrer Gesamtheit, in ihrer Beziehung zur Praxis, d. h. zu dem ganzen Feld der Möglichkeiten (und nicht mit einer determinierten Realität, die als vollendet und fixiert betrachtet wird).

In der Tat sind die Soziologen nie anders vorgegangen. Sie konnten nicht anders vorgehen. Sie untersuchten entweder die sozialen Texte und die partiellen Felder im Licht der Sprache oder die Sprache selbst. Sie erklärten die Symbolismen, erstellten das soziale Paradigma der betreffenden Gruppen, determinierten die Folgerungen und Folgen der sozialen Handlungen. Aber sie wendeten manchmal dieses Verfahren an und vermischten Ebenen und Dimensionen, verwechselten ihre subjektiven Visionen (ihre Philosophie) mit der Totalität des sozialen Textes (mit seinem Sinn). Auf diese Weise gestanden sie den Symbolen ein übermäßiges Privileg zu, schätzten sie die Paradigmen gemäß ihrer Ethik, verkannten sie die tatsächlichen Sequenzen (der Handlungen, Situationen und Objekte) in der untersuchten Gesellschaft.

Es wäre leicht, mit diesem Verfahren retrospektiv das Werk eines großen Soziologen zu untersuchen, Durkheims zum Beispiel. Er legte den Symbolen so viel Bedeutung bei, daß sie für ihn das Kollektivbewußtsein trugen und stützten, das gleichzeitig die Symbole und das Grup-

penbewußtsein »ontologisiert«. Ein Verfahren, das die strukturalistische Kritik zu Recht verurteilt. Dann erstellte Durkheim die Paradigmen auf seine Weise: organisch und mechanisch – heilig und profan – magisch und religiös usw. Anschließend oder zugleich determinierte er die Verbindungen der Handlungen: Zwang und Anerkennung.[11]
Wir erläutern also hier die analytischen und synthetischen Verfahren, die durcheinander in den Wissenschaften der alten und modernen Gesellschaften angewendet werden.
Die *Praxis* ist wie ein Text zu betrachten, wie eine große und konfuse Nachricht, die verschiedene Felder enthält. Die Umgangssprache ist ihr Kode. D. h. daß der *Inhalt* des sozialen Lebens zusammen mit ihrer *Form* erfaßt wird; er ist mit der Form gegeben, ohne daß es eine gegenseitige Äquivalenz oder Immanenz gäbe.
Die Sprache ist ihrerseits als Inhalt (Nachricht) aufzufassen, die es zu entschlüsseln gilt, unter Berücksichtigung der gesamten menschlichen Erfahrung, die sie umfaßt, und des Möglichen, das sie anstrebt.

Theorie der Formen

Wir betrachten nacheinander die Sprache als Form und als Inhalt: als die Form des sozialen Inhalts und als Inhalt, dessen Form wir entwikkeln. So wird die dialektische Bewegung, die der Sprache inhärent ist, in ihrer Beziehung zur Gesellschaft, auf einer höheren Ebene Erkenntnisobjekt. Wieder aufgegriffen wird diese Bewegung zum Thema einer Reflexion über den Menschen und die Gesellschaft. Die Reflexivität der Sprache reflektiert sich selbst in einer Wissenschaft, die die Übergangspunkte zwischen Sprache und sozialem Leben sucht.
Verstehen wir das richtig! Die Inhalte sind nur bekannt durch die Form, in ihrer Form; sie werden nur insofern »erlebt«, als sie eine Form besitzen. Wie sollte dem menschlichen Wesen ein Inhalt bewußt werden, ohne daß eine geeignete Form diesen Inhalt entwickelt und modelliert? Ein Inhalt im Rohzustand kann weder im unmittelbaren »Gelebten« verstanden noch in der Theorie konzipiert werden. Nicht mehr als eine absolut »reine« Form. Die Formen werden also nicht dem Inhalt durch die Erkenntnis aufgezwungen, weder in der Praxis noch in der Wissenschaft. Sie entstehen daraus; sie tauchen daraus hervor; sie »sind« die spezifischen Formen spezifizierter Inhalte. Die Sprache

[11] Vgl. J. Duvignaud, Durkheim, Paris 1965.

ist die spezifische Form des sozialen Inhalts in seiner Totalität und in seinem Sinn. Das will nicht heißen, daß die Form der Sprache die einzige Form ist, die in der Praxis eintritt. Die anderen Formen müssen ausgesprochen, bezeichnet werden können. Aber die Analyse unterscheidet gerade die sprachliche Form (die der Sprache) von den anderen Formen, die sie befördert und stützt.

Das Wort »Form« gehört nicht zu den deutlichsten Wörtern. Es hat zunächst eine triviale Bedeutung: die Form, die durch eine Operation (eine techne) einer Materie gegeben wird. Das Holz nimmt unter der Hand des Schreiners, unter seinen Werkzeugen – Hobel, Säge, Hammer – die Form eines Tisches, eines Stuhls, eines Brettes an. Man spricht auch von der literarischen Form eines »Stoffes«. In der Ästhetik oder in der Kunstkritik bezeichnet das Wort »Form« bald ein Genre (die romaneske oder die poetische Form), bald eine plastische Qualität (die Form eines Kunstgegenstandes). Die Psychologen verstehen unter Form dasjenige, was sich vor einem Hintergrund abzeichnet und auch die Gesamtheit, die ihre Teile integriert (*Gestalt).*

In dieser Verwirrung zeigt uns die Linguistik einen Weg. Sie legt einen Formbegriff frei, der so klar und deutlich wie möglich ist: die Sprache als Zeichensystem. Die Logiker haben diese Elaboration begonnen; die Form tauchte schon versehen mit ihren Qualitäten und Eigenschaften auf: Rationalität, abstrakter und dennoch konkreter und »realer« Charakter.

Die Form, auf die wir uns beziehen, koinzidiert nicht genau mit der der Logiker. Die logische Form muß aus den Aussagen, Äußerungen, aus der Sprache extrahiert sein. Nehmen wir an, die logischen Formen enthielten sprachliche Universalien. Diese Universalien, die aus der akkumulierten Erfahrung von Generationen in der sozialen Praxis aufgetaucht sind, erschienen in der Sprache nicht *als solche.* Sie müssen darin entdeckt und freigelegt werden.

Die sozialen Formen, von denen wir sprechen, sind konstituiert und instituiert. Sie sind der Ort der Institutionen. Das verleiht ihnen eine überraschende Elastizität. Sie passen sich, wie man sagt, an unterschiedliche Inhalte an und überdauern dabei. Die Starrheit, die die Soziologen in den Anfängen ihrer Wissenschaft den Institutionen zuschrieben, war ein Irrtum. Die Formen, nicht die Inhalte sichern die Dauer der menschlichen Werke. Was für die logische und mathematische Form stimmt (die von sprachlichen Zeichen extrahiert und abstrahiert – als rigoroses, operationales Zeichensystem entwickelt), ist es auch für die *juristische* Form. Das Recht stammt von den Römern. Es

hat die Jahrhunderte überdauert. Selbst das sozialistische Recht ist nach Marx und in der aktuellen Praxis vom römischen Recht inspiriert. Es ist das Recht der Verträge und der Äquivalenzen beim Tausch. Die entwickelte Form ist der Kode.

Die *politische Form* besitzt die gleiche Elastizität. Die Machtverhältnisse haben sich hundert Mal gewandelt. Die Inhalte und die Widersprüchlichkeit in den Inhalten verändern sich unablässig. Die Form der Macht – der Staat – überdauert und vervollkommnet sich sogar.

Die Religion? Es ist der verfluchte (und geheiligte) Teil des Menschen: formlose Mischung unvermeidbarer Existenz (leben, leiden, sterben, Zeit und Raum, Ursprüngliches und Vollendetes ertragen), Summe unbeherrschter Elemente, ohnmächtiger Darstellungen unserer Ohnmacht, bald zerbrochener, bald faszinierender Symbole. Es gelang ihr, eine *ideologische Form* durch die Philosophie hindurch anzunehmen, von der sie eine Funktion war. Jede Philosophie versteckt eine Theologie oder eine Theogonie. Die Religion reflektiert sich in der Theologie durch die Vermittlung der Philosophen: mit ihnen – gegebenenfalls gegen sie. Vor allem ist es ihr gelungen, eine *politische Form* anzunehmen. Die Kirche ist ein Staat; der Islam ohne Kirche ist unmittelbar politisch. Die Religion behauptet sich durch ihre ideologisch-politische Form.

In der Ästhetik ist das Wort Form so unterschiedlich zu verstehen, daß wir ein wenig weiter in den Nebel der Verwirrung geraten. Es scheint dennoch unmöglich, daß wir den Begriff der ästhetischen Form einführen können. Ein bestimmtes Werk erscheint als Kunstwerk und nicht als ein Produkt, das auf andere Weise zu konsumieren wäre, oder als philosophisches, politisches Werk usw. Es hat eine ästhetische Form erhalten.

Die philosophische Form ist leichter zu definieren, weil eine spekulative (selbtslose, kontemplative) Untersuchung und eine Gesamtheit von Begriffen in die Philosophie eintreten und ein *System* herstellen. Der Philosoph reflektiert und meditiert über eine angenommene Totalität (die »Welt«, den »Kosmos«) und er begreift sie in einem Ganzen, das er organisiert. Die kohärente Systematisierung sichert die Dauer der Gedanken des Philosophen und, mehr noch, macht aus der Philosophie eine (wie man sagt, kulturelle) Institution.

Logische Form, juristische Form, politische Form, ästhetische Form, philosophische Form, so stellt sich die gedrängte Liste der Formen dar. Für den Schluß heben wir uns die wichtigste, vielleicht die lebendigste dieser Formen auf: die Ware, formale Abstraktionen, die im Geld

(dem materiellen Tauschmittel) spürbar wird. Die Güter, die »Dinge«, materielle Realitäten, nehmen unter bestimmten Bedingungen diese Form an, die sie, ohne sie anzurühren, verwandelt, sie für ein Schicksal bestimmt, das sich von dem ihrer Materialität und ihrer Entsprechung mit den menschlichen Bedürfnissen unterscheidet: den Tausch.
Der *Inhalt* dieser Formen ist in der Tiefe ein *Kontinuum*. Die Mathematik besteht zumindest teilweise in einer Anstrengung, vermittels diskontinuierlicher Formen (Zahlen und, um zu beginnen, die ganzen Zahlen, Operationen und Operatoren, Segmente und Linien, Gruppen usw.) das Kontinuum, das Unzählbare zu suchen. Das kann man auch vom Sinnlichen, vom analytischen Denken und den technischen Aktivitäten sagen. Innerhalb der unendlichen Nuancen der äußeren Welt unterscheidet die soziale Aktivität Grenzen und Schranken; sie akzentuiert und geht so weit, daß sie Objekte, Dinge, Regionen, Länder, kurz all das, was einen Namen erhält, voneinander trennt.
Das Kontinuum ist das Transitive, das Vergängliche, die Nuancen, die unspürbaren Abstufungen. Doch ist alles Übergang und vergänglich, d. h. Bewegung. Die wirksame Operation (techne) sucht das zu stabilisieren, was sie konstituiert. Die Logik ist die allgemeine Wissenschaft der Stabilitäten: provisorisch und approximativ aus dem universellen Werden herausgerissen, losgelöste und erstarrte Realitäten. Die Kontinuität hat deswegen keinen »ontologischen Wert«. Das Kontinuum? Es ist immer relativ. Die Kontinuität eines auf ein Blatt Papier gezeichneten Striches darf nicht verwechselt werden mit der Kontinuität der biologischen oder der sozialen Zeit. Jener Strich, der kontinuierlich in einem bestimmten Zeitabschnitt gezeichnet wird, bleibt auf dem Blatt Papier kontinuierlich. Die Kontinuität der Zeit ist eingeschrieben in die räumliche Kontinuität, auf die das analytische Denken angewendet werden kann. Dieses *Kontinuum* hat bereits eine räumliche Form, dessen Inhalt es ist; es zeigt sich uns in dieser Form; gleichzeitig widersteht es dieser Form. Es wird in keiner und durch keine formale Analyse ausgeschöpft. Der Inhalt (das Kontinuum) manifestiert sich für die Analyse als Überrest.
Es handelt sich also nicht um eine fundamentale, »ontologische«, psychische oder eine andere Kontinuität, die von der Aktion, der Sprache (dem Sprechen) zerstört werden würde. Es handelt sich auch nicht um arbiträre Diskontinuitäten oder artikulierte, durch die menschliche Vernunft in einem bestimmten fundamentalen Kontinuum gegliederte Figuren. Wir kommen nicht auf die Thesen der Philosophen zurück. Die Untersuchung der Sprache erlaubt es im Gegenteil, diese Fragestellun-

gen der Philosophie zu erklären. Die Formen und Modalitäten der sozialen Praxis. Die Sprache zeigt uns, wie eine unvollkommene, bald wirksame, bald ohnmächtige Rationalität funktioniert (die sich unablässig zwischen einem relativ beherrschten Sektor der Welt und dem weiten, unbeherrschten Sektor hin und her bewegt). Diese unvollkommene, in Aktion befindliche Vernunft, die sich sucht, sich in Gegenständen und Werken verkörpert – und zuerst in jenem unvollkommenen, aber wirksamen Werk, der Sprache –, ist die der Menschen in der Gesellschaft.

Das Kontinuum und der Inhalt bestehen nicht nur in gegebener, unterschiedener und verbundener Zeitlichkeit und Räumlichkeit. »Weiter«, »tiefer« (obwohl sich diese metaphorischen Begriffe zum Mißbrauch anbieten) ist die Natur: ein Chaos. Nicht nur die mehr oder weniger künstliche Ambiguität oder Ambivalenz, die durch die Kultur verstärkt oder hervorgerufen werden. Nicht nur die abgestumpften, besänftigten, reduzierten Konflikte des Alltags. Nein. Vor uns wird ein formloses Gemisch sichtbar aus Schmerz und Vergnügen, Wollust und Schrecken, Mühe und Spiel, Verlangen und Wildheit, Anziehung und Widerwillen: das »spontane«, biologische, animalische Leben. In diesem ursprünglichen Chaos, das in sich selbst weiterbesteht, bemüht sich der soziale Mensch, es sich anzueignen vermittels der Formen, deren schöpferische (politische) Kraft neben der formenden *techne* und der ordnendenden *praxis* auftaucht. Unserer Meinung nach ermöglicht diese Aneignung den *Sinn,* dessen Entstehungsort sie ist. *Techne* und *Praxis* bleiben auf den unteren Ebenen (Bedeutungen und »Werte«). Wenn die Aneignung (poiesis) vergeht, verdunkelt sich der Sinn; es entsteht der Un-Sinn, die Absurdität.

Die menschliche Handlung bemüht sich nicht nur, Gegenstände zu produzieren, sondern auch eine höhere Ordnung einzuführen: zum Beispiel nach Belieben Vergnügen (ohne Gegenteil), Wollust (ohne Widerwillen, ohne Abscheu) als *rein* zu erzeugen. Der gebildete Mensch wünscht es, gelangt aber kaum dorthin. Er verfolgt die formale Abstraktion des Vergnügens, dessen Schatten. Es kann ihm passieren, die Befriedigung ohne Vergnügen zu erreichen, während früher die Menschen Vergnügen und manchmal Freude ohne Befriedigung empfanden. Können Kälte und Frigidität nicht von diesem beharrlichen Gespenst herrühren, das in der Sprache als Form dargestellt wird: das Vergnügen im »Rein«-Zustand, die abstrakte Form des Vergnügens und sogleich ein verfehltes Werk?

Auf dieser Ebene gewinnt die Opposition »Natur-Kultur« einen Sinn.

Die Kultur zielt ungeschickt, nicht ohne Mißverständnisse und Irrtümer auf die Aneignung der Natur ab. Die Opposition akzentuiert sich, wird zum Konflikt. Zugleich fällt sie. Sie ist keine substantielle Opposition, sondern eine Abstraktion, selbst ein Projekt der allgemeinen Abstraktion. Innerhalb des Menschen gibt es eine Dualität, um so mehr, als er sich auf *Zeichen* stützt (Sprache, Logik, Mathematik), um die Natur in sich und um sich zu beherrschen und um in der »Welt« seine Welt zu schaffen. Das menschliche Wesen will *sich* seine innere Natur *aneignen,* während es die äußere Natur *beherrschen* will. Mit denselben oder mit analogen Mitteln. Die Dualität zerteilt es. Die Natur ist dann der Überrest der Aneignung, dasjenige, was widersteht, was sich noch nicht fassen läßt.

Jede Form besitzt einen diskontinuierlichen Charakter und eine spezifische Einheit, die durch unsichtbare Einheiten hindurch aufrecht erhalten bleibt: *die Artikulation.* Hier führen wir das Projekt einer Untersuchung der konkreten Operationen der Formen ein. Wie handelt zum Beispiel die juristische, die politische Form? Wie erfassen sie ihren veränderlichen Inhalt? Wie wenden sie sich auf besondere und einzelne Situationen in unbegrenzter Zahl an und gehen dabei von einigen Prinzipien aus? Von der juristischen Form wissen wir, daß sie sich auf unterschiedliche Akte anwenden läßt – Verträge, Tausch von Äquivalenzen – ausgehend von permanenten Eigentumsbeziehungen (bis zu einem gewissen Punkt). Wir wissen, daß sie in individuellen Beziehungen, die auf einer höheren Komplexitätsebene liegen, eine Ordnung und eine Struktur aufprägen.

Die Untersuchung der Sprache zeigt die Operationsweise der Formen: Einheiten und Ebenen der Artikulation – Dimensionen – Frequenz der Einheiten. Das formale Diskontinuum kann sich nicht von außen durch Gewalt einen *Inhalt* (ein Kontinuum), das es nicht ertragen würde, auferlegen. Ist nicht der erste Inhalt der Sprache mit ihren diskreten Einheiten, das erste Kontinuum, das sie umschließt (dem sie Form gibt), das Sprechen? Die unablässige Kommunikation zwischen den Menschen – mit dem, was ihm vorausgeht, dem spontanen Kontinuum der Gebärden, der Mimik, der Schreie, des Stöhnens, der Rufe, der »Expressivität«, die in die symbolische Dimension der Sprache hinüberführt, aber bereits durch Aktivitäten, die sich voneinander unterscheiden – nimmt eine artikulierte Form an.

Die Formen sind auf relative Diskontinuitäten gegründet, akzentuieren sie, verwenden sie, um eine neue Einheit zu schaffen und sind unterschieden, d. h. in gegenseitiger Beziehung diskontinuierlich, äußerlich,

also rivalisierend. Es leuchtet ein, daß sie nicht ohne gegenseitige Verbindung sind und nicht ohne Verbindung bleiben können. Als allererstes ist jede bemüht, sich als absolut zu geben, als Essenz oder Substanz. Sie wird autonom. Wenn eine Rede sich mit der Essenz des Politischen oder der Religion oder der Ideologie oder der Philosophie oder der Kunst beschäftigt, ist ihr zugrundeliegendes Thema die Hypostase der Form, die Form, aufgefaßt als Modell der menschlichen Realität, als Maßstab für die Menschen und die Welt. Unter diesem Aspekt ruft jede Form einen »Geist« hervor, den juristischen, philosophischen, religiösen Geist. Jeder »Geist« nimmt zum Kriterium der Handlung und des Denkens die Aufrechterhaltung der Form, deren Anhänger er sein will, seine Vervollkommnung, seine Herrschaft über die Welt. In diesem Sinn können wir feststellen, daß jede Form verfremdet und verfremdet ist. Insofern sie sich als exklusiv und einzigartig erklärt, beginnt jede Form den Kampf gegen die anderen Formen. Die Geschichte der Formen wird gebildet von ihrer Entstehung (genesis), ihren Kämpfen (Gegenüberstellungen), ihren Kompromissen.

Von diesem Standpunkt aus erhält der Inhalt einen anderen Sinn. Er erschien uns als chaotisch. Die Formen zwangen dem Formlosen eine Ordnung auf. Jetzt taucht der Inhalt als den Formen gemeinsam angehörig auf: ihr Boden, ihr Nährboden, aus dem sie hervorkommen. Sie möchten darauf verzichten, um in ihrer ewigen Substanz zu verweilen: Systeme, Staat, Philosophie, Recht. Der Inhalt des Menschen widersteht den Formen und verbindet sie in einem gemeinsamen Maß. Für jede von ihnen ist das nur ein Rest, den sie zu absorbieren versucht: das, was wir die banale und wertvolle Alltäglichkeit nennen, und ebenso das, was man mit einem Schlüsselwort die »Natur« nennt. Die vollkommene Reduktion halten wir für unmöglich. Der Summe der um die Herrschaft kämpfenden Formen steht die Gesamtheit der Überreste gegenüber. Die Sprache jedoch dient dazu, alle Formen »auszusprechen«. Alle Formen bedienen sich ihrer. Keine kann sie vollkommen fassen. Ihnen gegenüber und nicht ohne mögliche Verschlechterung ist sie ein *Überrest*. Sie ist Teil des Inhalts, des Alltags. Jeder Überrest, das Objekt neuer Reduktionsversuche, enthält einen unreduzierbaren Kern. Für die sprachliche Form haben wir versucht einen doppelten Kern von Unreduzierbarkeit zu zeigen: den Symbolismus und den Sinn selbst. (Die Reduktionskraft ist hier die formale Bedeutung, die kombinatorische – syntaktische – Dimension, deren Streben nach der Vorherrschaft sie autorisiert.)

Die Formen und Aktivitäten, die sie hervorrufen, verlieren nie ihre

Zeit; sie bewegen sich; zielen ab auf die Autorität, deren Vorsitz, die Herrschaft; sie tun das mit allen Mitteln, wobei das Ziel dieser Mittel in ihnen selbst liegt. Und dennoch werden sie die Zeit verlieren, denn die Zeit wird sie verlieren. Es gelingt ihnen nicht, die Zeitlichkeit festzuhalten, obgleich das Geheimnis ihres Ursprungs in der Inskription der Zeitlichkeit in eine Simultaneität ist. Die Zeit, die sich in sie einschreibt, höhlt sie aus. Diese doppelte Wirkung der Dauer – Werke produzieren oder schaffen, die in einem simultanen Ganzen gegeben »sind«, die Einheiten auflösen oder beschädigen oder zerbrechen – sehen wir um uns herum. Die Zeit hat nicht nur eine einzige immanente Determination. Sie ist doppelt: Schöpfer, Zerstörer. Was die Formen betrifft, so verbrauchen sie sich in ihren riesenhaften Anstrengungen, um sich weltweit zu verbreiten, um die Welt zu besetzen und um die Welt zu werden. Sie stehen sich gegenüber. Sie konvergieren nicht, sie divergieren. Der Überrest, d. h. der Inhalt (das Menschliche) kann nicht verschwinden. Und so definiert er für sich nach und nach Irreduktibilitäten, Widerstände, sogar Revolten und Revolutionen.

Unter diesem Blickwinkel ist die Gesellschaft definiert als zugleich hierarchische und konflikthafte Gesamtheit der Formen, deren Verbindungen und Beziehungen nach dem Zufall wechseln, die den Überresten nachjagen und sie zu reduzieren versuchen, nicht ohne sich gegenüberzustehen und sich zu bekämpfen.

Unsere kritische Untersuchung betraf bis hierhin die Form (und die Formen). Im Vorbeigehen haben wir die Unterscheidung zwischen drei Termini und drei Begriffen unterstrichen: Form, Funktion, Struktur.

Man könnte darüber erstaunt sein: ein Zeitabschnitt, in dem man ganze Wissenschaftszweige mit dem Begriff des Unterschieds (der Opposition, der Polarität, der Komplementarität usw.) entwickelt hat, ist auch der, in dem man die unterschiedlichen Begriffe verwirrt, vermischt oder verwechselt hat. Wir wissen jedoch weshalb. Formalismus, Funktionalismus, Strukturalismus sind von jenem doppelten Verfahren entwickelte *Ideologien:* (mißbräuchliche) Reduktion – (grenzenlose) Extrapolation.

Welche Funktionen sind der Sprache zuzuordnen? Erinnern wir uns an Jakobsons These: Er versucht die Funktionen dadurch zu determinieren, daß er die unterschiedlichen Betonungen der Nachricht unterscheidet. Er kann sich nach dem Empfänger ausrichten, auf den Sender, auf den Kontakt, auf die Nachricht selbst, auf das Referentielle und schließlich auf den Kode. So hätten wir drei Funktionspaare: expressiv, konnotativ, Funktion des Kontakts, poetisch, referentiell und

schließlich metasprachlich. Zu den bereits geäußerten Bemerkungen über die Thesen dieses hervorragenden Linguisten fügen wir eine letzte hinzu, die die vorangehenden bestätigt. Die nach Jakobson determinierten Funktionen der Sprache werfen sehr wohl Fragen auf: »Wer? Zu wem? Für wen? Was? Weshalb? Wie?« »Wer spricht? An wen wendet sich der, der spricht? Auf welche Weise stellt er Verbindung und Kommunikation her? Wovon spricht er? Was sagt er? Auf wen zielt er beim Sprechen? Wie verhält er sich, um verstanden zu werden?« Die Fragen bleiben jedoch unbeantwortet, wenn man innerhalb der sprachlichen Nachricht bleibt. Der Linguist, der sich auf das Postulat der Immanenz stützt, wird erklären, daß die Antworten transsprachlich sind. Wir stellen noch einmal fest, daß Fragen und Antworten am äußersten Rand der sprachlichen Form liegen, in der konkreten Beziehung zwischen dieser Form und dem sozialen Inhalt. Der »reine« Linguist stellt Fragen, und seine Fragen, die durch ihn den Zwängen des formalen Immanenzpostulats unterworfen sind, bleiben unbeantwortet.

Es scheint uns, daß wir hier, indem wir die Verwechslung von *Form* und *Funktion* vermeiden, das Problem der Funktionen korrekter stellen. Die Theorie Jakobsons, die als formale Analyse innerhalb der Sprache notwendig ist, genügt nicht; sie wird in Richtung auf die Untersuchung der wirklichen (sozialen) Funktionen überschritten, weil die Sprache als Form sich selbst ständig (in einer ständigen Bewegung) in Richtung auf die soziale »Realität«, auf die Praxis, das Feld der Möglichkeiten und dem Feld des ins sinnlich Wahrnehmbare eingedrungenen Sinns überschreitet.

Funktionen der Sprache in der Gesellschaft

Unter den Funktionen, die die Theoretiker – Linguisten, Philosophen, Soziologen – entdeckt haben, werden wir eine Auswahl treffen. Wir werden keine ohne Diskussion akzeptieren. Andererseits werden wir neue einführen:

a) Die Sprache ist zugleich eine Institution und ein Instrument. »Die Hauptfunktion des Instruments, wie es eine Sprache darstellt, ist die der Kommunikation«[12], erklärt A. Martinet. Die kommunikative Funktion wäre demnach die grundlegende Funktion der Sprache. Wir

[12] A. Martinet, Grundzüge . . ., a.a.O., S. 17.

sagen »nein und ja«, d. h. daß wir diese Definition nur mit Vorbehalten akzeptieren. Weshalb? Weil wir nicht aufgehört haben, entgegen einem bestimmten Dogmatismus der Linguisten, zu zeigen, daß die besten, die lebendigsten, die fruchtbarsten Kommunikationen zwischen den Menschen sich auf und in *semiologischen,* nicht im strengen Sinn sprachlichen *Feldern* vollziehen: in der Musik, dem Bild, der Stadt, den Landschaften usw.[13]

Wenn man die Sprache durch die Kommunikation definiert, neigt man andererseits dazu, die Kommunikation durch die Sprache zu definieren. Im sozialen Leben vollzieht sich jedoch nichts ohne Sprache. Die Reduktionsoperation, die man durchführt, ohne sich ihrer gewahr zu werden, besitzt ein Resultat. Die anderen Formen des sozialen Lebens mit den Inhalten reduzieren sich auf die Sprache. Sie werden für Aspekte oder Fragmente der Sprache gehalten: für Teilsprachen. Von da an glaubt man, »alles« mit der Sprache erfassen zu können, indem man die menschlichen Aktivitäten in der sprachlichen Kommunikation auflöst. Man stellt nicht mehr die konkrete Frage: »Wie kann diese Aktivität, jene Form, ausgesprochen werden? Wie kann jener Inhalt gesagt, bezeichnet werden?«

Unsere Untersuchung wollte zeigen, daß die Sprache kein »totales soziales Phänomen« ist (wenn man annimmt, daß dieses Phänomen existiert, d. h. daß es wirklich war und heute noch in unserer Gesellschaft ist). Wenn die Sprache als totales Phänomen erscheint, liegt das an den Umständen, an deren Zusammentreffen, zum Beispiel an dem Verschwinden der Begriffe der *Praxis* oder der produktiven Aktivität, am Verschwinden des »Referentiellen« oder eines den Mitgliedern unserer Gesellschaft gemeinsamen Kodes. Dann wird die *Rede,* bestehend aus Gemeinplätzen, zur vorherrschenden Ebene, der »Gemeinplatz«, wo sich die Leute treffen, die so miteinander kommunizieren oder es glauben zu tun.

Unter der Sprache, auf der »sub-sprachlichen« Ebene ist das, was die Philosophen das *Existentielle* nennen – »Natur«, Schmerz, Bedürfnis, Vergnügen, Verlangen, Altern, Tod, Raum und Zeit. Es gibt unbewußt und allgemein angenommene Darstellungen davon. Im »Supra-Sprachlichen« gibt es das *Essentielle,* das von der Sprache anvisiert und durch

[13] Wir stellen uns auf die Seite von R. Barthes, gegen die reinen Linguisten (A. Martinet, G. Mounin), nicht ohne den Versuch einer Systematisierung im Sinne Jakobsons zu kritisieren, der in der letzten, bereits mehrmals zitierten Schrift von Barthes auftaucht – nicht ohne einige Grundelemente beizubehalten, die von diesen Linguisten beigesteuert wurden, im besonderen die doppelte Artikulation.

sie erreicht wird: Begriffe, »Universalien«, Sinn. Darin eingeschlossen offenbar fiktive, teilweise imaginäre oder imaginär (symbolisch) dargestellte, teilweise gelebte Entitäten: Jugend, Feminität, Virilität. Und auch die »francité« (für die Mitglieder der französischen Sprachgemeinschaft) und die Historizität (was als historisch wahrgenommen wird usw.). Die Sprache als mittlere Ebene, als Vermittlung, bewirkt einen ständigen Übergang vom sub-sprachlichen zum supra-sprachlichen Bereich. Das ist für uns Teil ihrer Bindefunktion. Das Individuelle, das durch einen Eigennamen bezeichnet wird, taucht auf der unteren Ebene auf, scheint durch die Sprache hindurch und taucht auf der höheren Ebene des Sinns wieder auf.

Halten wir hier die Elemente einer *Sinnstruktur,* die wir angekündigt haben und die in dieser Konfiguration liegen würde: das Essentielle auf der Ebene der »Universalien« (das Menschliche, das Weltliche, das »Reale«, zumindest das, was als solches in einer Gesellschaft in ihrer Sprache erfaßt wird) und Entitäten (Feminität, Virilität usw.)? Ohne Zweifel, aber mit einem ausdrücklichen Vorbehalt. Diese Struktur ist dem Zusammentreffen der Umstände unterworfen. Sie verändert sich. Die Konfiguration modifiziert sich unablässig. Zum Beispiel bleibt die Historizität (das, was als historisch von einem Volk wahrgenommen wird und als solches in die Sprache und gleichzeitig in die Monumente und Werke eingedrungen ist) nie in Ruhe und stabilisiert sich nicht. Desgleichen die Darstellung des Femininen und des Maskulinen. Historizität und Aktualität, Virilität und Feminität, Jugend und Reife stehen sich nie in der Art der formalen Oppositionen gegenüber. Mit dem Sinn erreichen wir die Einheit der Form und des Inhalts, der Signifikanten und der Signifikate, diese letzteren vorherrschend. Was die Universalien betrifft, deckt die Analyse darin Ideologien auf. Diese Analyse kann weder allein ausgehend von der Sprache, noch allein durch das linguistische oder soziologische Verfahren durchgeführt werden. Ein analytisches und kritisches Verfahren, das den »philosophschen Geist« wieder aufgreift, das aber nicht mehr genau der Geist der Philosophen ist, ist unentbehrlich.

Dieses kritische Verfahren wird andererseits ständig im täglichen Leben und in der Praxis vollzogen. In der Tat enttäuschen die »Universalien«; jedes Mal, wenn man sie durch eine unvermeidliche Extrapolation zum Absoluten erhebt, erkennt man, daß sie nicht genügen. Die Entitäten enttäuschen nicht weniger und lassen diejenigen, die sie adoptieren, frustriert zurück. Das »Essentielle« wird ohne Unterbrechung auf die Probe gestellt, nicht allein in der Sprache, sondern auch im

»realen« Leben. Das tägliche Leben zwingt eine ununterbrochene Konfrontation auf zwischen den Termini, die die Philosophen bezeichneten, deren Ordnung sie außer auf logische und abstrakte Weise nicht festsetzen konnten: das *Singuläre* (das Individuelle, das, was mit einem eigenen und einzigen Namen bezeichnet wird) – das *Partikuläre* (die Besonderheiten der Mitglieder einer Gruppe, eines Volkes, einer Nation) – das *Allgemeine* (was in die Sprache eingeht und dann in das Wissen als erworbene Depots und Schatzkammern) – das *Universelle* (das, was der Wahrheit zugeordnet werden kann). Diese Konfiguration taucht vor uns auf unter dem neuen Aspekt einer niemals fixierten, nie vollendeten Sinnstruktur. Die Konfrontation nimmt einen dramatischen Aspekt an durch die Tatsache, daß das Individuelle zugleich am Beginn und am Ende, unten und oben steht und dasjenige ist, was am verworrensten und am stärksten auf subtile Weise entwickelt ist. In der Schatzkammer ist das Individuelle die Umhüllung – und der Diamant. Es ist der wertvollste Überrest.

Die *Bindefunktion* der Sprache entgeht nicht der *Relativität.* Mehr noch, sie erlaubt es uns, den relativen Charakter jeder Sprache zu unterstreichen.

Innerhalb einer »Sprachgemeinschaft« entsteht und hält sich, nach unserer Analyse, die Kommunikation nicht durch die Sprache allein. Die Kommunikation enthält die Gesamtheit der soziologischen *Determinationen,* darin eingeschlossen die sinnlich wahrnehmbaren (semiologischen) »Felder«, die (kollektive) Werke sind. Es sollte uns nicht behindern, daß diese Felder nicht durch die Umgangssprache der Gemeinschaft entschlüsselt werden können, obgleich sie es ohne mögliche Unterbrechung versucht und es einer eigenen Analyse und einer eigenen Sprache bedarf. Im Gegenteil. Das zeigt, daß vom soziologischen Standpunkt aus die Signifikate sich nicht auf die Signifikanten reduzieren: die letztgenannten sind unentbehrlich und führen zu den Signifikaten; die Verbindung Signifikat-Signifikant auf der höheren Ebene und im weitesten Rahmen erfordert die Suche nach einer eigenen Sprache, derjenigen der soziologischen Wissenschaft, ebenso wie die höchste Untersuchung der Signifikanten den Linguisten das Problem der Metasprache stellt.

Wenn das richtig innerhalb einer »Sprachgemeinschaft« ist, ist es dann nicht noch richtiger für die Beziehungen zwischen den Sprachen, Zivilisationen, Kulturen? Diese Frage schließt die der Übersetzung, der Zwei- und Mehrsprachigkeit ein und überschreitet sie. Die Kommunikation setzt »Felder« voraus. Die Objekte, Produkte und Werke müs-

sen gezeigt werden. Die Aktivitäten und mehr noch die spezifischen Situationen müssen genannt werden.
Hier stoßen wir wieder auf den Begriff einer »Sinnstruktur« und erkennen ihn wieder, der nicht auf eine rein formale Struktur der Signifikanten reduziert werden kann (zum Beispiel auf die universelle und generative Grammatik Chomskys). Für eine Gesellschaft – wir erinnern daran und insistieren – würde die Sinnstruktur in einer Konfiguration oder *Konstellation*[14] bestehen: Spezifische *Symbole – Begriffe* (Universalien), die nach der Universalität streben, in Wirklichkeit aber mit dieser Gesellschaft verbunden bleiben – wobei Essentialitäten und allgemeine Entitäten den Beziehungen in dieser Gesellschaft Form geben. Auf der Ebene dieser Termini, die unterschieden, aber unabhängig sind, wird die Kommunikation zwischen »Gemeinschaften« konzipiert. Auf dieser Ebene, auf der des Sinns (und der Sinne), wird die *Zugehörigkeit* (zu einer Sprachgemeinschaft: Volk, Nation) ständig bedeutet. Sie ist gleichfalls *bedeutungstragend*, regelt den Gebrauch der Formen. Sie kann notiert, d. h. intentional bedeutet werden. Sie kann auch bezeugt, d. h. unbeabsichtigt von einem Gesprächspartner in einem Dialog aufgedeckt werden, ohne daß er es weiß und ohne daß er es will, auf eine interessantere und komplexere Weise als durch eine gewollte Notierung.
Auf dieser Ebene verraten, also enthüllen bestimmte Indizien (Wörter mit Überdetermination der wörtlichen Bedeutungen in und durch den Sinn – Redewendungen, Klischees – aber mehr noch die Konstruktionen, Zusammenfügungen, »Nuancen« und »Stile«) die Zugehörigkeit. Auf dieser Ebene interessiert der verräterische Fehler mehr als die korrekte, rational durchgeführte Übersetzung.
Privilegierte Indizien führen zu anderen Analysen, zum Beispiel zur Untersuchung der Ideologien. Wir verstehen unter diesem Terminus die Inspiration und die soziale Eingliederung der Kunstwerke und des Wissens auf die gleiche Weise wie der Glaube; das ist selbstverständlich. Jenseits der Ideologien kommen Verhaltensweisen zum Vorschein und können spezifische (nationale) Mentalitäten, Modalitäten der Arbeitsteilung, die jeder Gesellschaft eigen sind, Techniken und ebenso die Aufteilung der Zeit und des Raumes, der der Sprache zugrunde liegt, erreicht werden.

[14] Der Terminus wird ein wenig unterschiedlich in Hjemslevs »Glossematik« verwendet, der die Betonung auf den Gebrauch und nicht auf das formale Schema legt. Wir finden hier einige Folgerungen von G. Mounin (op. cit.) und Marcel Cohen (vgl. besonders Diogène, Nr. 15, 1956).

Eine Ideologie enthält immer – ob nun deren Entwicklung oder deren Gebrauch von einer Gruppe, einer Klasse oder einer Nation durchgeführt wird – mehrere Aspekte: Selbstdarstellung für sich selbst, Darstellung der anderen für sich selbst, Selbstdarstellungen für die anderen. Mehrere Bilder überlagern sich: das Bild von der Welt, das Bild von der Gesellschaft, das Bild vom Menschen. Und dies vermittels etwas Partiellem (das total sein will) und etwas Parteilichem (das sich als wahr ausgibt): der Ideologie. Mit der Neigung zur Kohärenz und sogar zur Systematisierung, was nicht Widersprüche und selbst Inkohärenz ausschließt.

Unter diesem soziologischen Blickwinkel sind die Ideologien wesentliche Elemente und Aspekte der Kulturen und Zivilisationen. Außer in den sogenannten »archaischen« Gesellschaften, in denen es zwar mythische Erzählungen gibt, aber keine Ideologien im strengen Sinn des Wortes, d. h. eine Gesamtheit von Darstellungen, die Begriffe mit tendenziösen Interpretationen vermischt und die nach dem Allgemeinen und Universellen streben.

Die Ideologien gehen ein in die Sprache und entnehmen daraus ihr Material. Sie sind darin impliziert, also *bedeutet*. Die Sinnstrukturen bleiben in all den oben genannten Darstellungen und Bildern, die sich entwickeln und aufeinanderstoßen, relativ konstant. Gerade auf diese Weise manifestieren sie sich als Strukturen, die als versteckten Inhalt – der durch eine spezifische Analyse aufgedeckt werden muß – die Ideologien haben. Auf dieser Ebene sind die Sinnstrukturen normativ, d. h. für die Individuen und die sozialen Gruppen zugleich stimulierend und einschränkend.

Eine doppelte Bewegung durchquert die Sprache, vertikal (vom Existentiellen zum Essentiellen) und transversal oder lateral (in Richtung der sinnlich wahrnehmbaren Felder, d. h. der Einführung des Sinns). Das ist die dialektische Bewegung der Sprache. Wenn die Fragestellung in der verbalen Kommunikation verharrt, dann wendet sie endlos die Termini des Problems hin und her. Kommunizieren die Leute wirklich, authentisch, wirksam miteinander? Sind sie nicht vielleicht allein mit ihren Wörtern, angefangen beim Schwatzen bis zur Poesie? In der *Praxis* kommunizieren die Menschen ebenso sehr oder mehr durch die Sprache und die Rede wie für sich allein. Die Gesichter, die Kleider, die Möbel, die (feierlichen oder spontanen) Gebärden, die Musik und die Lieder usw. spielen eine ebenso große Rolle wie die Sprache. Die Mitglieder einer Gesellschaft verstehen sich durch die »Dinge« hindurch, die genau genommen keine (isolierten, toten) Dinge sind. Nicht zu

vernachlässigen ist die Beziehung der menschlichen Gruppen mit dem, was sie tun: Produkte und Werke, Aktivitäten und Handlungen, Taktiken und Strategien, Schauspiele, Dramen, die Teilnahme erfordern, Feste usw.
Bestimmte partielle Felder genügen sich nicht (das Bild). Andere genügen sich selbst (die Musik; die Malerei, die sehr vom Bild unterschieden ist). Die einen verweisen auf die Sprache; die Sprache verweist auf die anderen. Sie erforscht die Felder, untersucht das Reale und das Mögliche, das Nahe und den Horizont. Sie stellt die Lücken, die Löcher, die Leerstellen des sozialen Textes fest. Die Sprache ermöglicht es, diese Leerstellen sofort und dauerhaft durch Interpretationen oder Hypothesen zu füllen. Sie steht im Zentrum, ist die Vermittlung zwischen den Feldern, ist der Weg, um von dem einen zum anderen zu gelangen. Sie ist eine *Bindefunktion.* Aus diesem Ganzen ergibt sich die Kommunikation, die immer beginnt, nie angehalten wird und nie vollendet ist. Wie sollte es nicht die erste Sorge einer Soziologie der Sprache und der Kommunikation sein, dieses Ganze in ihre Theorie zu reintegrieren? Es bringt das Gegenstück dazu, d. h. die Inhalte, mit sich in die Theorie der Gesellschaft als Gesamtheit der Formen, die mit jener zentralen und vermittelnden Form, der Sprache, verbunden sind.
Aus diesen Gründen, und nicht ohne die Gefahr der Verurteilung durch die Spezialisten, nehmen wir die Kommunikationsfunktion der Sprache als eigene Funktion nur unter dem Vorbehalt einer Nachprüfung an. Die Kommunikationsfunktion ist der gesamten Praxis inhärent, mehr als sie der Sprache immanent ist, der (notwendigen, aber unzureichenden) Ebene der menschlichen Erfahrung.
b) Wir schreiben der Sprache eine *akkumulative Funktion* zu, nämlich die Lehren der Erfahrung zu bewahren und zu akkumulieren. Eine historische und soziale Funktion par excellence.
F. de Saussure versuchte den Existenzmodus der Sprache zu begreifen. Ein paradoxer Modus: sie ist nichts ohne die Leute, die sie sprechen, und sie liegt schwer auf ihnen. Sie existiert nicht ohne die Sprechakte, und das Erkennen muß sie von diesen Akten trennen, um sie zu erfassen. Sie kann nicht mit einem Objekt verglichen werden, und nur als Objekt kann die Sprache analysiert werden. Sie ist zugleich das, was dem menschlichen Bewußtsein, den menschlichen Handlungen am innerlichsten und am äußerlichsten ist. Sie hat die Eigenschaften einer Institution und scheint spontan zu sein. Ein wichtiger, bereits mehrere Male erwähnter Begriff erlaubt es Saussure, diesen Widerspruch zu lösen: »Wenn wir die Summe der Wortbilder, die bei allen Individuen

aufgespeichert sind, umspannen könnten, dann hätten wir das soziale Band vor uns, das die Sprache ausmacht. Es ist ein Schatz, den die Praxis des Sprechens in den Personen, die der gleichen Sprachgemeinschaft angehören, niedergelegt hat.«[15] Dieses Depot, das die sprachliche Form besitzt, bildet ein kohärentes System. Allein diese Kohärenz stellt das Verständnis der Sprecher und die Permanenz der Sprache sicher. Die Veränderungen eines solchen Systems sind langsam; sie gehorchen internen Gesetzen, die die Einheit des sprachlichen Gegenstandes garantieren.

Seit Saussure hat die strukturalistische Sprachwissenschaft den Begriff des »Ganzen« oder des »Systems« akzentuiert und nur diese Eigenschaft festgehalten. In strukturalistischer Sicht löscht sich die Zeit aus, die Diachronie verschwindet zugunsten der Synchronie. Die Funktion des »Schatzes« und des Depots, d. h. einer Gesamtheit, die wächst und sich verändert, verschwindet. Man gelangt dahin, von einer Analyse der Sprache auszugehen und die geschichtslosen und die geschichtlichen Gesellschaften, die »kalten« und die »warmen« Gruppen gegenüberzustellen. Als gäbe es zwei Sorten von Menschen, die in Gesellschaft leben, und zwei für immer getrennte menschliche Gesellschaften![16]

Wenn die Sprache sich nur langsam ändert und dadurch die Einheit der aufeinanderfolgenden Generationen in derselben Gemeinschaft sicherstellt, die Kontinuität der nationalen Kultur und der nationalen Realität garantiert, verzeichnet sie dennoch Veränderung, sogar Mutationen. Sie schreiben sich in sie ein. Es ist unmöglich, sie außerhalb der Historizität, allein durch die Stabilität der Form oder die Immobilität der Strukturen zu definieren: allein durch das System. Die akkumulative Funktion der Sprache ist ihr unserer Ansicht nach inhärent. Man braucht nicht zu erklären, wie sie dort eingeführt wird, sondern wie sie nicht funktioniert, d. h. wie die Praxis mancher Gesellschaften die Akkumulation verhindert oder verbietet.

Wir haben vor uns einen Widerspruch zwischen der Diachronie und der Synchronie, der bis zum Äußersten getrieben werden und dann gelöst werden muß. Die Unterscheidung der *Ebenen* erlaubt es uns. Es gibt einen wesentlichen Unterschied zwischen der Ebene der begrenzten Inventare und der der offenen Inventare. Die Morphologie ändert sich langsam. In der Sprache, die nun als Überlagerung von ungleichen

[15] Grundfragen . . ., a.a.O., S. 16. Vgl. auch S. 77 (mit der Fußnote der Herausgeber, seiner Schüler).

[16] Vgl. Lévi-Strauss und seine Schule. Vgl. besonders die oben zitierte Nr. der Zeitschrift l'Arc.

Rhythmen innerhalb der Zeit aufgefaßt werden muß, bildet die phonologische und grammatikalische Ebene den stabilsten Teil. Es ist sogar möglich, daß auf dieser Ebene die Veränderungen nur immanenten Gesetzen gehorchen. Die historisierende, durch Ideologie evolutionistische Sprachwissenschaft wollte die morphologischen Veränderungen durch soziale Ursachen oder Gründe erklären (berühmtes Beispiel: das Futur II wäre mit den mittelalterlichen Gemeinden und den Anfängen des Königstums aufgetaucht, weil es damals die soziale Ordnung, die der Stadt und der Zentralgewalt, erlaubt hatte, die Zukunft vorauszusehen, und dazu zwang, rational zu organisieren). Nun läßt eine synchronische Aufstellung der (grammatikalischen) Formen Felder leer, Symmetrien ungeklärt. Es ist also möglich, daß morphologische Veränderungen Felder in der Aufstellung ausfüllen (um das oben zitierte Beispiel wieder aufzugreifen, wäre aus Gründen der Symmetrie die Vorvergangenheit und das Futur II gleichzeitig entstanden).
Wie dem auch sei, die Ebene der bedeutungstragenden Einheiten – d. h. das Wörterbuch, das Vokabular, die Lexika – bleibt *offen*. Es gibt anscheinend kein geschlossenes lexikalisches System. Auf dieser Ebene also spielt die Sprache die Rolle des Schatzes, in dem sich die Erwerbungen der Kultur und der Zivilisation akkumulieren. Wenn die Gesellschaft, in die sich eine Sprache einfügt und die sie »ausdrückt«, statisch ist, ändert sich der Schatz kaum. Wenn sie quantitativ wächst und vor allem, wenn sie sich qualitativ entwickelt, vergrößert sich der Schatz. Es handelt sich wohlverstanden nicht um ein quantitatives und nur quantitatives Wachstum: um eine Zunahme der Gesamtzahl der Wörter (nach einem »exponentiellen« oder »logistischen« Akkumulationsgesetz). Unter lexikologischem Blickwinkel besteht eine Sprache aus Untermengen von Wörtern, aus Subsystemen, aus Gruppen. Wir haben diese Idee festgehalten und versucht, sie zu beleuchten. Die Lexika sind immer partiell, unvollkommen, offen. Die Komplexität ihrer Elemente und ihre Zahl wächst. Der kumulative Charakter kommt nicht von der Sprache als solcher. Sie erlaubt, determiniert aber nicht den Charakter der Gesellschaft, deren integrierender Bestandteil sie ist. Sie bewahrt das, was sie aufsammelt, ist aber weder Grund noch Ursache davon. In Bezug zu den strukturalistischen Forschungen geraten die lexikalischen Untersuchungen in unserer Zeit in eine ungerechte Vergessenheit. Geduldige und bescheidene Forscher führen sie durch. Man kann die Mühe derjenigen nur bewundern, die die Wörter auf Karten schreiben, die jenen Bereich der menschlichen Aktivität betreffen, um sie zu klassifizieren, die Bedeutungen zu unterscheiden (was

den lexikologischen Forschungen eine semantische Tragweite verleiht).[17]
Die Untersuchungen bringen die »Schlüsselwörter« oder »Hauptwörter« zum Vorschein, um die herum, wie um Kerne, sich Subsysteme entwickeln. Diese Gruppierungen wachsen, entfalten sich, verfallen, verschwinden, tauchen manchmal verändert wieder auf. Die lexikologische Forschung verbindet sich so mit einer diachronischen Linguistik und Semantik, die die Zeit restituieren.
c) Mit der kumulativen Funktion führen wir den Begriff einer *situationellen Funktion* ein. Die Sprache erlaubt es, Situationen zu beschreiben und zu nennen. Dieser Terminus darf nicht (ebensowenig wie andere bereits gebrauchte Termini wie »Depot« oder »Schatz«) in einem engen Sinn verstanden werden. Die erlebten, überstandenen, überwundenen »Situationen« sind nicht nur die der Individuen mit ihren Dramen, sondern die der Gruppen, einschließlich der sozialen Klassen, der Völker, der Nationen. An der Grundlage des Kommunikationsbegriffes, diesseits oder jenseits der sinnlich wahrnehmbaren Felder, gibt es geteilte Situationen.[18] Der *Sinn* kommt von den Situationen her und weist auf die Situationen zurück. Der Begriff der »Situation« kann nicht vom Begriff der (sozialen) Realität getrennt werden, präzisiert ihn jedoch; er ist für ihn ebenso wichtig wie derjenige der *Möglichkeit.* Ohne diese Ergänzungen wird der Begriff der »Realität« zum kältesten, abstraktesten, irrealsten aller Begriffe. Eine analytische und synthetische Theorie der (individuellen und kollektiven) Situationen in der Sprache wäre von ebenso großem Interesse wie eine lexikologsiche Untersuchung. Sie würde sie krönen. Die »Situation« kann nicht von der Philosophie umschlossen werden, obwohl die Philosophen den Begriff erblickt haben. Zuerst lieferte die Geschichte, dann die Soziologie und die Psychologie Elemente für diese Theorie, unter der Voraussetzung, daß sie ein dialektisches Denken oder eine dialektische Bewegung einführten. Eine Situation ist entweder konflikthaft oder nicht. Zwischen beiden Extremen, dem schärfsten Konflikt und dem fast gänz-

[17] Wir können die Arbeiten des Centre d'histoire du lexique politique an der École normale supérieure von Saint-Cloud zitieren, die darauf abzielen, ein Glossar des französischen, politischen Wortschatzes aufzustellen, ausgehend von der methodischen Auswertung (Indexierung) der wichtigsten Autoren: Rousseau, Montesquieu, Voltaire, Diderot. An der Ecole pratique des hautes études in Paris wird in einem Lexikologie-Laboratorium gearbeitet (Wagner).
[18] Vgl. das bereits zitierte Buch von G. Mounin, das den Beitrag von Bloomfield zu diesem Punkt hervorhebt. Der Inhalt, das Signifikat oder eher das Referentielle können nicht nur in bezug zu den Begriffen und den Dingen definiert werden, sondern auch in bezug zu den Situationen.

lichen Fehlen von Konflikten, gibt es einen ganzen Fächer von Möglichkeiten: die latenten, gedämpften, verdrängten Widersprüche – die gestützten oder aufrecht erhaltenen Ambiguitäten. Es gibt unentwirrbare Situationen, andere sind schwer lösbar, andere wieder sind einfach und leicht.

Nehmen wir ein Beispiel aus der Geschichte, um zu erklären, was wir unter »Situation« verstehen. Unter dem Second Empire gab es in Frankreich ein bemerkenswertes wirtschaftliches *Wachstum*. Die soziale und politische *Entwicklung* hält nicht Schritt. Sie ist stillgelegt. Daraus resultieren Unzufriedenheit, Wirren, die Niederlage, der revolutionäre Umsturzversuch. Umgekehrte Situation in der III. Republik: wirtschaftliche Stagnation überall. Die führenden Schichten wollen aus Frankreich eine Nation von Rentnern machen. Dennoch geht eine bestimmte soziale und politische Entwicklung weiter; der Rückstand des sozialen und politischen Bereichs gegenüber dem wirtschaftlichen wird teilweise ausgeglichen. Ein recht glänzendes ideologisches, literarisches und künstlerisches Leben verdeckt die stagnierende Basis des Regimes. Neue Niederlagen sind nötig, um dem ein Ende zu machen. Daher rührt ein neuer Umsturz der Situation: ein bemerkenswertes Wachstum mit einer Entwicklung, die fast Null ist. Die Situation läßt sich wiederfinden, die Gegebenheiten sind anders.

Wie werden sich diese Situationen in der Sprache ausdrücken? (Es wäre zum Beispiel interessant, die Reden und Schriften, die die großen Ausstellungen präsentieren, beginnend mit der von 1864, zu untersuchen in dem, was Frankreich betrifft, um die Unterschiede in Vokabular, Rhetorik und Sinn zu erfassen.[19])

Expansion und Rückzug, Offensive und Defensive, Steigen und Fallen, Spannung und Lösung, Erfolg und Fehlschlag, Annehmen und Verweigern definieren die Situation. Gibt es dafür eine Art Aufstellung der charakteristischen Oppositionen? Oder sogar eine Logik der Situationen – seien sie individuell oder nicht, in bezug auf die Logik der Entscheidungen? In der Tat muß man auf jede Situation, auf ihre Fragen und Probleme mit *ja* oder *nein* antworten.

Diese Logik der Situationen würde es unter Umständen erlauben, sie zu klassifizieren, ihre Frequenzen und ihre Kontexte zu beobachten. Vielleicht kann eine solche Logik von einer Untersuchung der Sprache

[19] Der Leitfaden unserer Analysen tritt hier klar zutage: die *Modernität* ist eine Situation und keine Essenz. Es ist die heutige weltweite Situation: Übergang, Mutation in Richtung auf einen offenen und vielleicht gähnend offenen Horizont, auf grenzenlose, aber schlecht definierte Möglichkeiten.

ausgehen. Sie hätte ihre Grenzen. Jugend und Alter hängen nicht von einer Logik ab, sondern von einer Zeitlichkeit, die Situationen mit großer Indifferenz erzeugt. Die Jugend ist eine Situation. Ein der heutigen Gesellschaft gegenüber aufmerksamer Soziologe wird die »Situation des Kredits« untersuchen, in der sich so viele Individuen und Familien befinden; eine Situation, die mehr von der politischen Ökonomie und den sozialen Beziehungen innerhalb eines ökonomischen und politischen Rahmens abhängt als von einer Logik.

Wir sind mehrmals auf die dreiteilige Unterscheidung gestoßen: Objekte – Handlungen – Situation. Wir glauben, daß wir die ebenfalls dreiteilige Unterscheidung: Bedeutung – Wert – Sinn deutlich gemacht haben. Gibt es keine Entsprechung oder Konkordanz zwischen beiden Reihen, zwischen beiden Analysen? Die Bedeutungen bezeichnen Objekte vermittels der Begriffe. Die Handlungen führen Werte ein oder akzeptieren sie; sie »valorisieren« die Objekte: im Meer baden, auf dem Strand laufen, im Sand graben usw. Ein Objekt löst sich los und erhält eine momentan in der Gruppe privilegierte Akzentuierung (Gewässer, in denen man schwimmen kann, Orte, an denen man herumlaufen kann usw.). Was die Situationen betrifft, so decken sie sich im Sinn auf, und der Sinn entfaltet sich dadurch, daß er sie aufdeckt. In bezug auf konkrete, einzelne Situationen (die der Individuen), partikulare Siutationen (die der Gruppen), allgemeine Situationen (die der Länder, der Völker und der Nationen), universelle (die weltweiten Situationen, an denen alle Menschen teilnehmen, die sie durchlaufen) expliziert sich Sinn.

Die Analyse der Sprache würde es so erlauben, die Analyse der Praxis besser zu umfassen. Umgekehrt erlaubt es die Analyse der Praxis dadurch, daß sie eine Funktion der Sprache erklärt – die situationelle Funktion –, die Analyse der Sprachen besser zu umfassen. Die doppelseitige Einheit der Signifikanten (Bedeutungen, Werte, Sinn) und der Signifikate (Objekte, Handlungen, Situationen) wird auf der höchsten Ebene wiederhergestellt: Situationen und Sinn.

d) Würden wir eine *rationale Funktion* der Sprache annehmen? Wir glaubten die logische Form des Denkens von seiner sprachlichen Form (die der als Form betrachteten Sprache) unterscheiden zu müssen. Die logische Form erhält man durch Entwicklung von der Sprache ausgehend, aber sie erfordert eine determinierte, spezialisierte Aktivität, die über der Sprache operiert und sie reduziert. Es wurde von »Logemen«, logischen Einheiten gesprochen, sowie von »Melemen«, Einheiten des musikalischen Ausdrucks oder von »Deliremen«, Einheiten des Ster-

bens. Diese Exzesse karikieren die allgemeine Kombinatorik, zu der man unter dem Mantel des Strukturalismus gelangt. Sie bringen die Ideologie, die sie schützt, in Mißkredit. Zugleich zeigen sie deren Ausrichtung.

Daß es in der Sprache eine diffuse, verworrene Rationalität gibt, ist unbestreitbar. Woher kommt sie? Von den in Ausführung befindlichen Aktivitäten in der sozialen Praxis. Handelt es sich um die Arbeit, ihre Organisation und ihre Teilung, die verwendeten Techniken? Zweifellos, aber auch um Handlungen, die von Gruppen begonnen werden, um ihre Taktiken und Strategien. Und um andere Institutionen. Die diffuse Rationalität konzentriert sich ebenso im Staat, in der Philosophie, in der Kunst. Dort schließlich, wo die Sprache sich zu rationalisieren scheint im Verlauf ihrer Geschichte – in den europäischen, abendländischen Gesellschaften –, ist es eine Eigenschaft, die von diesen Gesellschaften herrührt. Dieser Charakter muß übrigens erklärt werden. Wir können nicht vergessen, daß der *Sinn* in zahlreichen Gesellschaften nicht der Sinn der rationalen Organisation war oder ist, nicht mehr als der des (individuellen oder kollektiven) Glücks. Diese Gesellschaften – wer weiß das nicht? – haben oder werden eher einen Stil haben als eine Rationalität.

Wir müssen uns also darauf beschränken, daß in unseren Gesellschaften die Sprache eine rationale Entwicklung trägt und stützt. Wer vollendet diese Entwicklung? Der Logiker, wenn er die logische Form freistellt und ebenso der Philosoph und der Wissenschaftler, wenn sie Begriffe formulieren, aber ebenfalls der Staatsmann, wenn er den politischen Apparat perfektioniert, der Wirtschaftler, wenn er versucht, die Produktion zu organisieren. Mit einem Wort, die analytische Intelligenz (Verstehen), die sich in die Praxis einfügt, Begriffe mit Hilfe der Sprache entwickelt. Die Mathematiker entwickeln eine nicht »sprechbare«, vollkommen geschriebene Sprache, entwickeln die Eigenschaften der Objekt-Sprache, eines Systems substitutiver Ideogramme (Georges Mounin), das ohne Rückgriff auf lebende Sprachen funktioniert mit *syntaktischen* (Kombinationen) und *semantischen* Regeln (Interpretationen für eine Rückkehr zu einer Erfahrung in einem Bereich). Die Logiker bauen eine Metasprache auf, die kaum eine Beziehung zu den realen Sprachen oder zur Metasprache der Linguisten besitzt. Was den Schriftsteller betrifft, so entwickelt er seinen Rohstoff, die Sprache, in Richtung auf das literarische Werk (nicht auf den Begriff, das System oder die Institution hin).

Die dialektische Vernunft überschreitet diese Entwicklungen, weil sie

zeigt, und dadurch, daß sie die Bewegung zeigt, durch die die Sprache ihre eigenen Grenzen überschreitet. Die Rationalität, die sie einschließt, ist in diesem Sinn höher (obwohl weniger entwickelt) als die der Institutionen, des Staates, der Kunst, der Philosophie, der wirtschaftlichen Planung. Sie ist ihre Quelle, ihre Basis, ihre Grundlage. Im Innern der Praxis wahre Grundlage und Grundlage des Wahren ...

Die *expressive Funktion?* Die Theoretiker, die sie annehmen, verwechseln zwei Aspekte der Sprache. Für die einen »drücken« die Wörter und ihre Verknüpfungen einen Gedanken »aus«, der undeutlich oder metaphysisch präexistent ist. Wir haben diese These, die nur auf philosophischen oder theologisch-philosophischen Postulaten besteht, eliminiert. Für andere verweist die expressive Funktion auf die Emotionen, auf die gefühlsmäßigen Zustände des sprechenden »Subjekts«. Doch handelt es sich hier eher um eine *Dimension* der Sprache als um eine Funktion: die symbolische Dimension.

Was die Tatsache betrifft, daß gesprochene Wörter und Sätze die Situation derjenigen »ausdrücken«, die sprechen, über ihre Intentionen hinaus, und das, was sie verstehen, aufdecken, so verbinden wir das eher mit der situationellen als mit einer »expressiven« Funktion.

Insofern die Symbole eine Funktion erfüllen, wäre es die, daß sie die Rede aus der Trivialität herausnehmen. Der Statistiker kann die Wörter und Wortgruppen nach Frequenzen ordnen. Er wird so das freilegen, was wir das nicht-banale Gesetz der Banalität genannt haben (die Zipfsche Kurve). Das ist sein Recht. Es gibt nur zuviel Banalität, und in der Tat ist es sehr bemerkenswert, daß sie ein Gesetz hat: das der trivialen Rede, ausgerichtet nach den Objekten, den Gesetzen der Objekte gehorchend, selbst ein Objekt. Hier vermuten wir, daß die Langeweile Gesetzen gehorcht und ebenso die Banalität und die Trivialität, während vielleicht die Freude und das Vergnügen den Gesetzen entgehen. Ein schrecklich banaler Terminus (der Vater, Vater, Papa) würde sich mit einer beunruhigenden, sogar pathologischen Affektivität aufladen. Mitten in der täglichen Banalität wäre er nicht mehr banal. Der Symbolismus dementiert eine triviale Rationalität, die Rationalität des gewöhnlichen Sinns, in Fallrichtung auf die Rede und das Gerede. Dementi und manchmal Wahnsinn. Wenn die alten Symbole degenerieren und wenn keine neuen sie ablösen, ist es schwierig, die Trivialität zu vermeiden. Was aus der Sprache verschwunden ist, was die banale Rede nicht behalten hat, kann im Traum wieder auftauchen. Es fällt schwer anzunehmen, daß die symbolischen Elemente dort wie in der Sprache systematisiert sind. Das Wichtige wäre eher

das Wiederauftauchen privilegierter Symbole, und das auf eine jedem Individuum eigene Weise: unzusammenhängende Sequenzen, plötzliche Unterbrechungen. Das bringt bestimmte Traumeigenschaften mit sich, wie den Rückblick, Vermischen von Wörtern und Bildern, erdrückende Inkohärenz, Infantilismus und Archaismus. Daher rühren die Fallen im Traum, der erzählt und täuscht, die Wahrheit sagt und lügt, eine Situation entschleiert und die Schleier zusammenzieht.

Unsere soziologische Untersuchung entnimmt den Strukturen mehrere Aspekte der Sprache. Sie führt sie über in die *Form* und die *Funktionen,* die klar und deutlich unterschieden sind. Was verbleibt bei den Strukturen im eigentlichen Sinn? Unserer Meinung nach dasjenige, was die Informationstheorie entwickelt: das Paar Redundanz – Information, (in *hartleys* oder *bits)* meßbare, umgekehrte Quantitäten. Ist es nicht ohne mögliche Einwände eine strukturelle Eigenschaft der Sprache: eine Redundanz enthalten, eine Information liefern? Und dies, obgleich die meßbare Information sich von der Bedeutung und dem Sinn unterscheidet und sie aus der Übermittlung durch *Signale* einer von *Zeichen* gebildeten Nachricht resultiert.[20]

DIE SPRACHE

A. *Form und formale Analyse*

a) *Ebenen:* Phonem, Monem, Satz
nicht bedeutungstragende Einheit
bedeutungstragende Einheit
Verknüpfung bedeutungstragender Einheiten. *Zeichen:*
Signifikant
Signifikat
Wert
Sinn

b) *Dimensionen:* symbolische, paradigmatische, syntagmatische

c) *Frequenzen*

B. *Funktionen*

a) *relationelle:* als zentraler Teil des globalen semantischen Feldes und der Gesamtheit der semiologischen Felder

[20] Vgl. G. Mounin, Linguistique et théorie de l'information, Cahiers de l'I.S.E.A., März 1964.

b) *kumulative:* als Schatz, Depot, gemeinsamer Vorrat der erworbenen Erfahrung, der die Akkumulation ermöglicht

c) *situationelle:* »Expression« der individuellen und kollektiven Situation

C. *Struktur*

Information – Redundanz

VII. DIE WARENFORM UND DIE REDE

Die Ware als Form

Wegen der Bedeutung, die wir ihr zuschreiben, haben wir die Untersuchung der Form der Ware (zusammen mit der des Geldes, die davon nicht unterschieden ist) zurückgestellt.
Man kann das Werk von K. Marx kritisch betrachten, feststellen, daß es eher die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts »reflektiert« als das 20. mit seinem dramatischen Beginn und seinen Neuerungen. Im Gegensatz dazu kann man glauben, daß die Analyse der modernen Welt nicht auf Marx und den Marxismus verzichten kann. Das ist gleichgültig. Wir meinen nur dies: seine Darlegung der Ware bleibt die einzige, die einige sehr einfache Tatsachen wahrnimmt. Welcher Unterschied besteht zwischen dem Gegenstand, den ich in Händen halte (Buch, Schmuck, Päckchen Zigaretten) und der mir gehört, und dem gleichen Gegenstand hinter einer Glasscheibe, in einem Schaufenster, dicht vor meinen Augen und meinen Händen, der mir unzugänglich ist? Es ist derselbe Gegenstand und es ist nicht derselbe Gegenstand. Welche Veränderungen erfährt er? Durch welche *abstrakten* Abenteuer – da sie nicht seine Materialität berühren – geht er hindurch? Wie kann derselbe Gegenstand vielleicht nacheinander Sache sein (in meinen Händen) und Zeichen (im Schaufenster)? Was bedeutet er und in welchem Sinn taucht er auf, wenn er Zeichen und nicht Sache ist? Es sind einfache Fragen, die sich jedem und jeden Augenblick stellen könnten, die man aber nicht oft formuliert.
Wir greifen die berühmte Analyse der Ware zu Beginn des *Kapitals* wieder auf. Wir haben mit der Untersuchung begonnen, indem wir darin ein Reduktionsverfahren gezeigt haben, das das Objekt durchdringt, anstatt es zu zerstören.
Die Waren besitzen eine Form als Wert, die in Opposition steht zu ihren kontrastierenden Materialitäten, zu ihren natürlichen Eigenschaf-

ten. Die Darstellung dieser Form will die *Genesis* der Geldform vermitteln, des Rätsels der politischen Ökonomie.
Eine Wert- (Tausch-)Beziehung zwischen zwei Waren liefert den einfachsten Ausdruck davon. Wir schreiben xA = yB (eine Menge x der Ware A ist gleich dem Wert einer Menge y der Ware B). Allein durch die Tatsache, diese Äquivalenz zu setzen, A im Vergleich zu B zu bewerten, entziehen wir xA ihre natürliche Existenz: die Materialität, den Gebrauch. Wir lassen xA in Beziehungen eintreten, die sehr von ihrer unmittelbaren »Realität« unterschieden sind, in eine andere Existenzweise. »Das Geheimnis dieser Form des Wertes sitzt in dieser einfachen Form«, schreibt Marx. »In ihrer Analyse liegt auch die Schwierigkeit.« xA und yB, ihre Äquivalenz, ihre Verbindung implizieren und verweisen auf einen Inhalt: soziale Beziehungen, besonders eine Arbeitsteilung und eine Arbeit, die nicht als solche in der Form erscheinen. Wir wissen, daß dieser Inhalt durch das anfängliche Verfahren reduziert (beiseite geschoben) wird.
Diese Form ist doppelt. Die erste Ware (xA) drückt ihren Wert in der zweiten (yB) aus, die zu diesem Ausdruck dient. »Die erste Ware spielt eine aktive Rolle, die zweite eine passive Rolle. Der Wert der ersten Ware wird als *relativer* Wert dargestellt, die zweite Ware funktioniert als *Äquivalenz*«, bestätigt der Autor des *Kapitals*, der diese formale Dichotomie präzisiert:

»Relative Wertform und Äquivalenzform sind zueinander gehörige, sich wechselseitige bedingende, unzertrennliche Momente, aber zugleich einander ausschließende oder entgegengesetzte Extreme, d. h. Pole desselben Wertausdrucks; sie verteilen sich stets auf verschiedene Waren, die der Wertausdruck aufeinander bezieht.«*

So tritt die Sache (Buch, Zucker usw.), die ihrer monotonen Existenz als isolierter Sache entbunden ist, in Verbindung mit anderen Sachen, mit vielen anderen Sachen und sogar mit allen realen und möglichen Sachen – aber durch eine erste Sache, eine Nachbarin, eine unentbehrliche Vermittlung. Indem sie sich gegenüberstellen, bilden sie die Einheit einer Form; diese Form aber verdoppelt sich. Die beiden Gegenstände spielen nicht zugleich die gleiche Rolle. Sie treten ein in die Einheit eines Unterschieds, in eine Polarität, deren Termini sich gegenseitig voraussetzen und in Opposition zueinander stehen, sich ein- und ausschließen. Es gibt im Unterschied eine Reziprozität, ohne daß dadurch der Unterschied verschwände. Wenn ich sage: »500 kg Zucker

* Marx, Das Kapital, a.a.O., S. 63. (Anm. d. Red.)

sind soviel wert wie ein Anzug«, kann ich den Satz auch umdrehen; der Unterschied besteht nicht nur zwischen der Materialität und dem Gebrauch der beiden Gegenstände, sondern auch zwischen ihrer Position in der Form. Das Erstgenannte wird durch den zweiten zur Ware und mißt sich in ihm. Der zweite Gegenstand konstituiert den ersten als Ware und dient ihm als Maß. Der zweite führt die formale *Quantität* in den ersten (der bis dahin nur eine materielle Quantität besaß: Kilogramm, Meter usw.) ein als die Kommensurabilität unter einem bestimmten Aspekt, dem Aspekt des Tauschs. Zwei beziehungslose materielle Sachen, die durch die Bedürfnisse entstanden sind, auf die sie antworten, werden plötzlich *gleich*. Einmal bis hierhin vorgerückt, zählt die erste Ware nicht mehr (momentan und dauerhaft) als Gegenstand, der einem Bedürfnis, einem Gebrauch entspricht, als »Gut«. Auf den Rang der Ware erhoben vermittelt sie der zweiten diese Ehre, wenn man so sagen kann. Der Gebrauchswert reduziert sich auf die Manifestation dieser der Materialität entgegengesetzten Abstraktion: den Tauschwert, den »Wert als Form«. Die Opposition zwischen Gebrauchswert und Wert als Form wird in einer Beziehung sichtbar »worin die eine Ware, *deren* Wert ausgedrückt werden soll, unmittelbar nur als Gebrauchswert, die andere Ware hingegen, *worin* Wert ausgedrückt wird, unmittelbar nur als Tauschwert gilt.«**

Wir rekonstruieren so mit Marx im Abstrakten den Prozeß, durch den eine *reale Abstraktion* konstituiert wird: eine mit sozialer Existenz versehene Form. Die Form, diese Einheit im Unterschied bleibt nicht dabei stehen. Ihr Charakter ist sozusagend ansteckend. Sobald ein Gut Tauschobjekt wird und diese Form annimmt, nimmt ein anderes Objekt sie an, dann noch eins, und dann immer mehr. Nach und nach werden alle Güter zu Tauschobjekten, ohne daß eine Begrenzung möglich wäre. Sie bilden eine Kette, beeinflussen sich gegenseitig mit ihrem Charakter: die Tauschbarkeit durch (tatsächliche oder angenommene) Äquivalenz. Das ist die totale oder entwickelte Form des Wertes. Diese totale Form manifestiert sich in Aktion nur fragmentarisch, in partiellen Ketten, von denen die eine die andere ausschließt: in Gruppen von Objekten. Dennoch verweist jedes dieser Fragmente auf die Totalität. Die gesamte Masse der tauschbaren Güter ist niemals aktualisiert. Sie bleibt dennoch virtuell gegenwärtig. Sie übt auf die Gruppen von Objekten und auf jedes unter ihnen einen Druck aus; aber jedes Objekt gibt sich seinen Wert in Beziehung zur Gesamtheit, durch die Zwischen-

** Ibid., S. 75 f. (Anm. d. Red.)

stufe einer begrenzten Gruppe (so das Getreide in bezug auf den Weizen). In der so konstituierten allgemeinen Form drückt also jede Ware ihren Wert auf doppelte Weise aus: 1) auf einfache Weise in einer Beziehung mit einer oder einigen anderen Waren; 2) in einer komplexen Beziehung zur Gesamtheit der Waren (der in die Warenform gebrachten Güter).

Es gibt also eine Art »gemeinsames Werk der Waren in ihrer Gesamtheit« (Marx). Diese Argumentation, die den Folgerungen aus der Form folgt, macht den folgenden Punkt deutlich: »Die Waren, die vom Standpunkt ihres (Tausch-)Wertes rein soziale Dinge sind, können diese soziale Existenz nur durch eine Serie ausdrücken, die alle gegenseitigen Beziehungen umschließt.« Ihre Wertform muß also in der Gesellschaft bewertet und konsolidiert werden.

Das wird die Rolle des *Geldes* (zunächst im Naturzustand, dann als Edelmetall). Die allgemeine Form des Wertes, der sich in einem privilegierten Objekt verkörpert, zeigt, daß er so die soziale Existenz der *Warenwelt* manifestiert. Die Form wird konsistent, setzt sich in einem einzigen Objekt fest, erlangt unangefochtene soziale Authentizität. Das Geld ist ein besonderer Gegenstand: als höchste Ware, als Zeichen des Tausches für alle Waren impliziert es alle; es beherrscht alle, soviele es auch sein mögen. Es kondensiert die Gesamtheit; gleichzeitig schließt es alle aus, wird isoliert getauscht, Geld gegen Geld.

Wir wollen einigen Einwänden philosophischer Art zuvorkommen. Es ist evident, daß die Sache, das »Gut« *als Objekt* auf sinnliche, materielle Weise existiert: außerhalb des Bewußtseins. *Als Produkt* würde es nicht ohne die menschliche Aktivität, ohne eine Praxis, ohne geordnete Arbeit existieren. *Als Form,* d. h. als Ware, existiert das Objekt nicht ohne das Bewußtsein. Es besitzt eine soziale Existenz, die ihm durch die Beziehungen zwischen den Objekten zukommt, die auf den Rang der Ware »befördert« wurden und in den Tausch eintreten. Das will nicht heißen, daß das beteiligte Bewußtsein vom »Wert« eine adäquate Vorstellung hat: einen Begriff. Nur die Erkenntnis – die ökonomische Wissenschaft – entwickelt diesen Begriff. In dieser oder jener Gesellschaft herrscht ein unbestimmtes oder sogar illusorisches Bewußtsein, eine *Ideologie,* das eine Darstellung der Dinge und menschlichen Beziehungen liefert. Ein solches Bewußtsein ist übrigens niemals völlig falsch, insofern es sich auf die Person bezieht und diejenigen zufriedenstellt, die es haben. Allein die Erkenntnis, diejenige der Geschichte, erklärt die Ideologien, darin eingeschlossen die merkantilen Repräsentationen. Wir befinden uns jenseits der klassischen materialistischen oder ideali-

stischen Philosophie. Es ist bekannt, daß Marx' Argumentation weiterging. Der Inhalt des Wertes als Form? Das ist die Arbeit. Als Substanz und Maß des Wertes wird sie von einer dialektischen Bewegung durchquert. Die Arbeit ist zugleich individuell und sozial, parzellär und global, quantitativ und qualitativ, geteilt und Ort eines allgemeinen Mittelwertes (die mittlere Produktivität in der untersuchten Gesellschaft). Wir brauchen weder dieser Argumentation zu folgen, noch in die Diskussionen eingreifen, die sie ausgelöst hat und immer noch auslöst.[1] Nach unserer Analyse resultiert daraus, daß jede Ware ein Zeichen ist, aber nicht nur ein *einfaches* Zeichen. Ebenso das Geld. Hier die Willkürlichkeit des Zeichens einzuführen und es dabei zu belassen, aus dem Tauschwert und dem Geld konventionelle Fiktionen zu machen, wäre ein Irrtum, der zugleich mit dieser Analyse unvereinbar wäre und mit der Formentheorie (einschließlich der Sprachtheorie).

Vor uns haben wir ein zugleich sinnlich wahrnehmbares und abstraktes Feld: die Warenwelt. Auf ihre Art, d. h. auf spezifische Art, konstituiert sie ein Zeichensystem, eine Sprache, ein semiologisches Feld. Sie spricht zu uns, mit welch einer überzeugenden und zwingenden Eloquenz . . .

Wir finden in ihr die Artikulationsebenen. Das sorgsam isolierte Objekt hat nichts von einer bedeutungstragenden Einheit. Es bietet sich im Bedarfsfall an; ein Akt eignet es sich an: der Konsum. Sein Gebrauchswert ist nur in bezug auf diesen Akt definiert. Die autoritäre Form des Bedürfnisses schätzt ihn. Wir sind nicht von einem Signifikanten auf ein Signifikat verwiesen. Wir bleiben in der Unmittelbarkeit, selbst wenn die Befriedigung aufgeschoben ist. Wir treten nicht in die Abstraktion der Ware ein.

Dennoch wird das Objekt zuerst in seiner Beziehung zum Bedürfnis wahrgenommen. Ohne diese Beziehung sagt es uns nichts; aber unter unseren Augen verwandelt sich das Objekt als Ware in ein Zeichen. Es vereinigt in sich Signifikant (das tauschbare Objekt) und Signifikat (mögliche, virtuelle Befriedigung, die nicht nur aufgeschoben ist, son-

[1] Wir weisen nur darauf hin, daß wir den Wahrheitsgehalt, den die sogenannte »Grenzwert«-Theorie enthält, nicht aufdecken könnten, indem wir die »Welt der Waren« durch Analogie (ohne Identifikation) mit der Sprache auffassen. Diejenigen, die die Grenzwert-Theorie aufgestellt haben, haben verstanden, daß der (relative) Tauschwert nur durch die Beziehung eines Objektes zu andern Objekten lateral diesem Objekt zugeschrieben werden kann usw. bis zum letzten betrachteten Objekt. Marx hätte ihnen vorgeworfen, daß sie der Reziprozität nicht genügend Rechnung getragen hätten, nämlich der äquivalenten Form, und daß sie nicht bis zum Ende der Kette, dem Gold, vorgedrungen wären.

dern vom Kauf abhängt). Das Objekt verdeckt eine innere Dualität, die sogleich auf eine Lateralität verweist. Das Objekt erhält in der Tat diese Form nicht allein, sondern in bezug zu einem anderen Objekt oder zu Objektgruppen, in die es sich einfügt und durch die es den Wert annimmt. Die Kette der Waren gliedert sich in Sequenzen, in bedeutungstragende Einheiten: jedes Objekt mit seinem Tauschwert, und die Objektmengen, Mengenfragmente (Nahrung, Haushaltsgeräte, Möbel, Wohnungen usw.). Was den Sinn anbelangt, so ist er der Sinn der Warenwelt oder der Ware als Welt: alles ist käuflich und verkäuflich. Die Kette ist unbegrenzt; die Gruppen, die sie enthält, können inventarisiert werden, jede bleibt dabei offen (nicht begrenzt). Für jedes Objekt und jede Gruppe von Objekten spezifiziert sich der Tauschwert nur durch eine doppelte Konfrontation: eine aktuelle mit anderen Objekten, eine virtuelle mit der Totalität. Das gemeinsame allgemeine Maß, das Geld, erlaubt diese unaufhörliche Konfrontation, die die ständige Bewegung der Warenkette ausmacht.

Wir denken nicht daran (muß darauf insistiert werden?), den Begriff des *Wertes*, wie er von den Linguisten freigelegt wurde, mit dem ökonomischen *Wert*, wie er von Marx konzipiert wurde, zu identifizieren. Unter der Homonymie, die in keiner Weise die Idendifikation erlaubt, stoßen wir auf zwei *Formen*. Wir suchen nach den Analogien und Unterschieden, nach den Verbindungen zwischen diesen beiden Formen, ohne deshalb Ware und Geld in einfache Zeichen zu verwandeln.

Wir erkennen bald die Dimension der Form. Die symbolische Dimension? Das ist das Geld, der Schmuck, die Diamanten, die Edelsteine und ihr Gefolge glitzernder Bilder, Symbole des Reichtums und der Macht, die er verleiht. Die paradigmatische Dimension? Es sind die sehr relevanten Oppositionen des Billigen und des Teuren, des Banalen und des Seltenen, des Gewöhnlichen und des Wertvollen, des Alltäglichen und des Außergewöhnlichen, des Notwendigen und des Überflüssigen, des Quantitativen und des Qualitativen, ein System, durch das hindurch die Waren sich an uns wenden. Vielleicht sollte man noch die Opposition zwischen dem Handwerklichen und Industriellen, zwischen der Serie und dem Modell hinzufügen. Was die syntagmatische Dimension anbelangt, so wird sie von den realen Sequenzen von Objekten und Käufern gebildet, die sich gegenseitig mitziehen: Sie kaufen einen Anzug, eine Krawatte, ein Hemd usw.

So sprechen die Güter, in ihrer Eigenschaft als Ware, zu uns in einer anderen Sprache als der, die sie annehmen, wenn wir sie zu Hause zu

unserer Verfügung haben. Der letztgenannten, der unsrigen, drücken wir unsere Rede auf. Die Sprache der Ware wird uns aufgezwungen. Ein Schaufenster, eine Geschäftsstraße mit ihren Läden lehren uns schnell die Sprache der Ware. Die fetischierten, faszinierenden Objekte zwingen den Kult der Sache, der außerhalb ihres Inhalts präsentierten Form auf, und jedes Zeichen fügt sich um so enger an das Signifikat und an den Sinn des Ganzen. Die Sprechakte – das tut der Geschäftsmann in jenem Schaufenster, wie und weshalb er es so angeordnet hat – lassen uns unbeteiligt, obgleich wir uns ihnen zuwenden können. Die Nachricht wendet sich an die Passanten. Die Sprache der Objekte ist nicht notgedrungen sauber. Lakonismus und Armut kommen oft zusammen vor. Nicht immer. Ein wunderbarer und sehr teurer Gegenstand genügt sich, gut ausgestellt, selbst.

Es gibt eine Rhetorik der Objekte. Die Auslagen zeigen es ziemlich deutlich. Sie verwendet alle möglichen Effekte: Symbolismen (wertvolle Gegenstände, Gold und Schmuck) – Konnotationen, Metaphern (Objekte, die Orte, Ereignisse, Vergnügungen, Freuden evozieren) – Metonymien (Teile eines Ganzen, die für das Ganze stehen) – subtile Verknüpfungen von Gruppen, die weder mit den gewohnten Gruppen koinzidieren noch mit den Verkettungen der Käufe. Wenn wir eine solche Koinzidenz feststellen, hat die Einbildung einen Fehler gemacht; die Rhetorik hat nicht gespielt, sie hat die Dinge nicht verwandelt.

Die Nachrichten der Waren können redundant sein (sich wiederholen und dabei in den Bereich des Wohlbekannten, der ungefügen Banalität fallen); oder informativ (wobei sie uns etwas über die Objekte oder über unsere Bedürfnisse sagen).

Die Sprache der Ware und die Welt der Ware führen uns ein in die Welt der Objekte. Sie koinzidieren nicht. Die Welt der Ware präsentiert und repräsentiert zugleich mehr und weniger als diejenige der Objekte. Die letztgenannte, alltäglichere, umfaßt »unsere« Objekte, »unsere« Sachen, »unser« Eigentum. Sie umfaßt auch außergewöhnliche Objekte: technische, ästhetische Objekte. Was die Welt der Ware betrifft, so ist sie par excellence verführerisch, aufregend, anregend, gar faszinierend. Es ist die Anziehungskraft der Straße oder eine der Anziehungskräfte. Wenn diese Anziehung fehlt – in einem »neuen«, urbanen »ensemble« oder auch im sozialistischen oder vermeintlich sozialistischen Asketentum –, fehlt uns etwas. Es ist eine Abwesenheit, die Abwesenheit der Dinge und des Verlangens. Wenn die Anziehung zu stark wird und die Stimulanz zur Faszination, ist es eine besonders seltsame Variante der Entfremdung. In diesem Zustand der Faszina-

tion, wohin sie den Blick führen kann, ist die (der Begierde) angebotene Ware wirklich nur noch ein Zeichen, das Zeichen einer versprochenen und unerreichbaren Lust. Der Inhalt (die menschliche Arbeit) und das Signifikat (das Bedürfnis, die Befriedigung eines Bedürfnisses) verschwinden. Der Blick taucht ein in den beharrlichen, fast pathologischen Signifikanten im Reinzustand.

Wir können die Waren als eine, aber als eine spezifische Sprache betrachten. Sie kann nicht als »homolog« oder »isomorph« zur verbalen Sprache angesehen werden. Sie besitzt ihre eigenen Eigenschaften. Die Negativität fehlt nicht: Ist nicht das unserem Machtbereich entzogene, gegenwärtige und entfernte Objekt, das vom Bedürfnis getrennt ist und das Verlangen anregt, sozusagen von einer negativen Eigenart getroffen? Ist die Warensprache nicht zugleich flüchtig und autoritär?

Wir müssen sie für sich selbst untersuchen, als von den anderen Formen unterschiedene Form, die nicht ohne Beziehungen zu ihnen ist. Würden wir von der verbalen Sprache ausgehen und deren Formen, Funktionen und Strukturen auf die Welt der Ware anwenden, würden wir einen Fehler machen. Das Problem hier ist, die verbale Sprache durch die Ware und die Warensprache zu erklären – und umgekehrt, die Welt der Ware durch die der Sprache. Ein Verfahren, das wir durchgeführt haben, ohne uns damit zu belasten. Wir könnten zum Beispiel eine Art *Logik* der Ware aufdecken. Es ist die Logik des Geldes in den formalen Operationen, wo das Geld nur mit sich selbst zu tun hat. Die Form des Tausches wird ihrerseits Inhalt, der es erlaubt, eine »reine« Form freizulegen, diejenige der (Finanz-) »Spekulation«. Wenn die Logik das Geld des Geistes ist, gemäß dem Prinzip der Äquivalenz (Gleichheit, Identität), würde dann das Geld nicht die fehlerlose Logik des »Realen« enthalten, wo das Reale sich dem Geld unterwirft?

Wir werden nicht weiter in dieser *Richtung* vorgehen, die übrigens eine Wahrheit liefert, den *Sinn* der Warenwelt.

Die Ware, Form eines Inhalts (die Objekte, Produkte der sozialen Arbeit), resultiert aus einer langen geschichtlichen Entwicklung. Langsam entstanden mit der Arbeitsteilung und mit der Trennung der Stadt vom Land die Tauschbeziehungen. Das reflektierte Denken, ebenfalls Form eines Inhalts (die Handlungen, die Objekte, die Situationen), resultiert aus einer langsamen und langen, mehr und mehr methodisch ausgerichteten Entwicklung.

Wie sollte es in einer Warenökonomie, die auf den Tausch ausgerichtet ist, keine immanente Rationalität, keine zuerst diffuse, dann er-

faßte und reflektierte Finalität geben? Wir können Zusammentreffen und Interaktionen erwarten zwischen der Form der Ware und der des reflektierten Denkens wie auch zwischen diesen Formen und denen der Sprache. Zweifellos ist hier – in der Interaktion der Formen – die Intelligibilität angesiedelt, zu der uns die Untersuchung der Sprache führt, ohne daß sie sie enthält und ohne daß sie auf immanente Weise gegeben wäre. Die der organisierten sozialen Produktion immanente Rationalität ging der reflexiven Rationalität (des Verstehens) voraus, die ausgehend von der kohärenten Rede in der Sprache entwickelt wurde. Will man die Sache anders darstellen, so konstituierte und formulierte sich eine praktische (soziale) Rationalität, indem sie sich auf zwei Wegen formte: dem der Sprache, des Logos, der kohärenten Rede, d. h. des verbalen Tausches – dem des Tausches von Objekten, Gütern, die dadurch in Waren verwandelt wurden.

Wir müssen die Einheit im Unterschied dieser beiden Wege erfassen. Um zu beginnen, erlaubt es uns unsere Analyse, ein Problem aufzuwerfen und zu lösen, bei dem weder die Neugierde der Philosophen noch der Linguisten Halt gemacht hat. *Wie kann man über die Ware oder von den Waren, den Gütern sprechen, die Tauschwerte geworden sind?* Diese Tatsache, d. h. daß das Sprechen und die Rede von den »Gütern«, daß die Objekte zu Waren werden und als solche in die Sprechakte Eingang finden, scheint niemanden zu verwundern. So sehr ist das normal, »natürlich«. Es scheint uns aber nicht, daß es natürlich ist. Es ist a priori nicht einsichtig, daß die Beziehungen zwischen den Sachen adäquat ausgedrückt werden können, daß die Ware in die Rede eintreten kann. Damit die Menschen diese Sachen *sagen* können (oder wenn man will, auf *kohärente* Weise *untereinander über diese Sachen reden können*), ist es notwendig und hinreichend, daß die Verbindungen zwischen diesen sozialen Sachen denen der Wörter (und Wortgruppen) entsprechen. Wir haben gezeigt, wie die Waren auf spezifische, aber nicht auf eine Weise, die außerhalb der Rede liegt, eine Sprache bilden. Konnte nicht so die Welt der Ware in die Rede eintreten, sich darin entwickeln, selbst Welt werden? Konnte sie nicht so in alles eindringen und alles zu Waren machen, alles bis hin zu den menschlichen Wesen, bis zum Bewußtsein mit seinen versteckten Bereichen, bis zu den Ideen?

In Griechenland, in Athen geschah im 5. vorchristlichen Jahrhundert etwas sehr Wichtiges: die Geburt einer Handels- (oder Kommerzial-) Gesellschaft. Bis dahin trat der Handel nur sporadisch auf, war verbunden mit Piraterie, Plünderung, Tausch, militärischen Expeditionen,

die auf Eroberung oder der Gründung von »Kolonien« ausgerichtet waren. Mit diesen zusammengewürfelten Eigenschaften erlaubt der griechische Handel den Aufstieg einer »Thalassokratie«. In dieser Periode ist in Athen und überhaupt in Griechenland der Handel dennoch nicht ganz in die Stadt integriert; das wird erst im Mittelalter im abendländischen Europa geschehen. Die Händler, die versuchen, sich auf der Agora niederzulassen, werden verfolgt; man überläßt den Handel den Fremden; der Seehandel hat seinen Sitz in Piräus und nicht in Athen, der politischen und religiösen Stadt. Dennoch ist es gerade die auf Handel und Seehandel – dem Handel mit Silber und den Silberminen – ausgerichtete Wirtschaft, aus der Athen seine Macht und seinen Glanz zieht. Gleichzeitig entsteht eine Demokratie, die man nur schwierig mit modernen politischen Formen vergleichen kann. Sie unterscheidet sich beträchtlich durch ihre Grenzen; aus ihren Institutionen sind Sklaven, Frauen und Fremde ausgeschlossen; andererseits ist sie bemerkenswert direkt, fußt auf persönlichen Beziehungen innerhalb einer relativ kleinen Bürgergemeinschaft, in der das Individuum nur für und in der Stadt lebt.

Was geschieht von dem Standpunkt aus betrachtet, der uns beschäftigt – die Beziehung zwischen Sprache und Gesellschaft? Man hat unserer Ansicht nach zu sehr auf der Schrift allein insistiert. Gewiß setzen sich die immensen Folgen der Schrift durch die Jahrhunderte und die Zivilisationen, eingeschlossen die griechische, hindurch fort. Die gelesenen Sprachen werden zu »Objekten«. Die Schrift fällt priviligierten Gruppen, Klassen im Anfangsstadium zu: den Schreibern, Priestern, Beamten. Sie sind mit einem phantastischen Prestige ausgestattet: den Schriften, den Inschriften, den sakrosankten Texten. Durch die zur Sache gewordene Schrift scheint das Sprechen ewig. Aber gleichzeitig kann man den geschriebenen Text leichter losgelöst vom Menschen (Held, Priester, König), der die Worte ausspricht, untersuchen. Man kann die Schrift entweihen, die Tafel verbrennen, die Steine zerstören. Man kann an der Schrift zweifeln, oder – was fast auf das gleiche hinausläuft – Spekulationen über sie anstellen, über die Beziehungen zwischen den Elementen der Schrift, die Buchstaben und die Wörter Fragen stellen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Untersuchung dieser Elemente (Buchstaben und Wörter) der Ursprung des griechischen Atomismus und vieler physikalischer, physiologischer, philosophischer Theorien war. Dieser interrogative und spekulative Aspekt, der den Glauben an die Schrift erschüttert, könnte sehr wohl den griechischen Genius charakterisieren, in dem Bereich, der uns hier beschäftigt. Das

Wesentliche ist zweifellos, daß das Sprechen aufhört, nur Sitz der Meditation und das Mittel (das Milieu) der Kommunikation zu sein, um Instrument zu werden. Es wird zur Rede, Herrschaftsinstrument, Machtmittel. Durch die Rede kommt man an die Macht und behält sie.

Anschließend oder vielmehr zu gleicher Zeit (wie kann man diese negativen und dennoch mit »positiven« Folgen angereicherten Aspekte des griechischen Genius auseinanderhalten?) wird die Sprache zur Sprache der Handelsgesellschaft, des Warentausches und des Geldes. Ohne grundlegende Veränderungen. Die Morphologie scheint davon kaum berührt worden zu sein. Die Veränderungen bleiben semantischer (modifizierte Bedeutungen) und lexikologischer Art (Einführung neuer Wörter und Wortgruppen). So findet der Warenaustausch Eingang in den Informationsaustausch, in die direkte Kommunikation der Gefühle. Die Welt der Ware richtet sich in der Sprache ein und beherrscht sie, ohne sie zu verstümmeln. Wir haben schon auf das erstaunliche und triviale Phänomen hingewiesen, das für die Ware eine der Sprache analoge Form annimmt.

Schließlich wird die Sprache vor allem ein Handelsobjekt. In Griechenland und vor allem in Athen *verkauft man Sprache.* Wer praktiziert diesen besonderen, aber weitreichenden Handel: Rede verkaufen, d. h. Luft, Wörter? Viele sehr originelle und aktive Leute: Sophisten, Rhetoriker, Redner, Grammatiker, Pädagogen, Philosophen. Das Sprechen, das durch die Schrift zu einem Objekt, durch die politische Praxis zur Rede geworden ist, verwandelt sich in ein wertvolles Gut, wird zur Ware (für die nur eine scharfe Konkurrenz innerhalb der Stadt, auf der Agora, einen »Wert« festsetzen konnte). Rhetoriker, Sophisten, Grammatiker, Pädagogen lassen sich ihren Unterricht bezahlen. Sokrates' Sprechen bleibt Sprechen (er schreibt nicht) und besitzt keinen Handelswert. Der Logos aber kauft und verkauft, ist käuflich und verkäuflich, dient dem Ehrgeiz, erlaubt den Zynismus des Schönredners (Kallikles in Platons *Gorgias).*

Unter diesen Umständen überschreitet die Sprache das Stadium des Sprachobjektes (das durch die Schrift geheiligt wird). Sie wird zu einem sozialen Objekt. Für das Bewußtsein taucht sie vor der Reflexion als vom Inhalt (dessen, was man von denen sagt, mit denen man spricht) unterschiedene Form auf. Die Grammatiker zeigen ihr Funktionieren, zeigen ihre Morphologie und beginnen sie durch die Form ebenso wie durch den Gebrauch zu unterrichten. Die Entwicklung geht in verschiedene aber gemeinsame Richtungen weiter: die Logik als reine Form

der Kohärenz der Rede) die Rhetorik als Form des wirksamen Gebrauchs der Rede, um bestimmte Wirkungen und Resultate zu erzielen.
Mit diesen neuen Elementen vollzieht sich ein Bruch, und die Beziehungen der Sprache mit der Gesellschaft treten in eine neue Phase ein. Wir brauchen uns hier nicht mit den anderen Aspekten des »griechischen Wunders«, des »griechischen Genius«, d. h. mit dem entstehenden wissenschaftlichen Denken, der Unterscheidung zwischen Poesie, Wissen und Philosophie beschäftigen. Ohne die Tragödie und die Kunst der Plastik zu übergehen. Diese Aspekte können nicht völlig von dem geschieden werden, was wir untersuchen; sie hängen ab von der Soziologie des Wissens ebenso wie von der Geschichte der Wissenschaften und der Philosophie. Wir halten dennoch fest, daß das »griechische Wunder« sein Geheimnis verliert; es ist der Genius eines politischen und Handel treibenden Volkes (in den bemerkenswertesten Städten), der sich in allen Bereichen manifestiert. Um den Schnitt festzustellen genügt es, die (dunklen und reichen) Schriften Heraklits mit den (präzisen und armen) des Aristoteles zu vergleichen. Eine Naivität, eine Authentizität, diejenigen der Sprache, sind verschwunden. Der Übergang geschieht vom Sprechen zur Rede, vom Spontanen zum Durchdachten, von einer nicht-geteilten Aktivität zu einer Aktivität, die sich in eine Arbeitsteilung einfügt (politische, wissenschaftliche Aktivität), wobei die philosophische Aktivität in dieser Teilung auf der besonderen Ebene der ideologischen Entwicklung steht. Der Fortschritt ist nicht ohne Verluste möglich.
Wir halten nun die Teile zu einer Komödie mit hundert verschiedenen Akten in Händen, deren Bühne nicht so sehr das Universum als das (individuelle und soziale) Bewußtsein der Menschen ist. Wir zählen nochmals diese Teile auf:
a) Die Ware wird allgemeine Form des Tausches, der Übermittlung der berührbaren Güter, der Kommunikation durch sinnlich wahrnehmbare Objekte. Sie bringt ihre eigene Sprache mit sich und dies auf doppelte Weise: sinnlich und abstrakt. Jedes Objekt bedeutet zunächst sich selbst, dann die verwandten Objekte (Objektgruppen) und schließlich durch diese Vermittlung die ganze Welt der Ware. Diese Welt entfaltet sich mit Logik, mit den Spielereien und Betrügereien, die die trivialisierende Strenge des Prinzips kompensieren, wonach der Tausch nur zwischen Äquivalenzen möglich ist. Der Mensch der Ware, der Händler, wird Herr der Sprache, Meister im Fach Sprache. Er wird sich ihrer als Herr bedienen: um sich einzuführen und sich akzeptieren

zu lassen, um das zu präsentieren, was er anbietet, um es so gut wie möglich zu verkaufen, um unter besten Bedingungen einzukaufen. Er wird lügen, er wird Geschichten erfinden und erzählen. Die Zwischenstufe zwischen den Menschen und den Dingen wird sich dieser Vermittlung, der Sprache, bemächtigen. Sie wird sie perfektionieren. Die Handel treibenden Völker haben die schönsten Geschichten zu erzählen (sie haben es schon in griechischer Zeit), die am meisten verfeinerte und reichste Sprache. Man kann nicht die Hypothese ausschließen, daß diese Praxis nicht nur das Vokabular (die Lexika, einschließlich der des Handels), sondern sogar die Morphologie verwandelt. Die Sprachsoziologie sollte hier mit anderen Methoden die komparativen Untersuchungen wieder aufgreifen (zum Beispiel zwischen dem Katalanischen, der Sprache eines seit Jahrtausenden durch den Handel und die »Thalassokratie« geformten Volkes – und dem Baskischen, der Sprache eines Volkes von Hirten und Fischern). Kurz gesagt überlagern, verstärken, komplettieren sich die Rationalität der Sprache und der Waren.

b) Die Sprache, die zum Objekt geworden ist und durch die Schrift vom Sprechen getrennt ist, taucht als Form auf und entwickelt sich als solche. Hoch spezialisierte Disziplinen nehmen für ihre »Materie« diese Form an. Während langer Jahrunderte, fast bis in unsere Tage, krönte die Rhetorik zusammen mit der Philosophie den Unterricht; sie begleitet die Grammatik, den gelehrten Kommentar geschriebener Texte, die Exegese; sie wird das Wissen der Rede sein. In dieser Eigenschaft fehlt sie seit ihrem Niedergang und ihrem fast völligen Verschwinden. Die Leere wird nicht durch die Linguistik gefüllt, obwohl sie sich darum bemüht. Die Rhetorik war auf doppelte Weise formal: als Studium der Bedeutungsveränderungen einer lautlichen Form (der Wörter, die durch die Tropen – Metapher, Metonymie usw. – nicht geändert, sondern transformiert werden), als Studium des Aufbaus der Rede, der Verknüpfung der Sätze, des Tons (monstrativ, demonstrativ, meditativ, lyrisch usw.), des Stils (oratorisch, episch, erzählend usw.), der Bewegung in Richtung des Sinns (Ellipse, Parabel, Hyperbel). Die Rhetorik, Zentrum des Unterrichts und von daher des sozialen Bewußtseins, erhält ein doppeltes Komplement: einerseits die Eristik, die Sophistik, die Dialektik im primitiven Sinn des Wortes, d. h. die Kunst und Technik der Diskussion; – andererseits die Logik, Wissenschaft und Technik der Kohärenz, Erkenntnis der Stabilität innerhalb der Rede und der Dinge, auf die man sich beziehen muß, um sich nicht zugleich in die Rhetorik und Eristik zu verirren.

c) Damit zusammenhängend werden das Sprachsystem (langue) und die Sprache (langage) oder besser die *Rede* zum Machtinstrument. Wenn auch das individuelle Bewußtsein der Philosophen und der Moralphilosophen protestiert und die Authentizität des Sprechers und die Strenge in der Demonstration suchen, so ergreifen die Männer der Tat und die Staatsmänner dieses Instrument und und bedienen sich seiner. Zur Rhetorik der Literaten, zur Eristik der Advokaten fügen sie ihre eigenen Figuren hinzu: Abwenden (der Ideen, der Situationen) – Verdrehung (der Gesetze, der Handlungen) – Zurückhaltung, Emphase usw. Die politische Eloquenz und Nicht-Eloquenz haben ihre Gesetze und Geheimnisse, die leicht zu durchdringen, aber schwer zu begreifen sind.
d) Zugleich wird die (geschriebene oder nicht-geschriebene) Rede selbst zur Ware. Der Buchdruck beschleunigt diesen Prozeß. Die sprachliche Form und die Warenform treffen hier aufeinander, ohne zu koinzidieren. Der gedruckte Text, der dem Bild ganz nahe steht, tritt ein in die Felder, die die sozial spürbare Welt konstituieren. Die abstrakte und mittelbare Form des Sprachobjektes, das langsam von den Steinen und Inschriften verschwindet, findet eine neue, faßbare Existenz: das Plakat, die Zeitung, das Buch. Unendlich und immer besser reproduzierbar (durch den Druck, die Schallplatte usw.) tritt die Rede langsam, aber irreversibel ein in das Paradigma der Ware: billig oder teuer, banal oder wertvoll, unentbehrlich oder überflüssig.
Eine wechselnde Konstellation von Kräften und Gegenkräften wirkt sich also seit Jahrhunderten auf die Rede aus. Und dies mehr noch auf der höchsten Ebene, der des Sinns, als auf der der Bedeutungen. Die Rede des Ladeninhabers war arm, die des Händlers besonnen, die des Reisevertreters pittoresk. Die Rede des Höflings war vorsichtig, eloquent und redundant die des Tribuns, vorsichtig die des Bauern, überströmend die des Intellektuellen, informativ und verschlagen die des Journalisten usw.
In diesen Ereignissen entfernen sich die anfänglichen Symbolismen, gehen verloren, kennen aber ein plötzliches Aufleben. In der Verarmung, in der Auflösung der Rede kann es geschehen, daß man sich ihnen zuwendet; man nimmt sie wieder, belebt sie, erweckt sie wieder (oder versucht es), mit ihrem Gefolge an Mythen und Bildern, die direkt zu den Gefühlen sprechen und Emotionen hervorrufen; bald werden sie skrupellos verwendet.

Wir wollen eine Geschichte der Rede entwerfen, d. h. (nach unserer Definition) der Sprache als Form unter den anderen Formen, die benutzt wird und ihren Einflüssen ausgesetzt ist.
Kurz nach Auftauchen der Form (des Logos) stagnieren in Griechenland Denken und Wissen und sinken dann ab. Die lateinische Kultur baut einen juristischen Formalismus auf, der den Griechen unbekannt war; was war sie anderes, lassen wir dieses Element beiseite, als der Niedergang der griechischen Kultur unter dem Druck der politischen Rede? Die Lateiner erreichen den Gipfel ihrer Kultur und ihrer Literatursprache in der zu berühmten ciceronischen Rednerperiode. Dieser Mißbrauch der Rhetorik wird im Mittelalter nicht beendet. Er wird unbewußt weiterbestehen, mit einem Wiederaufkommen des analytischen Denkens, verbunden mit der Wiederaufnahme der Handelsbeziehungen in der mittelalterlichen Stadt.
Die Ideologie, die Philosophie eingeschlossen, degeneriert gegen Ende der antiken Welt zur Logographie, Doxographie, zu formalistischen Rede-, Definitions-, Meinungs-, Zitatstudien.
Manchmal spannt das reflektierende Denken, das, präzise und arm, sich selbst auf die Rede über die Rede reduziert, all seine Kräfte an. Es geht zurück zu den Ursprüngen: das Sprechen, die Poesie als Handlung, die *poiesis,* die danach strebt, sich die Welt direkt anzueignen. Es belebt die Symbole und gibt sich selbst symbolisch ein Fest der Symbole. Eine bestimmte, wiederbelebte Vergangenheit sieht sich zugleich gefeiert und liquidiert. Waren die ersten dieser Feste, Rückkehr in die Vergangenheit, Totenritus, letztes Aufbäumen der Symbole und Mythen nicht die griechische Tragödie und Platons Dialoge? Später, lange Zeit später, gab es das stoische Denken. Und die Wiederaufnahme aller mythischen Bilder, auf synkretische Weise, im Urchristentum. So sterben die Götter, werden geboren und wiedergeboren, quer durch die Sprache und Rede. Das Mittelalter war die Zeit der ideologisch-politischen Reden, die von jenem weiten und mächtigen Staat, der Kirche, regiert wurden. Die Ideologie bemächtigte sich des lateinischen Logos, der kosmischen Symbole und unterwarf sie sich. Der Ausdruck der Gefühle in der Vulgärsprache flüchtete seinerseits in die Symbolismen der animalischen Natur und in den erzählend-sagenhaften Ton. Darüber hinaus durchdringt der praktische Rationalismus der Handel treibenden Gesellschaft, d. h. das analytische Verstehen (Intellekt oder Intelligenz), die Sprache.

Für die Ebene des Sinns sagen wir: In Frankreich entwickelt sich die Sprache zu dem Bau, der derjenige des modernen Französisch sein wird. Wir überlassen wiederum die Sorge, danach zu suchen, wie dieser Enfluß sich auf der Ebene der Signifikanten und (semantischen) Bedeutungen, der Morphologie (formale paradigmatische Oppositionen), der Syntax (Verknüpfungen) auswirkt, den Linguisten.
Wir machen einen Sprung zum 16. Jahrhundert. Das ist die Explosion. Die Rede kommt zu ihren Ursprüngen zurück: dem Sprechen, den Symbolen. Reich an allen ihren Dimensionen und Kräften erkundet die jugendliche französische Sprache eine Welt (genauer einen Kosmos), aus der der Mensch, das Individuum und die Gesellschaft, Erkenntnis und Handlung nicht verschwunden sind. Das wiedergefundene Sprechen beherrscht die gedruckte Rede. Der Mann dieser erneuerten, rauhen, frischen Sprache ist Rabelais. Er greift die mittelalterlichen Erzählungen wieder auf und macht aus ihnen Epen. Er findet wieder antike Symbole, Mythen, heidnische Götter, christliche Gottheit und vermischt sie im Sinne der Renaissance. Die Figur des Riesen-Königs enthält die kosmischen Symbolismen. Rabelais' Werk, Fest zu Ehren der verflossenen Vergangenheit, die es dadurch liquidiert, kündigt auch die kommende Zeit an: die Macht des Denkens, der Erkenntnis, der Technik.
Dieser Elan, der das Vergangene, das Gegenwärtige und das Mögliche vereinigt, kann sich nicht lange erhalten. Seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, seit den Religionskriegen, greift die politische Macht ein. Der zentralisierte Staat beginnt kleinlich genau all das einzuebnen, was ihm entgeht. Die Sprache, das poetische Wort, werden gewandte, vorsichtige Rede. Am Artikulationspunkt: Montaigne.
Im 17. Jahrhundert hat die Kompressionswalze des Staates die regionalen Unterschiede, den Schmelz der unmittelbaren Sprache erdrückt. Der Geschmack ersetzt die Vitalität. Edel und souverän gehorcht die Rede erkannten oder versteckten rhetorischen Regeln. Ebenso wie den formalen Kompositionsregeln (den drei Einheiten). Es gibt das, was man sagen kann, und das, was man nicht sagt. Die französische Tragödie? Es ist eine politische Tragödie, die eine streng gesäuberte politische Sprache verwendet. Sie stellt die Dramen der Macht, die Leidenschaften und das Scheitern der Menschen an der Macht aus. Sie steht auf der Ebene des Staates, indem sie aus der Ferne die griechische Tragödie imitiert, die anders motiviert war, der aber auch die Geburt eines Staates vorausging. Das Fest zu Ehren der verflossenen Vergangenheit, der Glanz des Vollendeten, die feierliche Totenzeremonie fehlt in unserer klassischen Tragödie. Der Staat liebt weder die geschichtliche

Wahrheit noch die Liquidierung der Ahnen. Noch die Suche nach dem Sinn: er liefert und fixiert ihn. Wo soll man jenes königliche Fest suchen? Bei Shakespeare, nicht bei Racine!

Nach einigen Jahrzehnten der Leere, über die das göttliche Recht regierte, erfindet das 18. Jahrhundert von neuem das Sprechen, die Sprache jenseits der verarmten Rede, indem es das kritische Denken erneuert. Auf dieser Ebene tauchen wieder der Sinn, die Suche und das Streben nach Sinn auf. Der Mann, der die Sprache wiederfindet, ist Diderot. Nicht in seinem Theater, wo er in eine äußerst suspekte und degenerierte Form des Theaters zurückfällt, der Moralpredigt, sondern in den zu Lebzeiten unveröffentlichten Werken und vor allem in den Briefen an Sophie Volland, wo jenseits der Literatur und der Schrift das direkte Wort, das helle Licht der Kommunikation aufleuchten, in einem Wort, die Gegenwart. Um Rousseaus Schriften zu verstehen, ihre Art und den Ton seiner Sätze, ihren Aufbau, darf sich der Historiker unserer Meinung nach nicht nur an die Sprache wenden; er muß auf die Musik und besonders auf die Melodie, ihre symbolische Dimension zurückgreifen.[2]

Die große revolutionäre Periode gibt nur Gelegenheit für eine recht konventionelle politische Rede (der Leser möge dieses unfreiwillige Wortspiel verzeihen). Die Nachahmung der Antike wütet im verbalen Ausdruck ebenso wie in der Kleidung, die ciceronische Rhetorik zwingt der Rede eine Gegenwart auf, die im schreienden Gegensatz zum Brodeln des Bewußtseins, der Institutionen und Aktivitäten steht. Im Namen der Latinität, d. h. unter der Ägide des Staates und des in Entwicklung befindlichen Rechts kombinieren sich Jakobinertum und Klassizismus auf seltsame Weise. Die napoleonische Ära akzentuiert dieses geheime Einverständnis. Das erklärt die Sterilität dieser Epoche in den von der Sprache abhängigen Schöpfungen (Theater, Poesie, Roman).

Danach hatten diejenigen, die die Sprache für die Kommunikation und für ein Werk benutzen wollten, die ganze Arbeit vor sich, standen einer übermenschlichen Aufgabe gegenüber. Die politische Rede (Propaganda, Journalismus), die Rede des Handels (entstehende Reklame), der Kode derjenigen, die alles in einen Kode fassen wollten, trafen sich, um das Sprechen zu ersticken. Die Romantiker, das ist bekannt, fanden

[2] Wir erinnern kurz daran, daß Rousseau, Autor musikalischer Kompositionen, ein bemerkenswertes »Dictionnaire de musique« verfaßt hat, das selbst von den Historikern zu Rate gezogen wird. Die Kontroversen zwischen Anhängern der Melodie und Anhängern der Harmonie erreichten damals ihren Höhepunkt.

ein Mittel: Gebrauch und Mißbrauch der Symbole. Indem sie sie benutzten, konnten sie diejenigen erreichen, die die neue, aus der Revolution hervorgegangene Ordnung unterdrückte: die Frauen, die Jugend, die »Intellektuellen«. In den Symbolen, Gemeinplätzen, im Kult der Ruinen, der Seen und des Mondes vereinigten sie sich und kommunizierten sie. Ein scheinbar titanisches Genre, das den Aufruf des Genies erforderte und daß das Genie in Szene gesetzt wird – in Wirklichkeit war es lächerlich. Die großen und alten Symbole, Mond, Sterne, Sonne, Himmel, Erde, Dunkel und Licht, ununterbrochen angerufen und beschworen, werden deswegen nicht lebendiger.
Nie wieder werden sie das sein, was sie für die Nomaden und Hirten waren. Wie kann man sie galvanisieren? Durch eine verzweifelte Rhetorik, durch die Verzweiflung der Rhetorik, die ihre letzten Funken versprüht.
Aber das ist nicht die einzige Bedeutung der Romantik. Die revolutionären Bestrebungen wurden ebenfalls wieder aufgegriffen, der Protest der sensiblen Seelen und Herzen gegen die bürgerliche Gesellschaft, die aus den großen Versprechungen und Taten der Revolution hervorgegangen war. Es gab die Forderungen derjenigen, an die sich die Romantik richtete, die sie berührte und die eine geheime, halbversteckte Gesellschaft innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft bildeten. Trotz dieser Aspekte, die man akzentuieren könnte, und durch sie gab es faszinierte Zur-Schau-Stellung, ritualisierte Theatralisierung, Emphase und Hyperbel. Schließlich verkauften sich die Romantiker und die Romantik sehr gut und sehr teuer. Die bürgerliche Gesellschaft hatte die romantisch-rhetorische Opposition resorbiert.
Wer enthüllt in dieser Epoche ihren Sinn, weil er ihn umfaßt? Unzweifelhaft Victor Hugo. Es ist schwierig, ihn einzuschätzen. Er ist Sprecher des Jahrhunderts und wechselt von der monarchistischen Reaktion zur fortgeschrittenen Demokratie. Immer vorn. Er will die Welt und zuvor die Sprache verändern. Glaubt er, die Welt durch die Sprache zu verändern? Vielleicht. Naive Hoffnung des Literaten. Hugo erneuert ausgehend von der trivialen Rede die Sprache. Womit prahlt er? Die rote Kappe auf das alte Wörterbuch gesetzt zu haben. Das beschränkt seine Ambitionen auf Metaphern und Lexika. Er nimmt das Repertoire, galvanisiert es mit entfesselten Konnotationen: seine Rhetorik. Ein Ungeheuer, das erste der heiligen Ungeheuer. Der Literat. Für ihn existiert alles nur in und durch die Schrift, in und durch die Literatur. Er lebt, um zu schreiben. Er begnügt sich nicht damit, alles sagen zu wollen, zu behaupten, daß alles sagbar sei, und zu denken, daß das

Sagen für die Revolution genügt. Was er lebt, lebt er, indem er es schreibt. Er hat es schon als werdende Literatur im Kopf, in dem Augenblick, in dem er es lebt: Liebe, Trauer, Aktion. Ein solch heiliges Ungeheuer ruft einen heiligen Schauder hervor, der rhetorische Bewunderung genannt wird.

Während Victor Hugo eine ruhmreiche Karriere beginnt, die sich bis in die Nähe des folgenden Jahrhunderts fortsetzt, schreibt Stendhal auf bescheidene Weise. Er nähert sich mit Verstand einem authentischen Sprechen, zugleich klares Selbstgespräch und Dialog mit dem Leser in *Henri Brûlard*, und schreibt jenseits der Schrift. Er spricht eine schöne Sprache, die der sterbenden Schönheit. Stendahl und Balzac imitieren den Code Civil (oder glauben es zu tun). Balzac verwendet durch Instinkt oder durch Beobachtung die Redeweisen und Jargons aller bereits von der bürgerlichen Gesellschaft kodifizierten Personentypen. Die triviale Redeweise von Birotteau, Gaudissart interessiert uns über die Schönheit hinaus, wenn sie *geschrieben* ist.

Dieselbe Bewegung ist feststellbar bis zum Surrealismus einschließlich: Rückkehr zu den Symbolismen angesichts der Plattheit der Rede, Reaktivierung der in Vergessenheit geratenen Symbole zur Rhetorik. Außerdem die Bestrebungen nach einem neuen Leben in einem Versuch, das Sprechen und die direkten Kommunikationen wiederherzustellen. Aber die Alchemie des Wortes verwandelt nur das Wort in Gold.

Auf das Gold des poetischen Wortes antwortet das Blei der Rede. Das Leben ist nicht verändert. Es gab kein »neues Leben« nach den Versuchen der poetischen Revolution. Die bestehende Gesellschaft absorbierte den Surrealismus wie die alte Romantik. Nicht ohne gegenteilige Auswirkungen auf die tägliche, triviale, also gesprochene Rede, die nicht auf das Geschriebene reduzierbar ist und Neologismen, Ausdrücke aus dem Argot, geeignete Wendungen (Célines Sprache) aufnimmt.

Wir erinnern kurz an eine dialektische (d. h. konflikthafte) Bewegung zwischen den beiden Termini: *das Sprechen, die Rede (la parole, le discours)*. Und dies auf der höchsten Ebene, der des *Sinns*. Diese Bewegung vollzog sich nur in der Suche nach dem Sinn. Außerhalb dieser Suche fällt das reflektierende Denken zurück auf die rein sprachliche Ebene, ohne Spannung, ohne Historizität, auf die der getrennten (diskontinuierlichen) Einheiten. Die Suche nach dem Sinn, d. h. der Sprechakt, konstituiert die sprachliche Zeitlichkeit, von der wir seit langem erwartet haben, daß sie sich in die Sprache einprägt. Die Suche nach

dem Sinn läßt nur die dieser Bewegung innewohnenden Widersprüche hervortreten, indem sie sie zu lösen versucht. Umgekehrt gibt es nur eine wirkliche Bewegung (und Zeitlichkeit) in der Suche nach dem Sinn (in und durch den Sprechakt).

Wir haben vielleicht die Termini nicht genügend definiert, indem wir unseren Gebrauch von dem des Linguisten unterschieden haben. Wir haben die Sprache als Institution untersucht, zusammen mit den Folgen dieser Tatsache in der Realität und im Begriff selbst. Die soziologische Analyse hat – von diesem Standpunkt aus – die Ergebnisse und Begriffe der Linguisten wieder aufgegriffen, bestätigt und modifiziert. Es bleibt uns noch eine wichtige menschliche Gegebenheit zu erwähnen. Wer spricht? Das ist immer ein Individuum. Zu wem spricht es? Zu einem anderen, zu und für andere Individuen. Der Begriff des Individuellen ist deshalb gewiß nicht erläutert. Eine Linguistik des Sprechens ist nicht ohne Schwierigkeiten und Paradoxien. Und dennoch ist es irgend jemand, der das Wort ergreift.

Die triviale, banale Rede bleibt innerhalb des täglichen Lebens: Gerede, Schwatzen. Sie ist in der Nähe der Welt der Dinge lokalisiert, d. h. der Welt der Ware und des Geldes. Sie braucht keinen anderen »Gemeinplatz« als diese Nähe. Das Geschriebene, das Gedruckte, die Bilder spielen eine große Rolle, aber die Rede erfordert lediglich die Lektüre der »Warenwelt«, die als Folge von Zeichen gegeben ist: Geschäfte, große Kaufhäuser, Kauf, die Reklame, die Bedürfnisse und Verlangen hervorruft.

Man kann behaupten, daß eine wahre Kommunikation nur stattfindet, wenn zwei Sprechweisen (paroles), von denen jede auf ihre Weise die Materialien des *Sprachsystems* (langue) benutzen, eine gemeinsame *Sprache* (langage) als eine Übereinstimmung, eine Transparenz finden. In diesem Sinn war die Sprache spontan, unmittelbar mit dem Sprechen (parole) verbunden. Wann gibt es Rede (discours)? Wenn die Übereinstimmung vorausgesetzt ist, anstatt in einer Spannung erreicht zu werden, die nach der gegenseitigen Transparenz derjenigen strebt, die sich unterhalten. Die Rede akzeptiert vorgefertigte »Normen«, fertige Werte, die in die Wörter eindringen. Sie befördert also Redundanzen, Bedeutungen und festgefügte Wortgruppen (Syntagmen). Der Sprachgebrauch verlängert die Voraussetzungen der Sprache, die nie in Frage gestellten »Gemeinplätze«. Die Rede dreht sich um die Tautologie, um die Pleonasmen. Auf diese Weise üben die ideologischen, politischen und philosophischen Formen einen Druck auf das Sprechen aus, um es in Plattheit zu verwandeln. Und mehr noch die Form, die

von den Dingen in den allgemeinen Tausch, d. h. in die Welt der Waren gezogen wurde.
Die Rede läßt den Sinn im Stich und mißachtet ihn, um auf der Ebene der Bedeutungen zu bleiben. Im übrigen gehen die Bedeutungen, von den Werten und dem Sinn losgelöst, im Verlauf des inkohärenten »Geredes« verloren, das von einem Wort zum anderen, von einem »festgefügten Syntagma« zu einem anderen springt. Klischees, Stereotypen folgen und verklammern sich mehr oder weniger gut. Man weiß nicht mehr, wo man die Worte finden soll, um von etwas Ernsthaftem zu sprechen. Und selbst davon zu sprechen (vom Leiden, dem Tod, der Freude, dem Vergnügen), scheint ein wenig obszön, taktlos. Die Rede scheint der Triumph der »referentiellen Funktion« zu sein. Nach außen ist sie positiv und höchst positiv, geht von Denotation zu Denotation, ist Sprache des gesunden Menschenverstandes, des Selbstverständlichen (der Normen, der »Patterns«, der »Werte«). Sie ist präzise und bezeichnet dies und jenes in erklärendem, realistischem Ton. Sie widersetzt sich jedem anderen Gebrauch der Sprache, wie die Prosa sich autoritär der Poesie widersetzt, wie das Alltagsleben der Phantasie, die sie kompromittiert, wie der vernünftige Mensch dem Wahnsinnigen. Die Rede fühlt sich stark, um so mehr als der Poet, der Phantasievolle, der Übergeschnappte, der Verrückte beharrlich die Rede zurückweisen und sich anderswohin flüchten. Die Rede geht jedoch in die eigenen *Fallen.* Ohne es zu wissen, fällt sie über die Stricke der Propaganda und der Reklame. Sie wird *manipuliert,* selbst wenn und gerade wenn sie hochmütig jene Pressionen beiseite schiebt, von denen die Sprache benutzt wird.
Das Sprechen kann nicht allein, für sich selbst eingreifen, als käme es aus einer himmlischen Welt, aus einem Himmel, aus einer übersinnlichen Intelligibilität (der platonischen Ideen oder der hegelschen Idee). Der Akt des Nennens und Sagens erreicht einen Sinn nur, wenn er das zur Schau stellt, was in der Praxis entsteht oder besser noch, in der Aneignung der »Natur« im Menschen durch den Menschen, des »Existentiellen«. Nun verwandelt das Sprechen das, was sich zu entwickeln beginnt und auf sich hinweist, ins Wesentliche. Der scheue oder formlose Hinweis gewinnt gleichzeitig einen Wert und eine Realität. Das Bedeutungslose wird Sinn. Deshalb besitzt das Werk von Marx mehr Tragweite als dasjenige Nietzsches. »So sprach Zarathustra« ist das Aufbrechen eines Wortes, das *poietisch* sein will und zweifellos nur *poetisch* ist. Wurde der Übermensch geboren? Kündigte sich die Mutation an? Nietzsche glaubte es. Marx scheint trotz der Folge von Ereig-

nissen, die seine Voraussagen bald bestätigen, bald widerlegten, besser das Feld des Möglichen und das Reale erforscht zu haben.
Es handelt sich also weder um eine Mystik des Wortes noch um ein diskursives Denken, das dem intuitiven Denken gegenübersteht. Was die Rede betrifft, so handelt es sich in einer bestimmten Praxis um die tatsächliche Reduktion der Sprache und des Sprechens auf die kombinatorische (syntagmatische) Dimension. Die der Symbole entäußerte Rede, die unfähig ist, neue zu erfinden, läßt die (paradigmatischen) Oppositionen, die für beunruhigend gehalten werden, sich entfernen und abstumpfen. Sie etabliert sich als soziale Norm. Zusammen mit der (paradigmatischen) Auswahl und den Symbolen eliminiert sie die Imagination (nicht aber die Bilder, diejenigen des sozialen Imaginären). Sie schiebt das Existentielle, den Schmerz, die Anstrengung, den Tod beiseite, ohne zum Essentiellen zu führen. Sie reduziert sich auf scheinbar logische Implikationen, scheinbar kohärente Verschachtelungen, auf Kombinationen, die einer Art indifferenter Freiheit Raum geben: triviale Wortspiele, persönliche Anordnungen von Banalitäten. Illusionen, Gegenwart – Abwesenheit . . .
Auf die Rede läßt sich nur zu gut das »Immanenzprinzip« anwenden, das den Linguisten, die positivistisch-realistisch ausgerichtet sind, so lieb und teuer ist. Tatsächlich gibt es eine Immanenz der Rede: Gedächtnis der Rede, Referenz auf die Rede. Jedes Element verweist auf ein anderes Element, jedes Zeichen auf ein anderes Zeichen, ohne Anfang und Ende, weil sich die Rede im Kreise dreht. Manchmal unterbricht das Zeigen eines Objektes (mit dem »Zeigefinger«) oder das Enthüllen eines Bildes (einer »Ikone«) die Rede. Es ist weder eine wahre Unterbrechung noch die Einführung eines neuen Inhalts. Sie nimmt sogleich wieder ihre im Grenzfall pleonastische (wiederholende, tautologische) Kette auf. Die Referenz ist in Wirklichkeit nur eine der Struktur – der Struktur der Banalität – immanente Funktion. Das trifft nicht zu für die lebendige, mit dem Sprechen verbundene Sprache. Diese entwickelt sich auf doppelte Weise: indem sie Situationen impliziert und ausdrückt – indem sie die Zeichen durch die Werte dieser Zeichen erklärt und nach dem Sinn sucht.
Nach unserem diachronischen (historischen) Schema, brauchte es vier Jahrhunderte des Verfalls des Sprechens und der Entfaltung der Formen, um von der lebendigen Sprache zur Rede zu kommen. Es bedurfte des fast vollständigen Verschwindens der Symbole, die durch nichts ersetzt wurden. Die Verschiebung des globalen semantischen Feldes zum Signal war notwendig, damit die Vorherrschaft der (kombi-

natorisch-aleatorischen) Syntagmatik entstehen konnte. Nicht ohne dessen erneutes Auftauchen und nicht ohne Konvulsionen, die der Seismograph der Literatur registriert. Sozial gesehen verschwindet die Paradigmatik nicht. Sie kann nicht verschwinden, solange die Menschen sprechen. Sie vereinfacht sich. Einige große Oppositionen tauchen auf: Arbeit und Freizeit, Jugend und Alter, Modernität und Folklore. Andere Oppositionen bleiben halb fiktiv, halb erlebt, bestehen als Entitäten oder Essenzen: Virilität und Feminität (während sich die reale Opposition und der reale Unterschied männlich-weiblich verwischt). Die Opposition von Natur und Gesellschaft schwächt sich ab (ebenso die von Traum und Wirklichkeit). Andere Oppositionen, wie Modell-Serie, öffentlich (oder kollektiv) – privat (wir sagen nicht: individuell) verstärken sich.

Heute ist die Sprache dem doppelten Angriff des Bildes und der Rede ausgesetzt, wobei das eine das andere begleitet, kommentiert in einer schon erwähnten Oszillation. Rebellion scheint nutzlos zu sein. Schriftsteller und Schreibende akzeptieren die Rede, um von ihr auszugehen. *Die Rede wird zur sozialen Norm. Sie beherrscht Handlungen und Situationen als Objekte. Sie fetischiert sich, anstatt sich auf etwas zu beziehen – auf Inhalt, Praxis, sinnliche Gegebenheiten – die Rede wird zum Referentiellen für diejenigen Gruppen, die kein anderes Band mehr besitzen als das Gerede, weil nichts mehr sie in Beziehung zur produktiven oder kreativen Aktivität setzt.* Gemeinsam ist diesen informellen Gruppen, den Frauen, den Jungen, den Alten, daß sie von der Rede nivelliert werden. Das Kind wird durch sie frühreif, und die Erwachsenen werden zu Kindern. Die Frauen werden vermännlicht und die Männer feminisiert. Alles tendiert zum Neutrum. Die Bedeutungen nehmen überhand, was absurd ist, denn der Sinn ist verflogen.

So tritt man seit Jahrzehnten ein in jene konflikthafte Situation, deren Darstellung uns als Einleitung diente: einerseits der Sprachfetischismus, andererseits die Zerstörung und Selbstzerstörung. Der Rückgriff auf die Symbole und die Mythen wird immer schwieriger, und die Erneuerungsversuche folgen erfolglos aufeinander. Typ: der Surrealismus.

Die Schriftsteller und die Künstler unterteilen sich und klassifizieren sich je nach ihrer Beziehung zur Sprache. Die einen drängen zur Auflösung, die anderen akzeptieren die Rede. Andere suchen nach einer Rhetorik, um die Rede zu beleben. Man reagiert, so gut man kann, auf die Trivialität der Rede: Projekt einer totalen Kunst (Sprache, Musik, plastische Schönheit des Sinnlichen), (fehlgeschlagene) Er-

findung neuer Mythen und Symbole. In Wirklichkeit beschränkt man sich darauf, das Erbe mengenweise zu konsumieren.

Kurz gesagt ist die Rede der Nullpunkt des Sprechens.[3]

Man wird uns vorhalten, eine Art Mystik des Sprechens einzuführen. Nein! Wir müssen daran erinnern, daß jemand spricht, und zwar weder eine Anonymität noch eine Maschine (bis das Gegenteil eintritt). Wir müssen auch daran erinnern, daß die Verweise auf die Texte von Marx und auf das *Kapital,* auf Saussure und auf die strukturalistische Sprachwissenschaft, auf die Schriften von Leibniz und Hegel nicht das Wissen und das Bewußtsein von der modernen Welt ausschöpft. Marx hat nicht nur über die Philosophie, die Ökonomie und die Geschichte geschrieben. Er hat das Wort ergriffen. Seither gab es die Worte Zarathustras und einiger Dichter. Selbst wenn diese Worte nicht gehört wurden, wenn sie nicht wirken konnten, wurden sie doch gesagt. Sie sind mehr als nur Geschriebenes. Die Praxis gibt nur durch ein sprechendes Individuum einen Ansatzpunkt und einen Inhalt für das Bewußtsein: das Individuum, das das Wort ergreift. Die Schöpfung eines Objektes, einer Darstellung, einer Idee oder eines Begriffs vollzieht sich nur mit und durch das Sprechen. Der Akt, ein nicht existierendes, im Entstehen begriffenes Etwas zu nennen, ist ein Sprechen. Im Gegensatz zur Rede ist das Sprechen ursprünglich und einzigartig. Danach wird nur wiederholt, reproduziert, gelesen. Das Sprechen, wohl unterschieden von der Information sowie von der Bedeutung, dem Sinn sehr nahe, führt Neues ein. Es widersetzt sich dem langsamen Sturz (der selbst von der Entropie oder dem Informationsverlust unterschieden ist) und der bei der Rede endet. Es ist ein *Akt* und ein *Ereignis,* an dem diejenigen teilnehmen, die die ausgesprochenen Worte gehört haben.

Das Sprechen, zugleich einheitlich und kontinuierlich, übt einen Einfluß aus, der sich so lange erhält, als es *vorgeführt* wird. Es steht so der Diskontinuität der Rede gegenüber, die diskrete Einheiten, nicht nur die der Sprache, sondern auch die des Denkens einbringt: beziehungslose Themen, miteinander unverträgliche Ziele. Die Rede läßt sich gänzlich zerlegen (zum Beispiel in den »Comics« und Bildergeschichten). So entspricht sie dem analytischen Denken und der auf die

[3] Wir verändern ein wenig den von R. Barthes (Le Degré zéro . . ., a.a.O.) vorgeschlagenen Begriff. Wir haben mehr als einmal ganz bewußt solche Veränderungen vorgenommen. Dies ist ein ständiges Verfahren des Denkens, ohne die es weder Geschichte noch Entwicklung noch Fruchtbarkeit gäbe. Wie es auch keine Semantik ohne Veränderungen des »Denotats« durch die Wörter gäbe. Wir beabsichtigen, eine andere, detailliertere Untersuchung dem Verfall der Sprache in der Rede zu widmen.

operationellen Techniken gegründeten Aktivitäten. Das Erzählprojekt (die ehrenwerten Abenteuer des Dr. Kildare, die außerordentlichen Ereignisse, die der Magister Mandrake erlebt) wird in Einheiten, in Bilder mit ihren Kommentaren in den Wortblasen gegliedert. Das ist der Triumph des Diskontinuums, des »Diskreten«, des Atomischen, der Sememe oder Semanteme, der Zersplitterung der Objekte in Operationen, der Funktionen in elementare Funktionen, der Strukturen in Atome, der Arbeit in Teilchen, der Darstellung in Themen, des Sinnes in Bedeutungen. Das Übergewicht der Rede verbindet sich indirekt mit den Ideologien: Operationalismus, Funktionalismus, Strukturalismus. Und damit mit den Gruppen und mit kaum aufspürbaren, versteckten, jedoch wirksamen sozialen Netzen.

Das Sprechen entgeht den Ideologien, obwohl es eine Ideologie erzeugen kann, ebenso wie es eine magische Formulierung lancieren oder eine neue Realität benennen kann (ein Akt, der sich in den »Taufen« ritualisiert).

In der Rede und durch die Rede ist die Kommunikation zugleich sicher und unbestimmt. Sicher: die Redundanz ist ungeheuer groß, der Kode den Sendern und Empfängern bekannt, ebenso wie das Repertoire. Unbestimmt: wird die Nachricht ankommen? Wird sie aufgefangen werden? Was bringt sie? Der Fetischismus der Rede wird von einem Fetischismus der Kommunikation (zusammen mit der Bedeutung der *Massenmedien*) begleitet. Wir wissen, daß dieser Fetischismus die menschlichen und sozialen Tatsachen auf die Kommunikation im allgemeinen reduziert; er übergeht die konkreten Bedingungen der Kommunikation, ihre tatsächlichen Modalitäten. Niemals war aber die Kommunikation ihrer Wege weniger sicher als heute. Der Fetischismus der Kommunikation ist also von der großen Klage der Einsamkeit, vom Fetischismus der Rede, vom Verfall der Sprache begleitet.

Im Sprechen und durch das Sprechen ist die Kommunikation direkt. Derjenige, der spricht – in der starken Bedeutung des Wortes – erfindet und findet von neuem den Inhalt der affektiven oder begrifflichen Nachricht. Er schreitet in der eroberten Transparenz voran. Das Sprechen ist *Ereignis,* wie die Poesie. Die Rede hat nichts von einem Ereignis. Sie geht in der Diskontinuität ihren Weg.

Die durch die Rede degradierte Sprache erzeugt eine Versuchung und Versuche: die Rede wieder zu beleben, sie aus diesem neutralen Zustand herauszunehmen. Das ist die Rolle der Rhetorik. Sie greift die Rede wieder auf und versucht, ihr wieder Leben zu geben, wenn nicht das des Sprechens, zumindest das der »Figur«. Ein oft lächerlicher Ver-

such: die Rhetorik erlangt nur eine *Mimesis* des Sprechens. Es ist die Schönrednerei; der Bereich der Professionellen, der Literaturexperten, die diese tote Schönheit in ihren Eisschränken, imaginären Museen, Handbüchern, Auszügen, ausgewählten Stücken, gelehrten Exegesen aufbewahren. Die Rhetorik parodiert das Sprechen. Sie kann den *Stil* wiederherstellen. Nur das Sprechen hat einen Stil begründet. Die gelehrten Zusammenfügungen der Rhetorik verwenden geschickt das *Sich-Löslösen* von Signifikanten und Signifikaten. Diese Rhetorik setzt zugleich auf die Bedeutungen (der *Sinn* entgeht ihr, entflieht ihr) und auf die Lücken der Bedeutungen, auf die Zeichen, die sich für eine Zeit lang von den Signifikaten loslösen.

Wir finden hier die Verbindung zwischen Fetischismus und Verfall der Sprache wieder, indem wir ihn in Beziehung zur Rhetorik der Reklame und der Literatur (oder Pseudo-Literatur) bringen. Das ständige *Sich-Loslösen* der Signifikate und Signifikanten ermöglicht das Eingreifen einer verfeinerten, in höherem Grad betrügerischen Hyper-Rhetorik. Es gibt also Mißbrauch der Signifikanten. Man taucht ein in die Signifikanten. Man entdeckt die Freuden dieses Mißbrauchs, der den Mißbrauch der Symbole in der Romantik und des Bildes im Surrealismus ersetzt. Warum soll man sich auf die Inhalte, auf die Signifikate, d. h. auf die Bedürfnisse, auf die »Güter«, auf die Objekte, so wie sie sind, beziehen? Man genießt die Reklame um ihrer selbst willen. Jene Seite ist ein Meisterwerk, jener Text ein Gedicht auf den Ruhm der Feminität, der Virilität. Gehen die Signifikate verloren und werden die Bedeutungen undeutlich? Dann geht man eben über zu einer Injektion von Signifikaten. Man kommt ostentativ auf das »Reale«, auf das »Konkrete«, die Praxis zurück. Man sagt sich, daß die Wörter nichts sind, daß vom Realen nur das Reale gilt. Man begibt sich in einen anderen Kreisel (in einen anderen Pleonasmus). Der kräftige Champion der Realität dreht sich wie ein Zirkuspferd.

Die Rede ist verkäuflich. Sie dient zum Verkaufen. Sie wird manipuliert und ermöglicht es, zu manipulieren. Die Leute sind nun eingeteilt in Manipulatoren und Manipulierte; die Rollen können wechseln, und der Manipulator läßt sich manipulieren. Die Rede vollendet so die Entfremdung durch das Geld und die Welt der Ware. Geht man den Dingen auf den Grund, so ist es übrigens nicht sie, die manipuliert und entfremdet: es ist die Form, die jene andere Form, die Sprache, aufgefangen hat, d. h. die Ware, und die sie zur Rede, zum Überredungsmittel, d. h. Mittel zum Verkaufen verwandelt.

Die Rede vollendet und schließt im Bereich der sprachlichen Form die

Entfaltung der Warenform. Sie fügt dem ein beunruhigendes Element hinzu. Soziale Norm geworden, »Patterns« transportierend, Obligationen und Sanktionen eingeschlossen, ist die Rede nicht ohne einen latenten oder eingestandenen *Terrorismus*. Er übt einen Druck aus. Die Rollen, die Haltungen, die Meinungen werden, sozial gesehen, durch die banale Rede in einen Kode gefaßt. Die »Personalisierung«, die nach dem »Patterns« und nach den »Essenzen« (Feminität, Jugend usw.) kodifiziert ist, findet ihre Elemente in der Rede. Sie baut sich auf nach den eingeschlichenen, suggerierten, niemals brutal aufgezwungenen Indikationen, die in der Rede enthalten sind. Derjenige, der sich nicht der Rede unterwirft, kann sich weder »verwirklichen« noch verständlich machen. Er ist ein »Abweichler«, d. h. ein Kranker oder eine Individualität. Die Rede wird institutional. Sie verbietet das Sprechen, das untertaucht.

Wir sagen, daß die Rede einen Terrorismus ausübt in dem Sinne, daß er die Erhaltung des »Nullpunktes« fordert. Das Sprechen? Es wird selten; mehr noch, es ist proskribiert. Es wird lächerlich oder verabscheuungswürdig. Wieviele Dinge muß man vermeiden zu sagen, zu erwähnen, wenn nicht als Anspielung (und noch nicht einmal das). Das Standing, der soziale Status befehligen die Reden; ebenso die Rollen: Kind oder Familienvater, Heranwachsender oder Erwachsener, Kunde oder Verkäufer. Von diesen unsichtbaren »Befehlen« ist niemals die Rede. So werden die (lebendige) Kommunikation und die Zirkulation (der Ideen), die schon schwierig sind wegen der Rede, unsichtbar kontrolliert. Nicht von außen, sondern von innen. Die Rede garantiert in keiner Weise weder den Austausch der Gefühle noch den der Gedanken. Sie garantiert lediglich den Warenaustausch im Konsum, die Aufrechterhaltung der Regeln, die Permanenz der Modelle.

Die Rede ohne mögliche Antwort ist der latente Terrorismus, der sich selbst bekennt: Reklame, Propaganda, Radio, Fernsehen, Stimmen, die ohne Dialog diskurieren, Waren, deren Konsum unter der Strafe unerträglicher Isolierung geboten ist. An der Grenze das Schweigen: das Schweigen von unten.

Die Rede überlagert in einer Dualität, die sich zu so vielen anderen hinzufügt, die Sprache. Der zur Philosophie erhobene Dualismus ist falsch, es gibt aber dennoch Dualitäten, Spaltungen im Bewußtsein und im Menschen. Unter anderen diese: Sprache und Rede, getrennte Fragmente des Sprechens. Sie müssen direkt faßbar sein. Das Aneinanderkuppeln funktioniert nicht immer. Die Teile der Verzahnung entfernen sich voneinander. Der Mensch der Rede wütet in seiner Voll-

kommenheit. Er fühlt nichts mehr; das Gefühl ist entfernt. Dieser Mensch weiß viel, hat viel gelernt; in der Rede bedient er sich dessen, was er weiß, indem er die Wörter und Bedeutungen einsetzt. Er läßt den Sinn aus, bis er ihn vergißt. Er hält vermittels der Rede durch. Er handelt durch die Rede. Die Rede wird Zentrum des individuellen und sozialen Bewußtseins.

Wir stoßen hier auf ein Problem, das wir nicht ganz werden lösen können. Innerhalb der Beziehung zwischen dem Sprechen, der Sprache und der Rede spielt sich ein seltsames Schauspiel ab. Das, was die Rede zurückstößt und zurückgeht, auf die zweite Ebene, scheint »tief« zu sein. Bedeutungstragende Elemente, die substantiell nicht von denen unterschieden sind, die die Rede aneinanderreiht – Wörter, losgelöste Silben, Bilder –, scheinen etwas zu sein, was sie nicht sind: geheimnisvoll.

Gegenschlag. Zusätze und Lücken im Bewußtsein führen dazu, jene Modalität des Bewußtseins zu erzeugen, die man »das Unbewußte« nennt. Was ist in unserem Licht das Unbewußte? Wäre es, wie es sich die Psychoanalytiker sagen, im Traum und in der Träumerei manifestiert, nicht das Doppel und das Andere der »Personalisierung«, die in der Rede und Welt der Objekte durchgeführt wird? Wäre es nicht das Negativ, die andere Seite der Objekte? Wäre das Unbewußte also das Bedeutungslose, das am meisten mit einem dennoch entfernten und abwesenden Sinn erfüllt ist? Es wäre eine Sprache, die mit zerbrochenen, aufgelösten, in den Hintergrund zurückgeworfenen Symbolen aufgeladen ist. Durch Zerfall mit ideologischen, ungenau erfaßten und kaum begriffenen ideologischen Reminiszenzen aufgefüllt, unterscheidet es sich von der Rede. Es ist keine Rede, sondern eine nicht bewußt als solche erlebte Imagination, aber in der gleichen Situation wie das Bewußtsein. Wenn es geschieht, daß sie sich um ein altes Symbol systematisiert, wissen wir, was passiert: ein pathologischer Zustand entsteht. Die Semantik des »Bewußtseins« koinzidiert also nicht mit der des »Unbewußten«. Die letztgenannte erlaubt es vielleicht, für jeden Fall eine individuelle, isolierte, zerstückelte Symbolik freizulegen (wenn man Freud folgt, eine Funktion der Abwehrreaktionen des »Ich« gegen die Aggressionen von außen, mit Travestierung dessen, was sich einfach hätte fixieren können und sollen). So taucht der Psychoanalytiker auf, der zu einer »Katharsis« (Reinigung und Transparenz) gelangt oder nicht. Wir äußern uns hier nicht zur Psychoanalyse als Wissenschaft, Kunst oder Technik. Wir stellen fest: die Psychoanalyse ist zu einer soziologischen Tatsache geworden, deren Kontext, d. h. das Unbewuß-

te als soziale Tatsache, wir umschreiben. Die Entfremdung? Sie rührt weder von der Sprache her noch vom Sprechen, sondern von einer Verkennung des Sprechens und von einem falschen Gebrauch: der Rede. Durch die Rede und in der Rede sind die Menschen entfremdet, von ihren grundlegenden Beziehungen entfernt (in der Praxis, in der Produktion, in der Schaffung von Werken). Diese allgemeine Entfremdung des Bewußtseins erzeugt das soziale »Unbewußte«, obgleich es immer noch hinter den Kulissen des individuellen Bewußtseins liegt. Wie sollte man sonst die Welle des Irrationalismus erklären, der durch die Rationalität der Rede, der Technik, der operationalen Aktivitäten hervorgerufen wurde? Ganz sicher gibt es Unsinn, Scheitern des Sinns oder Verkennen. Also Sturz in das »Unbewußte« und zugleich in die Trivialität der bewußten Rede. Es ist übrigens möglich, daß die Rückkehr zur Rede *die Entfremdung zurücknimmt*. Das ist das Ziel der Psychoanalytiker und der Dichter.

Ein Heilmittel? Eine Hilfe? Wir schlagen nichts vor. Wir schließen die Rückkehr zu den Symbolismen aus. Die Wiederherstellung der alten Symbole definiert eine veraltete Romantik. Was wir fordern, wäre eine Erfindung, eine »poiesis« oder schöpferisches Sprechen. Das ist zunächst eine Aktion, die in der Praxis die unbegrenzten Anmaßungen der Ware und deren Welt (also des Geldes) einschränkt. Ohne sie durch »höheren« Zwang und die »Werte« der Moral oder der Politik zu ersetzen. Einige haben es versucht: Nietzsche unter anderen. Sie sind gescheitert. Die Tiefe täuscht; und wir sind versucht, die Parole zu formulieren: »Achtung Tiefen! Mißtraut dem Abgründigen wie dem Himmlischen, dem Existentiellen wie dem Essentiellen. Bleibt oberflächlich, d. h. an der Oberfläche, in der Nähe dessen, was erleuchtet und erleuchtet ist. Unter der Bedingung, das zu sagen, was geschieht. Die Tiefe enthält Fallen, Zauber, bösartige Bilder. Das Expressive? Das Symbolische? Das Dunkle? Insistiert auf ihrer Relativität. Bleibt an der Oberfläche, dorthin kommen die Wesen der Tiefe, um zu atmen. Bleibt dort unter der Bedingung, sie unablässig zu denunzieren, in aller Einsicht, d. h. durch die Erläuterung. Die Oberfläche, das Oberflächliche ist das Tägliche, das, was man beim Reden mit den Leuten hört, das, was man in ihrem Leben sieht. Beginnt nicht von neuem die gescheiterten Versuche der Philosophen – Nietzsche, Heidegger, Bachelard –, der Dichter, die sich für Magier und Propheten hielten, von Freud, dessen Methode zur Technik und zur Pataphysik wird. Selbst wenn es sich darum handelt, die Rede zu revolutionieren, um die Sprache neu zu schaffen, vermeidet die Illusionen der Metaphysik und der alten Ro-

mantik, die nicht den Rahmen verlassen können, den sie sprengen wollen, und den sie nie verlassen haben. Seid oberflächlich, ohne dennoch die Warnung zu vergessen:

»O Mensch! Gib acht!

. . .

Die Welt ist tief,

Und tiefer als der Tag gedacht.«*

* Vgl. Fr. Nietzsche, Werke in drei Bänden, München 1955, Bd. II, S. 472 f. (Anm. d. Red.)

REGISTER

Äquivalenzprinzip, der Rede 116 f.
Artikulation, doppelte 49 ff., 99, 120
Artikulationsniveau 48 ff., 109, 120 ff., 125, 133 f., 162, 211
Auflösung, der Sprache 82 ff.

Bedeutung 100 ff., 111, 120 ff., 145 ff., 187, 205
Bedeutungsfelder 74 ff., 99 ff., 160, 164, 169, 179, 199
Bewußtsein 23, 37 f., 156, 210, 234
Beziehungen, primäre/sekundäre 100 f., 121, 133 ff., 147

Denken, Formen des 66
Denotation 25, 38, 117, 122, 147
Determinismus 31 f., 35, 70
Diachronie 47, 64, 135, 198
Dialektik 41, 65 ff.
Dichotomie, linguistische 112 f., 116
Dimensionen der Sprache, paradigmatische 138, 174, 176
– pragmatische 137 ff.
– semantische 137
– symbolische 142, 153 ff., 161, 174, 176, 204
– syntagmatische 137 ff., 160 f., 174, 176, 228

Ebene, subsprachliche/suprasprachliche 136, 193
Einheit, distinkte 50 ff.
– signifikante 51 f.
Erzählungen, mythische 104 f.

»fait social« 72 f.
Formationsregeln 137 f.
Formen, Theorie der 183 ff.
Funktionalismus 134

Gerede 221 ff.
Gesellschaftswandel 71 ff.

Ideologie 22, 73, 106 f., 196
Immanenzprinzip 116 f., 119, 136, 142, 168, 228
Information 19 f., 37, 55, 68 f., 77
Inhalt, und Form 187 ff.
Intelligibilität 30 ff., 53 f., 65 ff., 101
Inventar, begrenztes/unbegrenztes 53, 56, 108, 198

Kodes 19 f., 37, 53, 57, 72, 76 ff., 85, 140, 156 ff., 170, 175 f., 179 ff., 185
Kombination 21, 57, 114 f.
Kommunikation 29, 55, 78, 80, 191 f., 194, 197, 226, 231
Konnotation 25, 38, 117, 122, 147
Konsumgesellschaft 79 f., 84 f.
Kontext, sozialer 96, 114

Leerstelle, des Satzes 127 ff.
Lexem 52, 128
Logos 33 f., 39 ff.

Metasprache 18 ff., 96, 115 f., 134, 139, 181, 203
Monem 50 ff., 61, 111, 128

Netz 78 ff., 85, 173, 231
Nomenklatur 17 f., 22, 36, 43

Objektivität 36 f.
Opposition 52, 67, 100 ff., 164 ff.

Paradigmata 52, 144, 183
Personalisierung 84 f.
Philosophie 22 ff.
Phonem 50 f., 61, 111 f., 128

Pragmatik 138 ff.
Produktionsverhältnisse 79 ff.

Rede 73 ff., 112 ff., 132, 192, 207 ff.
– als soziale Norm 229
– philosophische 32
– rhetorische 80
– tägliche 22, 32
Redekette 75, 80, 114 f.
Reduktionsmodelle 87 ff.
Reklame 71 ff.

Satz 127 ff.
Schrift 20, 43 f., 48, 216
»sein«, Sinn von 31 f.
Selektion 114 ff.
Semiologie 38, 53 ff., 152
Semiotik 136 ff.
Signifikant 43, 49 f., 72 f., 121 ff., 132, 141, 153, 179, 194, 202 f., 232
Signifikat 43, 49 f., 72 f., 121 ff., 132, 141, 153, 160, 168, 179, 181, 194, 202 f., 232
Sinn 100 ff., 111, 120 ff., 145 ff., 178, 200, 205, 212
Sinnstruktur 193 ff.
Sprache, Auflösung der 82 ff.
– und Bewußtsein 23 f.
– und Bild 75 ff., 123
– und Kunst 26 ff.
– und Objektivität 33
– und Situation 200 ff.
– als Ware 207 ff.
– und Wert 207 ff.
Sprachkrise 71 f.
Sprachtheorie/-wissenschaft 19, 36, 54, 110
Sprechakt 33, 40, 44
Stabilität, von Sprache 63 ff.
Superzeichen 50, 61 ff., 76, 130
Symbol 42, 60, 140 ff., 148 ff., 156 f., 224, 234 f.
Symbolismus 141 ff., 165, 179
Synchronie 47, 64, 135, 198

Text, sozialer 177 ff., 182

Umgangssprache 17, 22, 25, 41, 49, 183
Universalsprache 41

Verbalismus 27

Warensprache 214 ff.
Werbung 71 ff.
Wert 100 ff., 144, 147 ff., 179 f., 187, 200, 205, 212
Wissenschaftssprache 17 ff., 203

Zeichen 42 ff., 50, 72, 74, 96, 98, 135 ff., 211

Sprache und Lernen

Internationale Studien zur pädagogischen Anthropologie

Herausgegeben von

Werner Loch, Harm Paschen und Gerhard Priesemann

Arno A. Bellack u. a.
Die Sprache im Klassenzimmer 1973

Basil Bernstein
Studien zur sprachlichen Sozialisation [2]1973

James Britton
Die sprachliche Entwicklung in Kindheit und Jugend 1973

Jerome S. Bruner
Der Prozeß der Erziehung [3]1973

Jerome S. Bruner
Entwurf einer Unterrichtstheorie 1973

Karin Bühring
Allgemeine Semantik: Sprachkritik und Pädagogik 1973

Edeltraud Bülow
Kommunikative Ethik 1972

G. W. Ford und L. Pugno (Hrsg.)
Wissensstruktur und Curriculum 1972

Hans G. Furth
Denkprozesse ohne Sprache 1972

Hans G. Furth
Piaget für Lehrer 1973

Gotthilf Gerhard Hiller
Konstruktive Didaktik 1973

H. P. Hirst und R. S. Peters
Die Begründung der Erziehung durch die Vernunft 1972

Guido König
Strukturen kindlicher Sprache 1972

Denis Lawton
Soziale Klasse, Sprache und Erziehung [3]1973

Henri Lefebvre
Sprache und Gesellschaft 1973

Morris M. Lewis
Sprache, Denken und Persönlichkeit im Kindesalter [2]1973

A. R. Lurija und F. Ja. Judowitsch
Die Funktion der Sprache in der geistigen Entwicklung des Kindes [3]1973

Thomas Molnar
Die Zukunft der Bildung 1971

Charles W. Morris
Zeichen, Sprache und Verhalten 1973

R. S. Peters
Ethik und Erziehung 1972

Jean Piaget
Sprechen und Denken des Kindes 1972

Jean Piaget
Urteil und Denkprozeß des Kindes 1972

Jean Piaget und Bärbel Inhelder
Die Entwicklung der elementaren logischen Strukturen
In zwei Teilbänden 1973

Gerhard Priesemann
Zur Theorie der Unterrichtssprache 1971

Israel Scheffler
Die Sprache der Erziehung 1971

Jörg Schlee
Sozialstatus und Sprachverständnis 1973

Jonas F. Soltis
Einführung in die Analyse pädagogischer Begriffe 1971

Dieter Spanhel
Die Sprache des Lehrers [2]1973

Dieter Spanhel (Hrsg.)
Schülersprache und Lernprozesse 1973

Pädagogischer Verlag Schwann
4 Düsseldorf · Postfach 7640

Sprache und Lernen

Internationale Studien zur pädagogischen Anthropologie
Herausgegeben von Prof. Dr. Werner Loch,
Prof. Dr. Harm Paschen und Prof. Dr. Gerhard Priesemann

Band 23
Henri Lefebvre
Sprache und Gesellschaft

Im vorliegenden Werk entwickelt Lefebvre eine umfassende, kritische Theorie über die Zusammenhänge von Sprache und Gesellschaft: Sprache als sozialem System einerseits und Funktionen der Sprache innerhalb des modernen gesellschaftlichen Systems andererseits. Dieser kritische Entwurf, der eine Vielzahl linguistischer, soziologischer und ideologiekritischer Aspekte berücksichtigt, nimmt ständig Bezug auf die gegenwärtige, reale und alltägliche Situation des Menschen, konfrontiert linguistische mit soziologischen Erkenntnissen und zeigt auch die Unzulänglichkeiten verschiedener Theorien auf.
Solche konkreten Analysen gewinnen unmittelbar eine pädagogische Dimension, indem sie sprachliche und gesellschaftliche Wechselwirkungen beleuchten und das Bewußtsein schärfen für die geschehenden Kommunikationsprozesse, die kommunikativen Defizite und Manipulationen, die es in allen Lebensbereichen gibt und die sich besonders auch im Erziehungsbereich auswirken.

Henri Lefebvre leitet seit 1967 die Abteilung Soziologie an der Fakultät Nanterre-Sorbonne, Paris; er gehört zu den prominentesten europäischen Marxisten der Gegenwart; von seinem umfangreichen Werk zu verschiedenen philosophischen und soziologischen Problemen liegen auch einige deutsche Ausgaben vor, u. a. „Der dialektische Materialismus" und „Das Alltagsleben in der modernen Welt".